Denkwürdigkeiten

aus der

Geſchichte der Vorzeit.

Herausgegeben

von

Dr. Rauſchnick.

Marburg und Caſſel,
bei Johann Chriſtian Krieger.
1822.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Vorrede.

Wie wenig der Verfaſſer gegenwärtiger Bruchſtücke auch ein Freund von Vorreden iſt, da ſie nur ſelten geleſen, noch ſeltener beherzigt werden, ſo veranlaßt ihn doch der Wunſch Mißdeutungen vorzubeugen, und den richtigen Geſichtspunkt zur Beurtheilung ſeiner Schrift feſtzuſtellen, ihr einige, ihren Zweck andeutende Worte vorauszuſchicken.

Wenn der wichtige Einfluß, den vor allen andern Wiſſenſchaften die Geſchichte auf die geiſtige Bildung des Menſchen äußert, nicht beſtritten werden kann; ſo darf die gegenwärtig allgemein in unſerm deutſchen Vaterlande ſich zeigende Vorliebe für dieſen Zweig des Wiſſens als ein erfreuliches Zeichen der Zeit betrachtet werden, welches die Fortſchritte unſeres Volkes zum Beſſern auf

eine unzweideutige Weiſe bekundet. Der Fleiß, den unſere Gelehrten auf hiſtoriſche Forſchungen verwenden, wird auf das ſchönſte durch die Theilnahme belohnt, den ihre Werke — die Ergebniſſe jener Forſchungen — bei dem großen gebildeten Publikum finden, welches die nur zu oft geiſt- und zweckloſe Romanenlectüre mit der nützlichern geſchichtlichen vertauſchet und ſehr rühmlich Unterhaltung mit Belehrung verbindet. — Nicht mehr wie ehemals wird auf Schulen und Gymnaſien die Geſchichte vernachläßiget; Jeder, der auch nur einigermaßen auf Bildung Anſpruch machen will, muß ſich wenigſtens einige hiſtoriſche Kenntniſſe eigen gemacht haben, und ſelbſt geiſtvolle Frauen ſind in dieſem Fache des Wiſſens — früher ihnen eine terra incognita — nicht mehr ganz fremd.

Unter dieſen Umſtänden ſcheint die Herausgabe des gegenwärtigen Werkchens vielleicht nicht ganz überflüßig zu ſeyn. Der Zweck deſſelben iſt, demjenigen Theile der Leſer, denen Quellenſchriften unzugänglich ſind, Beiträge zu einer genauern Kenntniß merkwürdiger Zeiträume, Perſonen und Begeben-

heiten darzubieten, als sie in den bekannten Geschichtswerken, die ganze Völker- und Staatengeschichten umfassen, erhalten können; ferner sie mit den Ansichten und Urtheilen unserer Altvordern über historisch wichtige Thatsachen bekannt zu machen und ihnen Gelegenheit zu geben, die Meinungen der lebenden Geschichtsforscher mit denen einer frühern Zeit zu vergleichen; endlich junge Leser, die sich nur zu leicht durch die Weitschweifigkeit und den veralteten Stil von dem Lesen alter Chroniken abschrecken lassen, auf die darin enthaltene Sprach- und Sachschätze aufmerksam zu machen. Aufschlüsse über die Kultur und Sittengeschichte der Vorzeit zu liefern, lag gleichfalls in dem Plane des Verfassers.

Ueber die von dem Verfasser getroffene Auswahl, so wie über die Art, wie er seine Quellen benutzt hat, ist er vielleicht seinen Lesern Rechenschaft zu geben schuldig. Er wird sich dieser Pflicht im zweiten Bande, der auch zugleich eine genaue Angabe der von ihm benutzten Schriftsteller enthalten soll, entledigen. Es schon jetzt zu thun hielt er für

unzweckmäßig, da nur die Uebersicht des Ganzen es zu beurtheilen erlaubt, in wie fern er seinem Plane entsprochen hat.

Die Entfernung des Wohnsitzes des Verfassers von dem Druckorte möge den geneigten Leser zur Nachsicht wegen der eingeschlichenen Druckfehler bewegen, wovon die bedeutendsten in dem beigefügten Verzeichniß angezeigt sind. Hier nur noch die Bemerkung, daß der Schluß von Attilas Geschichte in dem zweiten Bande, der unfehlbar zur Michaels-Messe erscheint, enthalten seyn wird, welches auf der 256sten Seite, wo die erste Abtheilung endigt, anzuzeigen, aus Versehen unterlassen worden.

Elberfeld im April 1822.

Inhalt.

Seite

Kasimir der Große, König von Polen. . . 1

Feldzüge Kaiser Karl V. gegen den Schmalkaldischen Bund. Nach den Berichten von Augenzeugen, die während der Feldzüge in des Kaisers Nähe waren. 79

Kaiser Maximilian I. Rede auf dem Reichstage zu Augsburg (1518) wegen des Türkenkrieges. 169

Attila, König der Hunnen. (Nach Antonius Bonfinis.) 194

Die Belagerung, Stürmung und Eroberung Roms durch Kaiser Carol V. Kriegsvolk, ein merklich Histori, voll verborgener Geheimniß Gottes. 257

Seite

Von den deutſchen Turnieren. 296

Gregor der VII. und die deutſchen Biſchöfe. . 339

Die Berner Geſpenſtergeſchichte. . . . 361

Ein Ungeheuer aus reiner Neigung zum Böſen. 380

Kasimir der Große, König von Polen.

Die Geschichte von Polen ist, wenn gleich dieser Staat nie einen besonders ausgezeichneten, noch weniger aber einen dauernden Einfluß auf die Angelegenheiten des europäischen Staatenbundes behauptet hat, dennoch in vieler Hinsicht höchstmerkwürdig, anziehend und belehrend. Sie zeigt uns ein Volk, das, aus dem tiefen Dunkel eines beinahe unbekannten Erdstriches hervortretend und die verlassenen Wohnsitze anderer Volksstämme einnehmend, alle Eigenschaften zu besitzen scheint, die es berechtigen, eine glänzende Rolle auf der Schaubühne der Welt zu spielen. Sie meldet uns ferner, wie dieses Volk in der ersten Epoche nach seinem Erscheinen, als es sich nur noch wenig von dem rohen Naturstande entfernt hatte, von weisen Fürsten durch

wenige, aber gerechte und seiner Bildungsstufe angemessene Gesetze auf eine patriarchalische Weise regiert wurde; sie macht uns mit vielen ansprechenden und bewundernswürdigen Zügen der Häupter und Edeln dieses Volkes bekannt, die sie aus dem langen finstern Zeitraum aufbewahrt hat, wo die Wahrheit noch Hand in Hand mit der Fabel geht. Sie stellt uns endlich dieses mit ganz vorzüglichen Fähigkeiten ausgestattete, auf einem fruchtbaren Boden wohnende Volk, nachdem es durch Annahme des Christenthums und europäischer Institutionen einen Rang unter den zivilisirten Nationen eingenommen hat, als stets von der Größe und Macht, die sein Beruf zu seyn scheinen, entfernt, und höchstens nur in einzelnen Momenten glänzend und eine angemessene Würde behauptend dar, und berichtet uns dann, wie es unaufhaltsam seinem Untergange entgegen eilet.

Die Hindernisse, die sich Polens Größe entgegenstellten, so wie die Ursachen, die das Sinken und den Fall dieses Reiches veranlaßten, kennen zu lernen und von ihrem Entstehen bis auf den Punkt, wo ihre Wirkung sich offenbarte und vollendete zu verfolgen, kann nicht anders als höchst belehrend seyn, besonders da gerade bei diesem Volke mehr wie bei irgend einem an-

dern der nachtheilige Einfluß der Hierarchie und der Adels Aristokratie auf das Schicksal der Nationen sich bekundet.

Das Schicksal der Völker hängt nur zu oft von einzelnen kurzen Momenten ab, die, nachdem sie benutzt oder verabsäumt werden, deren Größe oder Verfall bewirken. Wäre König Kasimir der I. nicht in ein Kloster gegangen, so hätte er, nachdem er den Thron wiederum bestieg, den Peterpfennig an Rom nicht bewilligen und dem römischen Stuhl nicht einen so großen Einfluß gestatten dürfen. Höchstwahrscheinlich wären dann keine Theilungen des Staates erfolgt und Polen würde kräftig genug geblieben seyn, sich der heidnischen Preußen zu erwehren und diese endlich zu unterjochen. Der deutsche Orden, dieser nachmals so furchtbare Gegner Polens kam dann nie nach Preußen, und Polen gewann die Ostseeküste und mit ihr die unerschöpfliche Quelle der Zivilisation und des Völkerglückes, den Handel. Wer zweifelt noch, daß unter diesen Umständen Polen eines der mächtigsten europäischen Reiche geworden wäre und Preußen sowohl wie Rußland nie als selbstständige Mächte hätten auftreten können? So hing das Schicksal eines großen Volkes auf viele Jahrhunderte von den Launen eines herrschsüchti-

gen Weibes und der Frömmelei ihres Sohnes ab *).

Die Geschichte von Polen kann, mit Ausnahme weniger kurzen und glänzenden Momente, die Geschichte eines tausendjährigen Volksunglücks genannt werden. Nie fand in einem andern europäischen Staate eine solche Menge von Mißgriffen der Regenten, von Widerwärtigkeiten, die das Reich betrafen, und von Hindernissen, die sich der Begründung des dauernden Volkswohls entgegenstellten, statt, wie in Polen; Alles schien sich gegen das Glück dieses Volkes

---

*) Nach dem Tode Königs Mieczeslaus II. führte Mizenca dessen Wittwe die Reichsregierung im Namen ihres Sohnes, Kasimir I. Diese Frau machte sich durch Geiz, Bedrückungen, durch die Heftigkeit des Temperamentes und Partheilichkeit für ihre Landsleute, die Deutschen, denen sie die vornehmsten Aemter und Würden ertheilte, so verhaßt, daß sie nebst ihrem Sohne aus Polen entfliehen mußte. Kasimir, von seiner Mutter höchst bigott erzogen, ging nach Frankreich und wurde daselbst im Kloster Clugny Mönch. Polen erlitt nun sechs Jahre hindurch alle Schrecken und Plagen der vollständigsten Anarchie; Bürgerkriege verwüsteten es, Straßenräuber machten die Landstraßen unsicher, die Bauern empörten sich gegen ihre Herren, und um das Unglück vollständig zu machen, drangen Russen und

verschworen zu haben und selbst Regenten, die mit ausgezeichneten Herrschertalenten begabt waren, trugen, ohne es zu wollen, zum Verfalle dieses Staates bei.

Diese Betrachtungen veranlaßten uns aus der reichen Fülle der Begebenheiten, deren Schauplatz jenes Reich ist, die Geschichte Kasimirs des III, oder des Großen, des berühmtesten aller polnischen Könige, als vorzüglich geeignet zur belehrenden Unterhaltung, zur Darstellung zu wählen, denn der Zeitraum seiner Regierung ist, da er als der Kulminationspunkt von Polens

---

Böhmen in das unbeschützte Land und verheerten es mit Feuer und Schwert. Um diesem Elende ein Ende zu machen, vereinigten sich die polnischen Großen und riefen Kasimir aus dem Kloster auf den Thron zurück. Der fand aber eine Lösung seines Mönchsgelübdes für nöthig, bevor er die Regierung wieder annahm, und der Pabst löfete solches nur unter dem Beding, daß Polen für ein Lehn des päpstlichen Stuhls erklärt würde, zu dessen Zeichen eine jährliche Kopfsteuer unter dem Namen des Peterspennigs gezahlt werden, auch jeder Pole sich eine Mönchsplatte scheeren lassen mußte. Der Einfluß der Kirche wurde durch diese Zeichen der Unterwürfigkeit fest begründet. Während des Zwischenreiches war auch Masovien durch Maslaw von Polen getrennt worden.

Größe angesehen werden darf, ganz vorzüglich merkwürdig und liefert, indem sie uns ein anziehendes Gemälde gediegener Herrschergröße darstellt, den wichtigen, obwohl niederschlagenden, Beweis, daß auch der ernsteste Wille verbunden mit einer ausgezeichneten Kraft und mit einem vorzüglichen Talent nicht immer hinreichend ist einen Regenten vor Mißgriffen zu bewahren, deren Folgen noch nach Jahrhunderten die späten Enkel beklagen.

Bevor wir uns mit den Thaten dieses großen Fürsten selbst beschäftigen, ist es nöthig, einen Blick auf den Zustand Polens vor dem Antritt seiner Regierung zu thun, um die Verdienste, die er sich um dieses Reich erworben hat, in ihrem ganzen Umfang würdigen zu können.

Polen war seit Herzog Kasimir des Gerechten Tode, (1194) also fast hundert und vierzig Jahr hindurch, beinahe ununterbrochen von allen nur möglichen Unglücksfällen heimgesucht worden, als Kasimir der Große den Thron bestieg. Kasimir der Gerechte hinterließ einen minderjährigen Sohn und das Land kam unter die Regentschaft der Herzogin Wittwe, die dem früher entsetzten tyrannischen Herzoge Mieczeslaus, dem

Greise, einem Bruder des verstorbenen Kasimir, keinen Widerstand leisten konnte, als er sich der Regierung bemächtigte. Das mißvergnügte Volk lehnte sich gegen ihn auf und vertrieb ihn; doch, er kehrte mit den Waffen in der Hand wieder, bemächtigte sich aufs Neue der Herrschaft und nur sein Tod befreite die unzufriedenen Polen von dem verhaßten Usurpator. Aber er hatte einen Sohn Wladislaus den Schwachbeinigen hinterlassen, der seines Vaters Rolle ersetzen wollte. Die Nation widersetzte sich ihm, es kam zum Bürgerkriege, und nur als er das Feld nicht länger behaupten konnte, begab er sich seiner Ansprüche auf den Thron. Lescus, Kasimirs Sohn, gelangte jetzt zur Regierung. Eine seiner ersten Regentenhandlungen war die Abtretung der Provinzen Masovien und Cujavien an seinen Bruder Conrad. Lescus war ein schwacher Fürst, Conrad war schwach und schlecht zugleich; die Theilung dazu genommen: wie mußte es um Polen stehen? Conrad mußte einen schimpflichen Tribut an die heidnischen Preußen zahlen und um sich ihrer zu erwehren, endlich die Ritter des deutschen Ordens zu Hülfe rufen. Schwentopulk der Statthalter von Pommern machte sich von Polen unabhängig und erschlug den Lescus, den eben sein Volk absetzen wollte,

Ihm folgte sein Sohn Boleslaus, dem sich, da er noch minderjährig war, sein Oheim Conrad von Masovien zum Vormunde aufdrängte. Aber auch Herzog Heinrich der Bärtige von Schlesien trachtete, von dem Volke dazu aufgefordert, nach der Vormundschaft, und da Conrad nicht zurücktreten wollte, so entspann sich ein blutiger Bürgerkrieg. Unter Boleslaus Regierung und unter der seines Nachfolgers Lescus V. wurden von dem Herzoge Conrad von Masovien viele Unruhen erregt, auch verwüsteten die Tartarn Polen auf das Schrecklichste. Zu Lescus V. Zeiten wütheten ansteckende Krankheiten in Polen, die, wie man sagt, davon entstanden seyn sollen, daß die Tartarn bei ihrem Abzuge aus Polen die Brunnen vergiftet hatten. Nach Lescus zehnjähriger Regierung entstand, als er gestorben war, ein blutiger Streit wegen der Thronfolge, der eine unbeschreibliche Verwirrung in Polen veranlaßte und erst nach sechs Jahren endigte, als man sich zur Wahl Premislaus II vereinigt hatte. Dieser trat mit vieler Kraft auf, nahm den von Polens Regenten seit zweihundert Jahren nicht mehr geführten Königstitel wieder an, und bekundete durch mehrere umsichtige Handlungen seinen Beruf zum Herrschen. Leider wurde er schon im achten Monate seiner Regierung er-

mordet. Wladislaus Lokietek *), ein Bruder Lescus V bestieg nun den Thron. Er führte einige glückliche Kriege mit den schlesischen Herzogen, dann aber überließ er sich einem üppigen Leben, vernachläßigte die Regierung und wurde deshalb abgesetzt. Wenzeslaus IV. König von Böhmen, der eine Tochter des ermordeten Premislaus zur Gemahlin hatte, erhielt nun die polnische Krone. Seine kurze Regierung (von 1300 — 1305) brachte dem polnischen Reiche keinen Vortheil, denn er besetzte die vornehmsten Staatsämter mit Böhmen, denen das Wohl des Landes nicht am Herzen lag, und war nachsichtig gegen die Bedrückungen derselben. Während seiner Herrschaft wurde Polen abermals von der Pest verheert. Nach seinem Tode gelangte Wladislaus Lokietek wiederum zur Regierung. Dieser Fürst schien durch seine Absetzung gebessert worden zu seyn und bewies, daß es ihm nicht an Herrschertalenten fehle. Allein Polen wurde unter seinem Zepter von mancherlei großen Unglücksfällen betroffen, so daß der Zeitraum seiner Regierung keineswegs ein glücklicher genannt werden kann. Eine Hungersnoth der unerhör-

*) Von Lokrec eine Elle, seiner körperlichen Kleinheit wegen so genannt.

testen Art, bedrängte unter andern das Land; sie war so groß, daß selbst die halbverweseten Leichname aus den Gräbern gescharrt und die Körper hingerichteter Verbrecher von den Galgen genommen und als Nahrungsmittel angewendet wurden. Eine Folge des Mangels gesunder Speisen war eine Pest, die beinahe den dritten Theil aller Einwohner hinraffte. Um alles denkbare Unglück zu vollenden, entspann sich ein langwieriger Krieg zwischen Polen und den deutschen Rittern, wobei die Letztern gewöhnlich die Oberhand behielten und dann jedesmal ganze Provinzen von Polen mit Feuer und Schwert verwüsteten. Schlösser und Städte sanken in Schutt, Dörfer und Kirchen wurden verbrannt, die Heiligthümer geraubt, das Vieh weggetrieben, die Saaten verheert und überhaupt eine entsetzliche Verwüstung angerichtet. Zwar gewann endlich Wladislaw die blutige Schlacht bei Plock gegen den Orden, doch war dadurch nicht der unermeßliche Schaden ersetzt, den die deutschen Ritter in Polen verübt hatten, auch entzog dieser Sieg dem Orden keine der von ihm eroberten polnischen Provinzen, noch weniger hatte er einen Frieden zur Folge, der dem unglücklichen Staate ein so großes Bedürfniß war. Die schlesischen Herzoge unterließen auch nicht

von der traurigen Lage des Reichs zu vortheilen; sie entzogen sich beinahe alle der polnischen Oberherrlichkeit und begaben sich unter den sichern Schutz der böhmischen Krone. Unter diesen Umständen konnte es nicht fehlen, daß die Einwohner verarmt, die öffentlichen Kassen leer blieben, die Finanzverhältnisse des Staates in Verwirrung geriethen, daß die Gerechtigkeit schweigen mußte und an eine Sicherheit der Person und des Eigenthums nicht zu denken war. Statt der Städte sah man Trümmerhaufen, auf den fetten Aeckern wucherte üppiges Unkraut, die Heerstraßen standen leer, und nirgends war eine Spur von Wohlstand und Betriebsamkeit zu entdecken.

In solchem beklagenswerthen Zustande befand sich Polen, als, nachdem Wladislaus Lokietek am 6. März 1333 gestorben war, dessen Sohn Kasimir im drei und zwanzigsten Jahre seines Alters den Thron bestieg.

Dieser junge Fürst vereinigte in sich alle Eigenschaften, die erforderlich waren, einen von mächtigen feindseligen Nachbarn bedrohten, durch eine lange ununterbrochene Reihe von Unglücksfällen zerrütteten und an den Rand des Abgrunds gebrachten Staat zu retten, ihn auf eine Stufe der Kultur und des Wohlstandes zu er-

heben, von der man früher keine Ahnung gehabt hatte. Kraftvoll an Seele und Leib, mit heftigen Leidenschaften versehen, die ihn zwar zuweilen auf Abwege führten, doch nie wenn es das Wohl des Staates galt, mit hellem Blick begabt, stets seine Verhältnisse klar erkennend, und sie beherrschend, frei von Vorurtheilen, selbstständig ohne Eigensinn, seines eigenen Werthes sich bewußt, doch ohne Dünkel, prachtliebend ohne verschwenderisch zu seyn, auf seine Würde haltend, doch ohne Anmaßung, sicher, doch nie fahrläßig, dreist aber nimmer tollkühn, rasch doch nie vorschnell, stets den rechten Zeitpunkt zu seinen Zwecken wählend: das waren die Eigenschaften, die Kasimir in einem vollkommenen Grade besaß und die sich in allen seinen Handlungen aussprachen. Die Thätigkeit seiner Seele wurde von einem kräftigen wohlausgebildeten Körper unterstützt, dem es auch nicht an einer männlichen Wohlgestalt fehlte, die wenn gleich an und für sich nichts Wesentliches, doch bei andern guten Eigenschaften einem Regenten eine willkommene Zugabe ist, da sie sein Ansehen bei der großen nur nach dem äußern Scheine urtheilenden Menge vermehrt. Kasimir war von einer ansehnlichen Länge des Körpers, gerade gewachsen, trug einen langen krausen Bart und hatte

eine helle, wohlklingende Stimme. Seine Rede war, obwohl er ein wenig stammelte, angenehm.

Gleich bei dem Antritt seiner Regierung fand Kasimir Veranlaßung seine Besonnenheit in einem glänzenden Lichte zu zeigen. Er war einstimmig zum Könige erwählt *), und wollte nebst seiner Gemahlin Anna in Krakau sich krönen lassen, als unerwartet seine Mutter Hedwig feierlich gegen die Krönung ihrer Schwiegertochter protestirte, da sie selbst als gekrönte Königin von Polen noch lebe. Diese Protestation drohete Verwirrungen in einem Staate anzurichten, dem es damals nicht an Unzufriedenen fehlte, denen jede Gelegenheit Unruhen zu stiften willkommen war. Bei dem Könige geriethen die kindliche Ehrfurcht und das Staatswohl mit einander in Conflict, und auf welche Seite er sich auch neigen

*) Die polnischen Schriftsteller sind darüber nicht einstimmig, ob Polen während der Regierung der männlichen Nachkommen des Piast ein Erb- oder ein Wahl-Reich war. Die mehresten entscheiden für das Erstere: allein nach Absterben Königes Wladislaus Lokietek sandte (nach Bonfinius und Gromer) König Karl von Ungarn Bothschafter an den polnischen Senat, um ihn zur Wahl Kasimirs zu bestimmen, woraus zu erhellen scheint, daß dem Volke das Wahlrecht zustand.

mochte, er konnte, so schien es, keine Wahl treffen, ohne entweder die Pflichten des Sohnes oder des Fürsten zu verletzen. Aber Kasimir wandte sich an das Mutterherz und ließ nicht ab, bis die ehrgeizige Fürstin ihren Einspruch gegen Annens Krönung zurücknahm. Um dieses mit guter Art thun zu können, ging die Konigin Mutter in ein Kloster und Kasimir wurde den fünf und zwanzigsten April des Jahres tausend dreihundert und drei und dreißig zu Krakau gekrönt.

Kasimir hatte seinem sterbenden Vater versprechen müssen, ihn an dem deutschen Orden, durch dessen Anmaßungen er gekränkt worden war, zu rächen. Gewiß war es dem liebenden Sohne nicht schwer geworden, das Rachegelübde in die Hände seines Vaters abzulegen, da auch er die kühnen Besieger oder Verwüster seines Vaterlandes haßte. Aber zum Throne gelangt vergaß er auch nicht, daß vor der Pflicht eines Regenten jede andere schweigen müsse, und daß bei dem Fürsten das Gefühl da keine Stimme haben könne, wo die Bedürfnisse des Staates gebieterisch fordern. Der Staat krankte an tausend Uebeln, denen schleunig abgeholfen werden mußte, wenn das Verderben nicht unheilbar werden sollte. Dazu war aber der Friede erforderlich,

und hätte er nun die letzten Kräfte seines Reiches aufbieten wollen, um den mißlichen Streit mit den tapfern, mächtigen und sieggewohnten deutschen Rittern fortzusetzen, so würde er, auch in dem unwahrscheinlichsten Falle, wenn das Waffenglück ihn begünstigt hätte, die dringende Abhülfe der Staatsgebrechen auf eine lange Zeit haben hinausschieben müssen. Daher säumte er nicht einen Waffenstillstand mit dem Orden abzuschließen, dem der Uebereinkunft gemäß ein dauerhafter Friede folgen sollte. Inwiefern ihn zu diesem zweckmäßigen Schritte der Kastellan von Krakau, Johann Melestinus, ein Mann von großer Klugheit, vielem Ansehen und Gewicht, den er zu seinem Rath angenommen, bestimmt hat, ist nicht wohl zu ermitteln; aber gesetzt, dieser Waffenstillstand wäre auch das Werk des Melestinus gewesen, so würde es doch immer dem Könige zum Ruhm gereichen, einen so weisen Mann zum Rathgeber erwählt zu haben und seinem Rathe gefolgt zu seyn.

Ein Hauptpunkt des Waffenstillstandes war es, daß der Hochmeister des deutschen Ordens die von ihm eroberte Stadt Brzesc dem Herzoge Ziemowit von Masovien oder dem Bischofe von Wladislawowo übergeben sollte, aus deren Händen sie dann nach geschlossenem Frieden Kasimir,

im Falle aber der Friede nicht zu Stande käme, der Orden zurück zu empfangen hätte. Diese Bedingung wurde nun zwar von dem Orden nicht erfüllt, dennoch aber hielt Kasimir den Waffenstillstand unverbrüchlich, vornemlich um seine Macht gegen die Wegelagerer wenden zu können, die dazumal mit einer unerhörten Kühnheit die öffentliche Sicherheit in Polen gefährdeten. Er verfuhr gegen die Straßenräuber mit unerbittlicher Strenge, ließ sie ohne Ansehen der Person hinrichten, und befreiete das Land dadurch von einer schweren Plage.

Endlich kam auch durch die Vermittelung der Könige Carl von Ungarn und Johann von Böhmen, die von beiden kriegführenden Theilen zu Schiedsrichtern gewählt worden waren, der Friede zwischen Polen und dem deutschen Orden zu Stande. Die Bedingungen dieses zu Wissigrad in Ungarn geschlossenen Friedens waren hauptsächlich deßhalb so nachtheilig für Kasimir, weil einer der Schiedsrichter, König Johann, ein schlauer und beredter Mann, mehr mit der Partheilichkeit eines Sachwalters für den Orden, als mit der Unpartheilichkeit eines Schiedsrichters auftrat, wie solches aus seinen Briefen an den Hochmeister Diedrich von Aldenburg erhellet. Kasimir, der da fühlte, wie sehr

seinem Lande Ruhe Noth that, genehmigte alle Punkte, worunter folgende die bedeutendsten waren:

Der Orden behielt Pommerellen, das Culmische und das Michelauische Gebiet, wie auch die Nessauische Burg. Ferner wurden dem Orden die zunächst dieser Burg gelegenen beiden Weichselufer überlassen und zwar in der Art, daß ihm das Fährgeld von beiden Seiten des Flusses zufiel. Dagegen wurden an Polen die Landschaften Dobrin und Cujavien mit Ausnahme desjenigen Theils, welcher dem Sohne Ziemowits, Herzog Kasimir, zugehörte, zurückgegeben und endlich sollte von dem Orden für den in Polen verübten Schaden eine Entschädigung von zehntausend Gulden gezahlt werden.

Bei dieser Gelegenheit wurden auch die Händel zwischen den Königen Johann von Böhmen und Kasimir von Polen ausgetragen. Johann war in früheren Kriegen gegen Polen stets glücklich gewesen, hatte einen großen Theil des Landes erobert und sich Polen zinsbar gemacht. Kasimir war entschlossen mit den Waffen in der Hand dem Könige Johann die errungenen Vortheile wieder zu entreißen, doch erkannte er wohl das Gewagte eines Krieges mit dem mächtigen sieggewohnten Böhmerkönige und nahm daher den

Vorschlag des Königes von Ungarn, die beiden streitenden Fürsten in Güte auseinander zu setzen, bereitwillig an. In Folge der getroffenen Uebereinkunft trat Kasimir die schlesischen Fürstenthümer für immer an Böhmen ab, welches sich dagegen aller Ansprüche auf die polnischen Provinzen begab und sich für den zu fordernden Tribut ein für allemal mit einer runden Summe abfinden ließ. zu deren Bezahlung der König von Ungarn dem Polenkönige fünfhundert Pfund Gold schenkte. Diese Freigebigkeit wird allein durch die späterhin von Kasimir getroffenen Einrichtungen wegen der Thronfolge erklärlich, über die wir weiter unten das Nöthige sagen werden.

Nachdem auch diese Angelegenheit ausgeglichen war, bestätigten die drei Könige ein schon zu Wladislaus Lokietek zwischen Böhmen, Ungarn und Polen geschlossenes Bündniß gegen den Kaiser Ludwig, den Baier. Der Zweck dieses Bundes konnte für Polen nie von großer Bedeutung seyn.

Ganz unerwartet wollte der deutsche Orden sich nicht zur Vollziehung der Bedingungen des abgeschlossenen Friedens verstehen, bis der Senat, der Adel und die Städte von Polen ihre Einwilligung zum Frieden bezeuget hatten. Aber Kasimir, so bereitwillig er sich auch zu großen

Aufopferungen verstanden hatte, um den Frieden zu erhalten, wollte ihn doch nicht durch Schmälerung seiner landesherrlichen Rechte erkaufen und dieses wäre der Fall gewesen, wenn er den Landständen eine genehmigende Stimme in dieser Angelegenheit eingeräumt hätte, über die zu entscheiden in der damaligen Zeit allein dem Könige zustand. Er ließ es unter diesen Umständen auf einen Krieg ankommen, doch da ihm derselbe, seiner persönlichen Tapferkeit ungeachtet, keineswegs erwünscht seyn konnte, so beschloß er den Kampf nicht anzufangen, sondern vertheidigungsweise zu Werke zu gehen, und zuvor noch das Letzte zu versuchen, um ohne Waffengewalt zu seinem Rechte zu gelangen.

Zu diesem Zwecke sandte er den Bischof Johann Stupek von Krakau, einen gewandten, viel erfahrnen Mann an den Pabst und ließ denselben bitten, den deutschen Orden zur Erfüllung des geschlossenen Friedens anzuhalten. Es war keine leichte Sache den Pabst zu einer Verfügung gegen den Orden zu bewegen, da Alles, was dieser besaß und eroberte, als der Kirche zugehörig betrachtet und daher jede ihm nachtheilige Entscheidung für eine Beeinträchtigung der Kirche angesehen wurde. Dann aber unterwarf sich der Orden auch nicht so willig einem

ihm nachtheiligen Spruche, selbst wenn er von dem Oberhaupt der Kirche gethan wurde, und in einem solchen Falle konnte das päbstliche Ansehen gefährdet werden. Dennoch gelang es der Klugheit des Krakauischen Bischofs, den Pabst für Kasimirs Sache günstig zu stimmen und ihn zu vermögen, daß er zwei Legaten nach Polen schickte, die über diese Sache endlich entscheiden sollten.

Kasimir glaubte nun alles gewonnen zu haben, denn die Legaten waren ganz auf seiner Seite. Sie entschieden auch dahin, daß der Orden nicht nur Cujavien und Dobrin, sondern auch die Gebiete von Pommerellen, Culm und Michelau zurückgeben und überdem 194500 Polnische Mark Silber an Entschädigung nebst 1000 Mark Untersuchungskosten zahlen und die im letzten Kriege verwüsteten Kirchen und Klöster wiederherstellen sollte. Aber Kasimir hatte es mit beharrlichen Gegnern zu thun, die sich nicht leicht, weder mit Gewalt, noch durch List etwas abdringen ließen und daher vortheilte er durch diese ihm so günstige Entscheidung auch nichts. Denn sobald der Ordensmeister merkte, auf welchem Wege König Kasimir zum Zwecke gelangen wollte, wandte er sich an Kaiser Ludwig und vermochte diesen, als des deutschen Reiches

Oberhaupt, einen Befehl an den Orden zu erlassen, daß derselbe als ein deutscher Reichsstand nichts von seinen Besitzungen abtreten sollte. Dieses war ein hinreichender Vorwand für den Orden, um die Erfüllung der Friedensbedingungen zu verweigern, und mehr als eines Vorwandes bedurfte er nicht, da er seiner Stärke sich bewußt nur allein den Schein der Ungerechtigkeit zu vermeiden wünschte. Der Pabst that zwar die ungehorsame Kreuzherren in den Bann und verbot die Haltung des Kirchendienstes aufs strengste, allein daran kehrten sich die aufgeklärten Ritter nicht.

Kasimir hatte jetzt alle Ursache zum Kriege doch erkannte er zu sehr die dringenden Bedürfnisse seines Reiches, als daß er das Wohl desselben dem so zweifelhaften Waffenglücke hätte anvertrauen sollen. Er strebte darnach Unordnungen in seinem Staate abzustellen. Quellen des Wohlstandes zu eröffnen, die Zivilisation seines Volkes zu befördern und so die Stärke des Reiches zu begründen, ehe er es mit einem auswärtigen Feinde aufnehmen wollte und daher zügelte er seinen persönlichen Muth, der ihn antrieb einem übermüthigen Feinde die Spitze zu bieten. Unterdessen ruheten in diesem zwischen Krieg und Frieden schwankenden Verhältnisse die

Waffen mehrere Jahre hindurch, und diese Zeit wußte Kasimir wohl zu benutzen. Er bauete und befestigte Städte und Burgen, stellte die zerstörten und verfallenen wieder her, gab weise Gesetze, verbesserte die Prozeßform und traf viele das Wohl seines Volkes und Staats bezweckende Einrichtungen. Seine Werke sind alle so groß und umfassend, daß sie nicht in kurzer Frist vollendet werden konnten, deßhalb kann von dem, was er jetzt schon theils begann theils vorbereitete, hier noch ausführlich nicht die Rede seyn. Aber eines davon darf hier nicht übergangen werden, sowohl weil es so ganz dieser Zeit angehört, als auch weil es mit seinen übrigen so weisen Maßregeln im Widerspruch steht und einen entschiedenen Einfluß auf das nachmalige Schicksal Polens hatte. Es ist Folgendes:

Kasimir hatte von seiner Gemahlin Anna nur eine Tochter und war überzeugt in seiner Ehe mit einer Frau, die er nicht liebte, keine Kinder mehr zu erhalten; deßhalb dachte er an die Wahl eines Thronerben. Für den Fall, daß kein männlicher Erbe vorhanden war, stand das Wahlrecht dem Volke unbestritten zu, und um eine Festsetzung darüber zu treffen, berief Kasimir zum 8. Mai 1339 einen Reichstag nach Krakau zusammen und hörte die Meinungen der

verſammelten Senatoren darüber an. Einige ſchlugen die Herzoge von Maſovien, Ziemovit und Januſius, andere den Herzog Wladislaus von Oppeln zu Thronfolgern vor, da dieſe aus dem alten Stamme der Könige von Polen ihre Abkunft herleiteten. Doch der König verwarf den Schleſier, weil er mehr Treue gegen Böhmen als gegen Polen bewieſen hatte, die Maſovier aber, weil ihnen als Vaſallen von Polen das nöthige Anſehen fehlen würde; alle aber, weil ſie nicht Macht und Herrſchertalente genug beſaßen, um das Reich kräftig gegen auswärtige Feinde ſchützen zu können. Dagegen rühmte er die Fähigkeiten der Söhne Carls von Ungarn, die von einer polniſchen Mutter ſeiner Schweſter geboren, Söhne eines großen Königs, geiſtvoll und verſtändig am geeignetſten zu Erben des polniſchen Thrones wären, da ſich von ihren guten Eigenſchaften das Beſte für des Reiches Wohl erwarten ließ, außerdem aber Polen, wenn es von dem Sohne eines Ungarnkönigs beherrſcht würde, ſtets auf die Hülfe der Ungarn in ſeinen Kriegen würde rechnen können. Durch dieſe Bemühung Kaſimirs, Königs Carls Söhne von den Polen als Erben ſeines Throns anerkannt zu ſehen, wird die Freigebigkeit des Ungarkönigs gegen ihn erklärlich, denn die obenerwähnte

fünfhundert Pfund Geld, die Erſterer dem Letztern zur Ablöſung des Tributs an Böhmen ſchenkte, ſollten wohl Kaſimir zu Gunſten ſeiner Neffen ſtimmen, wenn nicht anders jene reiche Gabe vielleicht gar nur unter dieſer Bedingung gegeben wurde. Sonderbar bleibt es immer, wie Kaſimir in ſeinem neun und zwanzigſten Jahre, in der Fülle ſeiner Kraft, ſchon an einen Thronerben denken und ſich mit einem ſo auffallenden Eifer um die Feſtſtellung der Thronfolge bemühen konnte.

Und gerade durch Betreibung dieſer, damals zum wenigſten, ganz überflüßigen Angelegenheit legte dieſer ſonſt ſo weiſe Monarch den Grund zu der nachmals ſo großen Gewalt des Adels und dem dadurch erfolgten Verfall und Untergang des Reichs. Denn Kaſimir regierte bis dahin unumſchränkt, er führte Kriege, machte Auflagen, denen auch der Adel unterworfen war, nach eigenem Gutdünken, trat Länder ab, ohne wen darum zu fragen, und als der deutſche Orden die Genehmigung der Landſtände zu den Länderabtretungen verlangte, die in dem durch die Entſcheidung der Könige von Ungarn und Böhmen geſchloſſenen Frieden feſtgeſetzt waren, ſo weigerte Kaſimir ſich ſtandhaft, ſolche nachzuſuchen, da er den Ständen keine Stimme bei

Ausübung seiner Hoheitsrechte zugestehen wollte. Aber auf der Absicht bestehend, die Erbfolge der polnischen Krone mit Ausschluß der männlichen Sprossen der Piastischen Familie, der Herzoge von Masovien und von Schlesien, die unstreitig ein Näherrecht zum Throne hatten, wenn er ohne Söhne zu hinterlassen starb, auf den Ungarischen Königsstamm übergehen zu lassen, und nicht sicher, daß man die deßhalb von ihm gemachten Anordnungen auch nach seinem Tode gelten lassen würde, wollte er die Zustimmung des Adels und der Geistlichkeit dazu haben und machte diese Stände zuerst darauf aufmerksam, daß es Fälle gebe, wo ihr Wille mit dem des Königes in Opposition treten könne. Einmal auf diesen Weg geleitet, waren sie auch sogleich thätig, das ihnen so unvorsichtig eingeräumte Recht zu benutzen, und als eine Deputation des Reichstages zum König von Ungarn und seinen Söhnen ging, um ihnen die Einwilligung der Stände zur Erbfolge zu überbringen, so wußte diese schon von Carl und dessen ältestem Sohne Ludwig ansehnliche Vorrechte für den Adel zu erlangen, worunter folgende, als: ohne Bewilligung der Stände keine Länder-Abtretungen zu machen und den Adel mit keinen neuen Abgaben zu belasten, die vorzüglichsten waren. Die nächste

Wirkung der Beſtimmung Kaſimirs wegen der Thronfolge war ein enges Bündniß zwiſchen Ungarn und Polen.

Noch in demſelben Jahre, wo dieſe Angelegenheit zu Stande gebracht wurde, trennte Kaſimir ſich von ſeiner Gemahlin Anna, die Tanz, Spiel und Geſang über die Gebühr liebte. Groſſe Laſter werden ihr nicht nachgeſagt, doch muß ihr Betragen nicht das anſtändigſte geweſen ſeyn, da dem König wegen dieſer Trennung kein Vorwurf gemacht worden iſt.

Bis jetzt war Kaſimir nur bemüht geweſen, Ordnung und Sicherheit in ſeinem Staate einzuführen, alle Gebrechen abzuſtellen, die Geſetzgebung zu verbeſſern, die Finanzen zu ordnen und überhaupt die Kräfte des Staats zu ſtärken und zu vermehren. Ihm war zu dieſem Zwecke kein Mittel zu theuer geweſen, er hatte mit den größten Aufopferungen den Frieden erkauft und die dadurch gewonnene ſechsjährige Ruhe auf das zweckmäßigſte zum Wohl ſeines Reichs benutzt. Aber jetzt glaubte er auch darauf denken zu müſſen, die Gränzen ſeines Reiches zu erweitern, um dadurch die Selbſtſtändigkeit und Stärke deſſelben zu ſichern, und als ſich ihm eine Gelegenheit dazu darbot, ſo ergriff er ſolche begierig. Es war nämlich ein großer

Theil von Rußland früher von den polnischen Fürsten, besonders von Boleslaus II. erobert worden und hatte so lange zu Polen gehört, bis es den Bewohnern dieser Provinzen unter der Regierung einiger schwachen Fürsten dieses Landes gelang, sich dem polnischen Zepter zu entziehen. Kurz vor Kasimirs Regierung, als die Macht der männlichen Nachkommenschaft des Großfürsten Danielowicz, des Angesehensten unter den Russischen Regentenfamilien, in Abnahme gerathen war, bemächtigte sich Lubart der Sohn Gedemins, Großfürsten von Lithauen, nachdem er die Tochter des Wladimirischen Fürsten geheirathet hatte, desjenigen Theils von Rußland, der zunächst an Lithauen gränzt. Der Theil von Rußland aber, der Halisch am nächsten liegt, fiel an Boleslaus, einen Sohn des Herzogs von Masovien, der von seiner Mutter, Maria, welche aus dem Geschlecht der russischen Fürsten stammte und dem die Erbfolge nach dem Tode seines Oheims rechtlich zufiel. Doch blieb er im Besitz dieser Herrschaft nicht lange, denn die Russen durch seine Laster empört und ihm ohnehin wegen der Verschiedenheit seiner Religion mit der ihrigen abgeneigt, räumten ihn mit Gift aus dem Wege. Kasimir hielt dies für den günstigsten Zeitpunkt, wo er das, was von Ruß-

land durch die Nachläßigkeit ſeiner Vorfahren verloren worden war, wieder gewinnen könnte und drang ungeſäumt mit einem mächtigen Heere, welches er mit Hülfe der Großen ſeines Reichs ausgerüſtet hatte und unterhielt, in Klein-Rußland ein. Es war im Aprilmonat des Jahrs 1340, als er ſich in den Marſch ſetzte und mit einer unaufhaltſamen Eile bis nach Lemberg der Hauptſtadt von Klein-Rußland vordrang und dieſe Stadt belagerte. Theils waren die Ruſſen dieſes raſchen Zugs nicht gewärtig, theils fehlte es ihnen auch an einem kriegserfahrenen Heerführer, daher konnten die Stadt und die Schlöſſer keinen langen Widerſtand leiſten, ſondern übergaben ſich dem Polenkönige unter dem Beding der freien Ausübung ihrer Religion und der Achtung des Privat-Eigenthums. Dem Sieger fiel durch Uebergabe der Burgen, die der Sitz der Landesherren geweſen waren, der ganze Schatz und der unermeßlich reiche Hausrath der ruſſiſchen Fürſten in die Hände; eine unbeſchreibliche Menge von Silber, Gold, Perlen und Edelgeſtein, wie auch koſtbare Stoffe, Kunſtſachen und Seltenheiten wurden Kaſimirs Beute und von ihm nach Krakau gebracht. Kaſimir hatte, um dieſe Eroberung zu machen, ſehr eilig zu Werke gehen müſſen; ſein Heer konnte daher

weder die Größe noch die kriegerische Einrichtung haben, die erforderlich waren, wenn ein nicht kleines, feindselig gesinntes Volk für die Dauer unterjocht werden sollte. Es war zu fürchten, daß die Russen, wenn sie sich von ihrer Ueberraschung erholt und die geringe Zahl der Polen bemerkt hätten, ihre Streitkräfte sammeln, oder allgemein aufstehen und sich gegen ihren Sieger empören und ihn zwingen würden, seine Eroberung fahren zu lassen. Kasimir zerstörte daher alle von ihm eroberten Schlösser von Grund aus — sie zu besetzen reichte wie gesagt die geringe Zahl seiner Krieger nicht hin — kehrte, da ohnehin die Erndte nahete, nach Krakau zurück und sammelte ein großes Heer, um damit die Eroberung des Landes zu vollenden und seine Herrschaft für immer darin zu befestigen. Mit diesem neuen Heere unterwarf er sich alle die Landschaften, die man Roth- Schwarz- und Weiß-Rußland nennt, oder die Provinzen Podolien, Volhynien, Wladimirien, Polesien und Nowogrodek und trug seine Waffen bis Przemisl. Einen Theil seiner Eroberungen, nemlich Polesien, Nowogrodek, Wladimirien und einige Kreise von Volhynien, überließ er den Großfürsten von Lithauen, theils für immer, theils auf eine gewisse Zeit, und schloß darüber einen förm-

lichen Vertrag mit ihnen. Die Fürsten von Lithauen hatten Ansprüche auf diese Länder und Kasimirs Freigebigkeit war sehr klug berechnet; denn mußte er sich um den Besitz dieser Länder mit den Lithauern in einen Kampf einlassen, so konnte er sich in seiner Herrschaft nicht befestigen und der Verlust der ganzen Eroberung war zu befürchten; so aber war er seiner neuen Besitzungen gewiß und hatte an den lithauischen Großfürsten treue Bundesgenossen erworben. In dem Vertrage war festgesetzt, daß im Fall entstehender Streitigkeiten zwischen Lithauen und Polen wegen der eroberten Provinzen der König von Ungarn Schiedsrichter seyn sollte. Sobald dieser Vertrag geschlossen war, berief der König in seinen eroberten russischen Provinzen einen Landtag zusammen, nahm die ihnen verheißene Verfassung an, setzte Wolwoden, Kastellane, Staroſten, Richter und andere Beamte nach Art der Polen an und bewilligte ihnen gleiche Rechte mit den polnischen Provinzen.

Nach dieser mit so vieler Klugheit als Ruhm vollbrachten Angelegenheit wurde Kasimir einige Zeit durch seine eigene Familien-Angelegenheiten beschäftiget. Seine Mutter Hedwig starb. Als er die Trauer um sie vollendet hatte, vermählte er sich zum zweitenmal mit Adelheid oder

Hedwig, des Landgrafen von Hessen Tochter. Diese Vermählung verursachte keine Veränderung wegen der mit Ungarn verabredeten Erbfolge und der König scheint darauf gerechnet zu haben, daß er in seiner Ehe keine männliche Erben erhalten würde. Bald darauf starb König Karl von Ungarn und nun reisete Kasimir zu seiner Schwester Elisabeth um sie über den Verlust ihres Gemahls zu trösten.

Noch war der Friede mit dem deutschen Orde immer nicht vollzogen und die Ritter, des päbstlichen Bannes spottend, weigerten sich fortwährend Dobrin herauszugeben, wenn nicht Kasimir die Verzichtleistung auf Pommerellen, Culm und Michelau von den Grossen seines Reiches, seinen Lehnsleuten und den Städten bestätigen lassen wollte. Um dies schwankende Verhältniß mit dem deutschen Orden einmal zu beendigen, veranlaßte Kasimir im Juli 1343 eine Zusammenkunft mit dem Hochmeister zu Inowladislaus und ließ daselbst das Abtretungs-Dokument von den gleichfalls dahin eingeladenen Herzogen von Masovien, den Magnaten des Reichs und einigen Städte-Deputirten unterzeichnen. Die Bischöfe waren, weil der Orden noch im Bann lag, auf keine Weise zur Unterschrift zu bewegen, worauf denn der Orden, der wohl wußte, daß

die Geiſtlichkeit für ſich allein keinen Krieg anfangen könne, auch nicht weiter beſtand.

Die polniſchen Schriftſteller und unter dieſen vorzüglich Cromer machen es dem Könige Kaſimir zum Vorwurf, daß er ſich in den Willen des Ordens fügte, und ſchreiben dieſe Nachgiebigkeit ſeiner vorherrſchenden Neigung zu ſinnlichen Genüſſen zu, die ihn zur Vernachläßigung ſeiner Herrſcherpflichten verleitet habe. Ohne ihn gegen die Anſchuldigung, zu ſehr ſeinen Leidenſchaften gefröhnt zu haben, vertheidigen zu wollen, dürfen wir doch behaupten, daß dieſes über ihn gefällte Urtheil das Ergebniß eines Vorurtheils iſt, das dem Stande der Geſchichtſchreiber anklebte *). Kaſimirs Muth und Thä-

*) Dlugoſſus, Dubravius, Cromer und andere Chroniſten, die Kaſimir wegen ſeiner Nachgiebigkeit gegen den deutſchen Orden verdammen, waren ſämmtlich Geiſtliche, und konnten nun ſchon deßhalb den Vertrag Kaſimirs mit dem Orden nicht gut heißen, weil letzterer bei der übrigen Geiſtlichkeit ſeiner Frömmigkeit wegen, womit er ſich ihren Anmaßungen entgegenſtellte, nie im guten Andenken ſtand, damals aber noch dazu im päbſtlichen Banne lag, deſſen Wirkungsloſigkeit gerade zu der Zeit von den kühnen Ordensherren augenſcheinlich bewieſen wurde.

tigkeit war wohl über allen Zweifel erhaben, aber er kannte auch die Verhältniſſe, in denen er lebte und die ihm zu Gebote ſtehenden Kräfte ſehr genau, er wußte daß er damit gegen den Orden nicht ausreichen konnte, und darum verdiente er Lob und nicht Tadel, wenn er den Umſtänden gemäß handelte. Er hatte ein Volk unterjocht, das von Polen durch Sitten und Religion getrennt war, auf deſſen Treue er im mindeſten nicht rechnen konnte, und von dem er fürchten mußte, daß es ſich gegen ihn empören, oder daß die ſtreitbaren Litthauer es ihm abwendig machen würden; die ſchleſiſchen Fürſtenthümer waren ihm beinahe alle entfremdet und die wenigen noch übrig gebliebenen nur zu geneigt, ſich ſeiner Herrſchaft zu entziehen; Böhmens Kampf geübter König, ein Freund des deutſchen Ordens, und ſtets gerüſtet, war bereit jeden Anlaß zum Kriege mit ihm zu ergreifen und ſein treuer mächtiger Freund und Bundesgenoſſe König Carl von Ungarn ruhete im Grabe. Sollte er in dieſer ſchwierigen Lage einen Kampf mit dem Orden, der damals tapferſten Macht in Europa, wagen? ſollte er das Wohl ſeines Reiches, das ſich kaum nach langen Unglücksfällen anfing zu erholen, auf ein ſo gewagtes Spiel ſetzen? Er hatte ja alles verſucht, um beſſere

Bedingungen zu erhalten und die Wirkung des päbſtlichen Bannes abgewartet, aber da der Orden ſich daran nicht kehrte, ſo blieb ihm nichts übrig, als die Forderungen des übermächtigen Gegners zu bewilligen, damit er einen verderblichen Krieg vermeide, bei dem ſich kein Gewinn, wohl aber, ein unermeßlicher Schaden abſehen ließ. Wenn Cromer die Forderungen des deutſchen Ordens ungerecht, ſein Betragen übermüthig nennt, ſo urtheilt er im Geiſte ſeines Standes, und eines polniſchen Vaſallen *), doch nicht mit der Unpartheilichkeit, die ein unumgängliches Erforderniß eines Geſchichtſchreibers iſt, der Glauben verdienen will. Die drei Gebiete, deren förmliche Abtretung vom Orden verlangt wurde, waren, bis auf wenige Inklaven, des Reichs deſſen wohl erworbenes Eigenthum. Er hatte Kulm und Michelau von den Heiden eros

*) Cromer war Biſchof von Ermland, einem reichen Biſthum, in dem ehemals polniſchen Antheil von Preußen. Seine Chronik gehört zu den Hauptwerken über die polniſche Geſchichte, und iſt nicht ohne alle Kritik geſchrieben, doch in den Stellen, wo von den Verhältniſſen Polens gegen den deutſchen Orden die Rede iſt, kann er ſeiner Partheilichkeit für den erſtern Staat nicht immer Meiſter werden.

bert, angebaut, mit Schlöſſern beſetzt, und daß, was früher davon zu Polen gehört hatte, vermittelſt gültiger Dokumente von Polen abgetreten erhalten. Doch dieſes nicht berückſichtigt, ſo waren jene Landſchaften in den öfteren Kriegen darum ſtets ſein Eigenthum geblieben. Er hatte auch Cujavien und Dobrin erobert, wollte indeſſen beides zurückgeben, doch aber ſich ſeine rechtmäßigen Beſitzungen, auf die Polen noch immer von Zeit zu Zeit Anſprüche machte, durch ein Document ſichern. Wohlbekannt mit der Politik der damaligen Zeit, verlangte der Orden die Beſtätigung des Documents durch die Stände, denn er wollte dem Vorwande etwaiger kriegsluſtiger polniſcher Könige, daß ſie keine Entſagungen von Anſprüchen des Reiches ohne Einwilligung der Stände machen könnten, vorbeugen. Wo iſt hier eine Ungerechtigkeit, wo Uebermuth? Daß ſich der Orden der Entſcheidung partheiiſcher Schiedsrichter nicht unterwarf und auch den päbſtlichen Bannſtrahl nicht ſcheuete, als es darauf ankam ſeine Rechte zu behaupten, das kann dem Orden von keinem Unbefangenen zum Vorwurf gemacht werden. Aber Kaſimir erfuhr jetzt zum erſtenmal das Nachtheilige des Schrittes, den er gethan hatte, um ſeinem Neffen Ludwig die polniſche Krone zu ſichern. Denn

er hatte den Ständen, die bis jetzt kaum den Namen nach bestanden, durch Bewilligungen zuerst eine Bedeutung gegeben, sie so zu sagen erst ins Leben gerufen und ihnen durch zugestandene Vergünstigungen zuerst bemerkbar gemacht, daß sie einen andern Willen haben könnten, als den königlichen. Dieses war ein grosser Fehler, aber er war unvermeidlich, sobald der König den von ihm gemachten Anordnungen wegen der Thronfolge nach seinem Tode Achtung verschaffen wollte; denn gab es keine Stände, die bei der Bestimmung der Erbfolge etwas zu sagen hatten, so war auch Niemand vorhanden, der Kasimirs Anordnungen deshalb aufrecht erhalten hätte und die Krone ging auf die Seitenverwandte des Piastischen Stammes, die Herzoge von Masovien oder Schlesien über. Ludwig, der Sohn des Königs von Ungarn, hatte durch versprochene Bewilligungen für den Fall, wenn er zur Regierung gelangte, noch mehr verdorben und als nun Kasimir die förmliche Einwilligung der Stände zu dem mit dem deutschen Orden geschlossenen Friedenstraktat, verlangte, da konnte er nur durch Ertheilung großer Vorrechte auf Kosten des königlichen Ansehens den Adel dazu bewegen. Ludwig vermehrte nachmals, um sich und seinen Töchtern die polnische Krone zu sichern, in den

Jahren 1355, 1370 bei ſeiner Thronbeſteigung, und 1374 dieſe Vorrechte noch bedeutend und entſchied dadurch den allmähligen Verfall und endlichen Untergang des polniſchen Reichs.

Der Verfaſſer dieſer Darſtellung könnte bei dieſer Gelegenheit vom Leſern, die nicht gewohnt ſind, hiſtoriſche Begebenheiten im Zuſammenhange zu betrachten und Urſachen und Wirkungen gegen einander abzuwägen in den Verdacht kommen ein Vertheidiger der abſoluten Gewalt und ein Gegner der jetzt ſo allgemein und dringend verlangten ſtändiſchen Verfaſſung zu ſeyn, daher ſieht er ſich zu einer nähern Erläuterung dieſes Gegenſtandes gedrungen. Die ſtändiſche Verfaſſung iſt bei dem gegenwärtigen Kulturzuſtande der europäiſchen Völker allerdings ein Bedürfniß geworden, aber ſie war es nicht immer und konnte es unter frühern Verhältniſſen nicht ſeyn. Wir haben in Deutſchland ſehr frühe Stände gehabt, und was haben ſie bewirkt? Sklaverei des Landmannes, Niederhaltung des Bürgerſtandes, Schwächung der Staatskräfte und das Aufblühen der ſo verderblichen Adels-Ariſtokratie. Dieſes war auch und zwar durch Kaſimirs und nachmals durch Ludwigs Mißgriffe in Polen der Fall. Der Bauernſtand wurde gar nicht repräſentirt, ein Bürgerſtand war ſo gut

wie gar nicht vorhanden — die wenigen Diöcesen, weniger und noch dazu nicht sehr ansehnlicher Städte kommen in keinen Betracht — die Stände bestanden also nur aus der Geistlichkeit, die eine stets bereitwillige Dienerin des päbstlichen Stuhls und stets bedacht war das Ansehen desselben auf Kosten der Staaten zu befördern, und aus den Adlichen, die nur ihren persönlichen Vortheil im Auge hatten und sich selbst als Zweck, den Staat aber nur als Mittel betrachteten. Dieses wird wohl niemand widerlegen und eben so wenig, daß Polens Verfall und Untergang allein diesen Ständen zuzuschreiben ist.

Als Kasimir den Frieden mit dem deutschen Orden abgeschlossen hatte, überzog er den Herzog Heinrich von Sagan mit Krieg, und zwar mit einem mächtigen Heere, da er fürchtete, der König Johann von Böhmen möchte seinem Gegner zu Hülfe kommen. Die Ursache dieses Kriegs war die Stadt Freistadt, die ehemals unmittelbar zu Großpolen gehört hatte und von dem Großvater des Herzogs Heinrich abgerissen worden war. Zuerst zog er nach Freistadt und eroberte diese Stadt einer tapfern Gegenwehr ungeachtet, nach wenigen Tagen. Er nahm die Soldaten gefangen und gab die Stadt der Plünderung Preis, doch befahl er das Leben der Einwohner zu schonen.

Von da zog er nach Steinau, welches er zerstörte; auch verwüstete er, der damaligen Art Krieg zu führen gemäß, das umliegende Gebiet. Darauf ging er auf Sagan los. Dem Herzog Heinrich wurde um seine Existenz bange, und er bat um Frieden. Diesen gewährte Kasimir dem Bittenden, doch unter dem Beding, daß er Freistadt für ewige Zeiten an Polen abtrat.

Dieser Krieg war schnell und glücklich geendigt, aber gleich darauf wurde Polen von den Tartaren bedroht, und mußte nicht nur eine gänzliche Verwüstung, sondern auch die Losreissung der russischen Provinzen befürchten. Der Anlaß des Kriegszugs war folgender.

Die Russen waren mit der polnischen Oberherrschaft unzufrieden und fürchteten, daß der König sie zwingen würde, den Gebräuchen der griechischen Kirche zu entsagen und den römisch katholischen Glauben anzunehmen.

Sie wurden zu dieser Furcht durch die Gunstbezeugungen berechtigt, womit Kasimir diejenigen überhäufte, die von der griechischen zur römischen Kirche übertraten. Auf diese Furcht des Volkes bauend beriefen Dadcon, Daniel, Ostrog und einige andere in hohen Aemtern stehende Russen die Tartarn. Sie suchten den Tartar Chan unter dem Vorwande zu einem Einfalle in

Polen zu bewegen, daß Rußland ihm Tributpflichtig gewesen wäre und er, da Polen ihm diesen Tribut entzogen, gerechten Anlaß zum Kriege habe. Sie wählten ihre Zeit zur Veranlassung dieses Einfalles sehr gut, nämlich gerade da, als Kasimir mit dem deutschen Orden des Friedens wegen unterhandelte, den Herzog von Sagan mit Krieg überzog und seine Tochter Elisabeth an Boguslaus den Herzog von Pommern Stettin verheirathete. So eilig sie aber auch ihren Verrath betrieben, so erhielt doch Kasimir früh genug Nachricht davon, um sich gegen die Tartarn zu rüsten. Er ging den in unzähligen Schaaren durch Rußland herbeiströmenden Tartaren bis an den Sendomirschen Gebirgen entgegen und lagerte sich daselbst an der Weichsel, um sie von dem Uebergange über diesen Fluß abzuhalten. Er mußte sich darauf beschränken, denn die Anzahl seiner wilden Feinde war zu groß, als daß er es hätte wagen dürfen mit ihnen handgemein zu werden. Beide Heere standen sich nun, nur von dem Flusse getrennt, einander gegenüber. Vergebens strengten die Tartarn alle ihre Kräfte an, um den Uebergang über die Weichsel zu erzwingen, sie wurden stets tapfer zurückgeschlagen. Sie verwüsteten nun die ganze Gegend, in der sie standen, mit Feuer und

Schwert, und gingen dann, nachdem es ihnen nicht gelungen war, auch nur eine Burg zu erobern, durch das Gebiet von Lublin in ihre Heimath zurück. Die Russen aber wagten es nicht, nach dem Rückzuge der Tartarn sich gegen Polen aufzulehnen. Dieser Vertheidigungskrieg kostete dem Könige nicht viele Mannschaft, doch verlor er dabei den Woiwoden von Sendomir Albert von Habedanki *).

Bald darauf that Johann, der Böhmenkönig mit einer großen Anzahl böhmischer, schle-

*) Der Familienname Habedanki stammt aus dem Deutschen und hat folgenden sonderbaren Ursprung. Als unter Boleslaus Krziwousti (Schiefmaul) Kaiser Heinrich V. Schlesien überzog, sandte Boleslaus den Edelmann Skarbik zum Kaiser, um den Frieden zu vermitteln. Heinrich führte den Gesandten in seine Schatzkammer, zeigte ihm eine geöffnete Geldkiste und sagte: Mit diesem Vorrath will ich die Polen wohl zähmen. Skarbik zog einen goldenen Ring vom Finger, warf ihn zu dem Gelde und sagte mit stolzer Miene: so möge das Geld zum Golde gehen. Der Kaiser aber verschloß seinen Schatz und rief: Habe Dank! Das Benehmen des Gesandten wurde von Boleslaus gut geheißen und Skarbik erhielt zum Andenken an seine, dem Kaiser gegenüber behauptete stolze Haltung den Namen Habedanki.

ſcher und deutſcher Truppen einen Einfall in Polen. Ohne Zweifel war die Demüthigung des Herzogs von Sagan durch Kaſimir die Veranlaſſung dieſes Heerzugs, der mit mehr Ungeſtüm als Beſonnenheit unternommen wurde. Der alte, greiſe, einäugige und durch ſo manche Widerwärtigkeiten gebeugte Böhmenkönig war ſo erbittert, daß er äußerte, er wolle gern ſterben wenn es ihm nur gelänge als Sieger in Krakaus Mauern einzuziehen. Aber ſein Wunſch wurde nicht erfüllt. Kaſimir vermied eine Schlacht, ſchnitt ihm dagegen die Lebensmittel und das Pferdefutter ab, ſo daß er, obwohl er ſchon bis in das Oppauiſche Gebiet vorgedrungen war, theils aus Mangel, theils aus Furcht von den herannahenden Hülfsvölkern des neuen Königes von Ungarn Ludwig, ſich nach Böhmen zurückziehen mußte. Er ſelbſt ging mit einer kleinen Schaar voraus und ließ das Heer in zwei Theile getheilt, den Rückzug antreten. Als Kaſimir dieſes erfuhr, theilte er ſein Kriegsvolk auch in zwei Theile, ſetzte den Böhmen nach und trieb ſie in wilder Flucht vor ſich her. Ihre Verſuche ſich zur Wehr zu ſetzen mißlangen, es wurde ihnen eine unermeßliche Beute abgenommen, und die Polen machten eine groſſe Menge Gefangene, worunter viele Vornehme, die Kaſimir zwar gut

behandeln aber in enger Haft halten ließ. Der König Johann mit dem Plane beschäftigt seinem Sohne Carl die deutsche Kaiserkrone zu erwerben, setzte diesen Krieg nicht fort.

Nun benutzte Kasimir die Waffenruhe zu Abfassung heilsamer Gesetze, und besonders trachtete er dahin, die Willkühr der Woiwoden und Richter einzuschränken, so daß sie nicht mehr nach Herkommen und Gutdünken, richten durften, sondern geschriebene Gesetze zu ihrer Richtschnur nehmen mußten. Er setzte ferner die in den Prozessen zu nehmenden Gerichtskosten fest und änderte die Eidesformel auf eine zweckmäßige Art ab. Ueberhaupt zeigen alle Gesetze, die Kasimir damals gab, und die eine besondere Sammlung bliden, von vieler Einsicht und von einer für jenes Zeitalter hohen Intelligenz.

Im Jahr 1349 fand König Kasimir sich abermals bewogen einen Feldzug nach Rußland zu machen. Die Zeit war längst abgelaufen, in welcher die Fürsten von Lithauen den ihnen nur auf gewisse Jahre überlassenen Theil von Klein-Rußland an Polen zurückgeben sollten, und da sie solches nicht gutwillig thun wollten, so mußte er sie mit den Waffen in der Hand dazu zwingen. Er hatte bei diesem Feldzuge grosses Glück, denn er eroberte während eines Sommers Luk,

Wladimirien, Brzesc, Chelm und überhaupt ganz Volhinien. Er legte polnische Besatzungen in die Festungen dieser Provinzen und, um sich den Besitz der neu eroberten Provinzen desto mehr zu sichern, liess er sich die alten Ansprüche darauf abtreten, die Ungarn daran machte.

Nach Beendigung dieses Feldzuges überliess Kasimir sich den sinnlichen Vergnügungen, auf eine tadelnswerthe Weise, weßhalb der Bischof von Krakau ihm dringende Vorstellungen machte. Als diese aber nichts fruchten wollten und der König auch den Beschwerden nicht abhalf, die man wegen der Bedrückungen des Woiwoden von Sendomir bei ihm führte, da wendeten sich die polnischen Bischöfe an den Papst, der einen Missarius des Krakauer Domkapitels Namens Martin Buriska beauftragte den König darüber zur Rede zu stellen. Aber Kasimir fühlte seine königliche Würde dadurch gekränkt, und liess den päpstlichen Bußprediger in die Weichsel werfen. Diese That, die wir übrigens keineswegs entschuldigen wollen, ist ein abermaliges Beispiel von der strengsten Consequenz, die Kasimir stets dann beobachtete, wenn es darauf ankam, das Ansehen seiner königlichen Würde aufrecht zu erhalten. Daß dieser König religiös war, hatte er auf das unzweideutigste durch Beförderung

und reiche Ausstattung gottesdienstlicher Anstalten und durch strenge Ausübung des Gottesdienstes bewiesen, aber nun zeigte er auch, daß er die Anmaßungen des päpstlichen Hofes auf keine Weise zu dulden gesonnen sey. Die Ersäufung des Priesters blieb unter allen Umständen eine rohe, grausame That, aber ganz dem Geiste des Zeitalters angemessen und läßt sich vielleicht einigermaßen durch die Nothwendigkeit rechtfertigen, die Einmischung der Hierarchie in weltliche Angelegenheiten auf eine nachdrückliche Art zurückzuweisen. Schwerlich würden sich andere Monarchen jener Zeit unterstanden haben, einen päpstlichen Beauftragten auf diese Weise zu behandeln, und daß es Kasimir wagte, beweist seine richtige Ansicht des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche. Seine kühne That, gegen den mit päpstlicher Machtvollkommenheit bekleideten Vicarius erfüllte, wie natürlich die Geistlichkeit mit Entsetzen. Laut schrie der an einem Geistlichen begangene Mord um Rache und wenn Kasimir nicht ihr Opfer wurde, so lag es wenigstens nicht an dem guten Willen der Priesterschaft. Das nächste, was erfolgte, war ein vom Bischofe von Krakau ausgesprochener Bannfluch; allein Kasimir nahm dieses nicht sonderlich zu Herzen, und die Polen bezeugten keine Lust

der Kirche zu Gefallen gegen ihren König aufs zuſtehn.

Aber, am Ende wurde Kaſimirs Lage durch ein Zuſammentreffen mehrerer Umſtände doch gefährlich und es bedurfte eines mehr als gewöhnlichen Muthes und eines ſolchen Anſehns, als dieſer große König bei ſeinem Volke genoß, um bei den ſchwierigen Verhältniſſen ſeine Würde zu behaupten. Eine peſtartige Krankheit, heftiger als je eine von der Geſchichte gemeldet worden iſt, fieng nämlich in Polen zu wüthen an. Sie äußerte ſich durch ein brennendes Fieber, mit dem ein Bluthuſten verbunden war; dann folgten eiternde Geſchwüre, die ſchon im Laufe des fünften Tages nach Anfang der Krankheit den Tod des Kranken bewirkten. Dieſe Epidemie, die während zwei Jahre nach und nach ganz Polen durchzog und eine unermeßliche Menge Menſchen hinraffte, ſo daß Städte und Dörfer wüſt lagen, wurde von der Geiſtlichkeit für eine Strafe des Himmels für den von dem Könige an einem Prieſter begangenen Mord ausgegeben und hätte bei einem weniger von ſeinem Volke geliebten Fürſten leicht Empörungen bewirken können. Da endlich die Kunde kam, daß ſämmtliche europäiſche Länder eben ſo wie Polen, von dieſer Peſt verheeret wurden, da konnte denn

wohl die Prieſterſchaft, ohne ſich lächerlich zu machen, nicht länger bei der Behauptung bleiben, daß Kaſimir die Urſache davon ſey, allein nun ſollten die Juden die Veranlaſſung davon geweſen ſeyn und die Brunnen vergiftet haben. Dieſe Meinung, die dazumal in allen europäiſchen Ländern herrſchend war, koſtete in Italien, Frankreich und Deutſchland vielen Tauſenden von Juden das Leben, die als Opfer der meiſtens von der Geiſtlichkeit aufgereizten Volkswuth fielen. In Polen hatte der Fanatismus ihnen ein gleiches Schickſal zugedacht, doch Kaſimir beſaß neben dem Willen auch Kraft genug, dieſen ſchmählichen Unfug zu verhindern.

Damals entſtand in Italien eine neue Sekte, deren Anhänger die Geißler genannt wurden; ſie gingen, ſowohl Männer als Weiber, bis an den Nabel entblößt und geißelten ſich bis aufs Blut. Dieſe Schwärmer durchzogen alle chriſtlichen Länder und ſtrebten eine neue Lehre einzuführen. Sie kamen auch nach Polen, richteten daſelbſt, wie überall, große Verwirrung unter dem Volke an und ihr Erſcheinen iſt daher unter die Unglücksfälle zu rechnen, die Kaſimirs Regierung zu der Zeit betrafen. Es mußten die ſtrengſten Mittel angewendet werden, um ſie zu entfernen und die Gemüther zu beruhigen.

Auf dieſe Widerwärtigkeiten, die zu der Zeit Polen bedrängten, folgte ein Einfall der Lithauer in Polen, der von einer ſchrecklichen Verheerung des Sendomiriſchen Gebiets begleitet war. Die ſtreitbaren und wilden Lithauer wurden damals gerade von den deutſchen Rittern, die eine beträchtliche Hülfe aus Deutſchland erhalten hatten, bekriegt. Dieß hinderte ſie aber nicht, mit Hülfe der von ihnen aufgewiegelten, dem polniſchen Zepter unterworfenen Ruſſen, den Theil von Rußland, der ihnen von Kaſimir entriſſen worden war, zu erobern und die Kriegesfackel ſelbſt in die altpolniſchen Provinzen zu tragen. Ehe Kaſimir ſich ihnen entgegenſtellen konnte, waren von ihnen Wladimirien, Chelm, Bielsk und Brzesc erobert und das polniſche Stammland von ihren Verwüſtungen bedroht. Hiezu kam ihnen vorzüglich der Beſitz der Burg zu Brzesc zu ſtatten, denn dieſe Feſte iſt theils durch den Bugfluß, theils durch Sümpfe gedeckt und bildet gleichſam den Eingang zu Polen. Von hier aus fielen ſie in das Lembergiſche, und obwohl ſie keine Belagerung der beiden ſtark befeſtigten und mit einer zahlreichen Beſatzung verſehenen Burgen wagten, ſo verwüſteten ſie doch das ganze Land mit Feuer und Schwert. Dieſe Feindſeligkeiten zu rächen und

die verlornen Provinzen wieder zu gewinnen, sammelte Kasimir ungesäumt ein Heer, zog einige Hülfsvölker des Königes von Ungarn an sich und ging damit auf die Lithauer los. Diese vermochten nicht mit ihren ungeregelten Horden der Macht eines wohldisciplinirten und gut angeführten Heeres zu widerstehen, sie verloren die eingenommenen Landschaften und Burgen eben so schnell wieder, als sie sie erobert hatten und nach einem kurzen Feldzuge hatte Kasimir nicht nur alle ihm entrissenen Länder wieder zurückerobert, sondern auch den Großfürsten von Lithauen Lubart *) zum Gefangenen gemacht, so daß er mit Anfange des Winters sein Heer schon wieder entlassen konnte. Lubart, mußte schwören nebst seinem Bruder das Christenthum anzunehmen und erhielt darauf seine Freiheit wieder.

Schwerlich hätten die Lithauer es gewagt sich so feindselig gegen Polen zu benehmen, gewiß aber würden sie sich nie erkühnt haben, so tief in dieses Land einzudringen, wenn sie nicht durch einige mißvergnügte polnische Adliche dazu aufgemuntert worden wären. Die vorzüglichsten unter diesen Unzufriedenen waren Peter Pfonka

*) Einige Schriftsteller nennen diesen Fürsten, doch mit Unrecht, Gedemin.

und Otto Szecarow. Diese Verräther gaben den Lithauern die genaueste Auskunft über die Unternehmungen des Königes, über die Lage des Landes und über den Stand des Kriegsvolkes, und erleichterten ihnen auf alle Weise das Eindringen in das Land. Einer von ihnen, Peter Pfouka, erhielt noch während des Krieges die gerechte Strafe seiner Verrätherei. Denn als er den Lithauern dringend anrieth über die Weichsel zu gehen, so gaben sie ihm den Auftrag, eine bequeme Furt in dem Flusse auszumitteln. Er that dieses und bezeichnete die Stellen, wo der Durchgang möglich war, mit Stangen. Bald darauf kamen einige Fischer dahin und da sie die Ursache der Bezeichnung ahnen mochten, so zogen sie diese Stangen aus und steckten sie an eine andere Stelle, wo der Fluß eine große Tiefe und ein morastiges Bette hatte. Als die Lithauer nun bei Nacht an der bezeichneten Stelle durchsetzen wollten, geriethen sie in die Wirbel des Flusses und viele von ihnen verloren dabei das Leben. Die Feldherren glaubten von Petern verrathen zu seyn und ersäuften ihn, dann aber zogen sie sich zurück.

Noch war der Krieg mit den Lithauern nicht beendigt, als die Tartarn, von dem Lithauerfürsten Olgerd herbeigerufen, die reiche Landschaft

Podolien verwüsteten und so das Unglück vollzählig machten, welches seit einigen Jahren in einer ununterbrochenen Folge Polen bedrängte. Die polnischen Geschichtschreiber versichern nun, daß Kasimir, durch so viel Unglücksfälle zur aufrichtigsten Reue über seine Verbrechen bewogen, die Absolution von dem Banne begehret habe, die er auch auf sein Ansuchen endlich erhielt. So gar groß, wie Dlugoß und Cromer behaupten, muß denn doch wohl Kasimirs Reue nicht gewesen seyn, denn der Papst, welcher in dergleichen Fällen die Wiederaufnahme in die kirchliche Gemeinschaft so wohlfeil nicht zuzulassen pflegte, machte dem König Kasimir die Sache ungemein leicht, da er wohl voraussehen mochte, daß Kasimir, wenn er ihm die Lösung vom Banne einmal versagte, schwerlich zum zweitenmal darum bitten würde. Statt zu geben erhielt Kasimir von der polnischen Geistlichkeit den Zehnten von dem geistlichen Zehnten auf vier Jahre bewilligt, um ein Heer gegen die Lithauer und Tartarn unterhalten zu können; ferner bekam er den Zehnten vom Zehnten des Prager Sprengels, auch wurde das Bischofthum Breslau dem Erzbisthum Gnesen unterworfen. Was der König dagegen leistete, war als unbedeutend zu betrachten und hatte mehr den Schein als

die Wirklichkeit einer Unterwerfung unter den kirchlichen Gehorsam. Er gab einige dem Krakauer Bisthum entzogene Güter zurück und bauete eine verfallene Kirche neu, was er alles ohnedem gethan haben würde. Diese Stellung Kasimirs gegen den päpstlichen Stuhl, vor dem damals alle Fürsten der Christenheit zitterten, beweist, besonders wenn die Umstände in Betracht gezogen werden, wogegen dieser Fürst zu der Zeit anzukämpfen hatte, eine seltene Charakterstärke, so wie einen Grad von Aufklärung, die in jenem Jahrhunderte etwas Ungewöhnliches war und wozu er wohl nur durch das Beispiel der Hochmeister des deutschen Ordens geleitet worden seyn konnte, die bei mehreren Gelegenheiten bewiesen, wie gut sie die Gebote der Kirche von der Willkühr ihres sichtbaren Oberhauptes zu unterscheiden wußten.

Nun endlich, nach wiederhergestelltem Frieden mit den Lithauern und nach der Versöhnung Kasimirs mit der Kirche, erschien für Polen eine schöne Zeit der Ruhe und des Glücks, in welcher dieser große König die weisen Plane, die er schon längst zum Wohle seines Reiches entworfen hatte, zur Ausführung bringen konnte. Unmittelbar aber nach der Beendigung des Krieges mit den Lithauern war die Ruhe, deren

Polen genoß, nur noch die Ruhe eines Kirchhofes, wo alles Leben fehlt. Die Städte und Schlöſſer lagen, vom Feinde verbrannt, in Trümmer, die Dörfer ſtanden leer, und der fruchtbare Acker wurde in weiten Strecken nicht von dem Pfluge des fleißigen Landmanns gefurcht, denn die Peſt hatte ſchrecklich unter den Lebendigen aufgeräumt und was ſie verſchont hatte, das war durch das Schwert der Lithauer erſchlagen oder vertrieben, oder von den Tartarn in die Sclaverei fortgeführt. Nur die ganze Kraftanſtrengung des ſo weiſen als thätigen Regenten war vermögend das beinahe zur Wüſte gewordene Reich wieder zu bevölkern und blühend zu machen, und Kaſimir löſete dieſe ſchwierige Aufgabe über alle Erwartung. Er zog aus allen Gegenden Deutſchlands Koloniſten nach Polen; aber da er nicht erwarten durfte viele Deutſche willig zu machen, ihr angebautes Vaterland mit dem verwilderten Sarmatien zu vertauſchen, ſo geſtattete er ihnen Begünſtigungen, die ſie für die Vortheile, deren ſie ſich in ihrer freundlichern Heimath zu erfreuen gehabt hatten, hinreichend entſchädigten. Er gab ihnen Landgüter unentgeldlich, ließ ſie beiſammenwohnen, damit ſie in Geſellſchaft ihrer Landsleute ihr Vaterland weniger vermißten, befreiete ſie von Abgaben und Steuern, geſtattete

ihnen das deutsche Recht und hatte ein genaues Augenmerk darauf, daß ihnen von seinen Beamten kein Unrecht geschah. Da die eingebornen Landleute die Vorzüge bemerkten, deren sich die Deutschen in Hinsicht der Rechtspflege erfreueten, wurden sie darauf eifersüchtig, aber Kasimir bewilligte ihnen dieselben Vortheile und nahm auch sie kräftig gegen die Anmaßungen des Adels in Schutz. Der Adel bespöttelte diese Fürsorge des Königes für den Landmann, und nannte ihn nur den „Bauernkönig“ aber dieser Spott war wohl, wenn gleich unwillkührlich, das größte Lob, welches diesem weisen Fürsten ertheilt werden konnte, der es bewies, daß er die Grundquelle aller Staatskraft kenne und gehörig zu schätzen wisse.

Gleiche Sorgfalt wie auf die Emporbringung des Ackerbaues wandte Kasimir auf die Belebung des städtischen Gewerbfleißes. Auch die Städte suchte er durch Begünstigungen, die er den Deutschen ertheilte, zu bevölkern, und wandte alle seine Sorge und große Summen aus seinem Schatze daran, um Handwerker aus andern Ländern nach Polen zu ziehen und ihnen das Leben daselbst so annehmlich als möglich zu machen. Hauptsächlich aber hielt er die Begünstigung der Juden für ein wirksames Mittel zur

Beförderung des Handels und des Gewerbfleißes, und verlieh ihnen nicht nur kräftigen Schutz, sondern auch bedeutende Vorrechte, um sie dadurch zur Niederlassung in seinen Staaten zu veranlassen. Wenn die Juden nicht ohne Grund mit zu den Ursachen gezählt werden, die zu dem Verfall des Reichs und zu der so sehr gesunkenen Moralität unter der Niedern- und Mittelklasse des Landes beigetragen haben, so kann es nicht fehlen, daß König Kasimir wegen seiner Begünstigung dieses Volks mit bittrem Tadel belegt und auch dieserhalb für den Urheber der Uebel gehalten wird, die den Untergang Polens herbeiführten. Es ist freylich wahr, daß manches, was dieser große König that, in spätern Zeiten zum Verderben seines Vaterlandes gereichte; aber ihn deshalb der Kurzsichtigkeit oder der Unklugheit beschuldigen zu wollen, wäre unbillig; denn er that nur das, was der Drang der Umstände erforderte, und handelte im Geiste seines Zeitalters, dem er doch in mancher Hinsicht auf eine rühmliche Weise vorausgeeilt war. Will man über die Begünstigung, die Kasimir den Juden angedeihen ließ, unpartheiisch urtheilen, so muß man die besondere Lage des Königreichs Polen, und das Zeitalter, in welchem Kasimir lebte, in Betracht ziehen und vor allen

einen Blick auf die frühere Geſchichte dieſes Reiches und auf den Nationalcharakter der Polen thun. Die Juden kamen zuerſt unter Wladislaw I. im Jahr 1097 nach Polen, nach einer allgemeinen Verfolgung, die ſie bei Gelegenheit der Kreuzzüge in Deutſchland erlitten hatten. Polen beſaß dazumal noch beinahe gar keine Städte und keinen Gewerbfleiß, daher mußten die Juden die, nur in Städte lebend, den Anbau derſelben veranlaßten, und die außer ihren baaren Reichthümern auch eine Menge Künſtler und Handwerker ihrer Nation mit ſich brachten, in dieſem noch unziviliſirten Lande höchſt willkommen ſeyn. Da der polniſche National-Charakter der Beſchäftigung mit ſtädtiſchen Gewerben widerſtrebt, ſo wurden die Juden zur Ziviliſation des Landes unentbehrlich. Dieſes ſahen Polens Regenten ſehr wohl ein, und ertheilten von Zeit zu Zeit den Juden immer mehrere Privilegien. Zu Kaſimirs Zeiten befand ſich Deutſchland auf einer hohen Stufe der Kultur und des Wohlſtandes, wovon eine der Haupturſachen der ausgebreitete Handel dieſes Landes war. Kaſimir erwog dieß wohl, aber auch die Lage ſeines Reichs, welches nicht nur keine Seeküſte beſaß, ſondern auch nicht einmal zum Zwiſchenhandel wohl gelegen war. Der Handelsgeiſt der Juden

mußte daher benutzt werden, um die Produkte des Landes zu verwerthen und die Einwohner mit den nöthigen ausländischen Bedürfnissen zu versehen. Wenn daher Kasimir den Juden alle die Rechte und Freiheiten gestattete, die ihnen Herzog Boleslaus der Fromme von Kalisch im Jahr 1264 eingeräumt hatte, und wenn er in der Folge noch mehrere hinzufügte, so handelte er ganz dem Bedürfniß seines Landes angemessen und verdient deßhalb keinen Tadel.

Ueberzeugt, daß ohne unpartheiische Rechtspflege der Wohlstand eines Landes nimmer blühen kann, war Kasimir unabläßig auf die Verbesserung der Gesetze und auf ihre genaue Befolgung bedacht. Er hatte, wie schon erwähnt, den zahlreich nach Polen einwandernden Deutschen das sächsische und magdeburgische Recht gestattet. Da aber die Polen die Vorzüge desselben vor dem mangelhaften polnischen einsahen, so bewilligte er denselben, sich auch des deutschen Rechtes zu bedienen. Weil jedoch in Polen kein Tribunal dazu vorhanden war, und ihm der Uebelstand nicht entging, daß seine Unterthanen, wie anfangs geschah, von einem auswärtigen Tribunal, dem Schöppenstuhl zu Magdeburg, Recht nehmen mußten; so errichtete er zu Krakau ein hohes Gericht, welches nach den Satzungen

des magdeburgiſchen Schöppenſtuhles Recht ſprechen mußte. Dieſes Tribunal beſtand aus zwölf Richtern, die von den verſchiedenen Städten ernannt wurden, unmittelbar unter dem Könige ſtanden, und deren Ausſprüche allein ſeiner Revision unterworfen waren.

Auf die Handhabung der öffentlichen Ruhe hielt er ſtrenge, und die Störung derſelben ſtrafte er ohne Anſehen der Perſon unerbittlich, wie folgendes Beiſpiel beweiſet: Der Woiwode von Poſen, Mathias Borkowicz, ein Mann von hohem Geſchlecht und vieler Thatkraft, ließ ſich durch Gewinnſucht verleiten, die Straßenräuber, mit deren Ausrottung der König unabläßig beſchäftigt war, in Schutz zu nehmen, und endlich ſogar ihr Anführer zu werden. Er ſtützte ſich dabei auf ſein Anſehen als Großer des Reichs und als Günſtling des Königs und glaubte deßhalb ſtraflos zu ſeyn. Kaſimir zeigte auch dießmal wirklich ſo viel Nachſicht, daß er ihn warnen ließ, ſein ſchändliches Gewerbe aufzugeben und die Straßenräuber auszurotten. Als dieſe Warnung aber fruchtlos war, wurde er auf Befehl des Königs gefangen genommen und in einen Kerker geſetzt, aus welchem er nie wieder zum Vorſchein kam. Der Bruder dieſes Woiwoden, der den Tod ſei-

nes Bruders rächen wollte, wurde öffentlich hingerichtet.

Bei dieser wahrhaft väterlichen Sorge für die innere Wohlfahrt des Reiches verlor Kasimir keineswegs die Vergrößerung desselben aus den Augen, sondern benutzte mit kluger Umsicht jede sich dazu darbietende Gelegenheit. Eine solche ereignete sich, als der Stamm der Herzoge von Masovien seinem Erlöschen nahete. Die Herzoge von Masovien leiteten ihre Abkunft von Piast, dem Stifter der polnischen Regenten-Familie, her, und ihre Vorfahren waren zum Besitz des Herzogthums gelangt, als es noch Sitte war, die Reiche, wie das Erbgut einer Familie unter die Kinder des Hinterbliebenen zu theilen. Dieses Herzogthum wurde wiederum unter verschiedene Regenten getheilt, und alle standen in einer gewissen Abhängigkeit von Polen, als dem Hauptstamme, ohne doch eigentlich Vasallen heißen zu wollen. Zu König Kasimirs Zeiten waren nur noch die Plocksche und die Warschausche Linie übrig, die sich auch ihrem Erlöschen zu nahen schienen, und der König sicherte sich die Erbschaft des Plockschen Theiles dadurch, daß er dem Herzog Kasimir einen bedeutenden Geldvorschuß machte, und das Land dafür zur Hypothek annahm. Als nun Kasimir der Herzog

ſtarb, machte Ziemowit, der noch allein übrig gebliebene Herzog von Maſovien, Anſprüche auf einen Theil von Plock, aber Kaſimir gab ihm das Ganze unter dem Beding, daß er den ganzen Inbegriff ſeiner Länder von Polen zum Lehn nahm und die polniſche Krone für die einzige und rechtmäßige Erbin ſeiner Staaten, nach dem Abſterben ſeines Stammes, erklärte. Auf dieſe Weiſe wurden die Anſprüche, die der deutſche Orden, der König von Böhmen und vor allen die Herzoge von Schleſien an die Erbfolge von Maſovien machten, zurückgewieſen und dem Reiche der nachfolgende Beſitz einer ſeiner größten und ſchönſten Provinzen geſichert.

In einer ſo ruhmwürdigen Thätigkeit verlebte der große Kaſimir mehrere Jahre hindurch, und ſahe den Wohlſtand ſeiner Staaten zu einer nie geahnten Größe emporblühen. Ein beſonderer Vorzug dieſes preiswürdigen Monarchen beſtand darin, daß er alle ſeine Einrichtungen und Anordnungen zum Beſten ſeiner Länder mit einer Beharrlichkeit ausführte, die durch nichts gehemmt werden konnte, daß er alle ſeine Befehle unter ſeinen Augen vollziehen ließ, und bei allem gegenwärtig war, damit es in ſeinem Sinne und ſeiner Abſicht gemäß geſchah. So machte er ſelbſt eine Reiſe nach Preußen, um

die dortige musterhafte Einrichtung der Städte kennen zu lernen und bei den polnischen Städten in Anwendung zu bringen. Ueberall, wo er etwas Nachahmungswerthes antraf, zog er nähere Erkundigungen darüber ein und suchte es in seinem Lande mit weiser Berücksichtigung der Oertlichkeit und der Verhältnisse anzuwenden.

Doch Kasimirs wohlthätige Wirksamkeit sollte noch einmal unterbrochen werden, und noch einmal sollte er die bittere Erfahrung von dem Wechsel des Glückes durch eine Reihe von Unglücksfällen machen, die Polen nach einander betrafen. Zuerst schlug ein Krieg, zu dem er veranlaßt worden war, unglücklich für ihn aus, wobei es auf folgende Art zuging.

Der unabhängige Woiwode der Wallachei war gestorben, und hatte zwei Söhne Stephan und Peter hinterlassen, die sich wegen der Herrschaft mit einander stritten. Stephan, der ältere hatte wohl den gerechteren Anspruch, seinem Vater in der Regierung zu folgen, aber Peter war bei dem Volke, seiner guten Eigenschaften wegen, beliebter, und ihm gelang es, seinen Bruder zu verdrängen. Der aber flüchtete zu Kasimir, und überredete diesen, ihn mit Waffenmacht zu seinem Rechte zu verhelfen. Kasimir konnte diese Bitte nicht wohl unerfüllt lassen,

da ihm an der Freundschaft eines mächtigen Nachbarn gelegen seyn mußte, und er auch sich gedrungen fühlte, ein Vertheidiger des, an seinen Rechten gekränkten, Fürsten zu seyn. Er sammelte daher schnell ein großes Heer, und ließ solches in Begleitung Stephans und des zu seiner Parthei gehörigen und mit ihm geflohenen Adels in die Wallachei einrücken. Von Anfang schien den Polen der Sieg leicht werden zu wollen, denn da die Wallachischen Großen unter sich uneins waren, so konnten sie keine erhebliche Kriegesmacht entgegenstellen. Aber der kluge Peter, der wohl einsah, daß er den Polen auf keine Weise in offener Feldschlacht gewachsen wäre, nahm seine Zuflucht zur List. Er schickte heimlich Unterhändler in das polnische Lager, die den erzürnten Bruder und die Großen in dessen Gefolge mit ihm versöhnen mußten, damit sie den Polen keine Rathschläge ertheilen möchten, und als er hierin seine Absicht erreicht hatte, lockte er das polnische Heer, welches bei seinem Vorrücken das prüfende Auge seines Königes entbehrte, in einen dichten wüsten Wald, der wegen der Dürre seines Bodens Ploniny genannt wird. Diesen Wald besetzte Peter und legte überall an dazu geeigneten Stellen Verhaue. Als nun die Polen unvorsichtig ihren Marsch

durch den Wald nahmen, brach Peter aus seinem Hinterhalt mit stürmischer Eile hervor, und hatte sie schon getrennt und in Verwirrung gebracht, ehe die polnischen Heerführer noch im Mindesten Anstalt zur Gegenwehr treffen konnten, die freilich unter den ungünstigen Umständen auch wenig gefruchtet haben würde. Die Polen ergriffen die Flucht; aber wohin sie sich auch wendeten, stießen sie überall auf Verhaue, worin sie sich mit ihren Kleidern und Waffen verwickelten oder mit ihren Pferden stürzten und von den wüthend sie verfolgenden Feinden entweder getödtet wurden, oder ihnen lebendig in die Hände fielen. Die vollendete Niederlage und beinahe gänzliche Vernichtung der polnischen Armee krönte Peters List. Die drei Hauptfahnen von Krakau, Sendomir und Lublin und eine Menge anderer Feldzeichen gingen verloren, sehr viele ausgezeichnete Edelleute geriethen, nebst einer unermeßlichen Zahl gemeiner Krieger, in Gefangenschaft, und fruchtlos beklagte sich Kasimir über die Verrätherei der von ihm gastfreundlich aufgenommenen Wallachen; ihm blieb nichts übrig, als wegen Auslösung seiner gefangenen Unterthanen zu unterhandeln. Diese Niederlage erfolgte im Sommer des Jahres 1360.

Noch in Trauer über diesen Verlust, mußte

Kasimir ein bei weitem größeres Unglück über sein Land hereinbrechen sehen. Während der sechs Herbst- und Wintermonate wüthete die Pest mit einer unerhörten Heftigkeit durch ganz Polen und machte Städte und Dörfer wüst; doch traf sie noch mehr die Vornehmen und Reichen, als den gemeinen Mann. Wie verheerend sie war, ist daraus abzunehmen, daß man allein in der Stadt Krakau zwanzig tausend Todte zählte.

Doch selbst diese Unglücksfälle konnten den König nicht verhindern, für die Aufklärung seines Amtes thätig zu seyn. Er wirkte bei dem Papste das Privilegium zur Krakauer Universität aus, und ließ eine Menge kostspieliger Gebäude für diesen Musensitz aufführen; indessen erlebte er nicht mehr die Vollendung der Einrichtung dieser Akademie. Auch verwandte er sich, der besseren kirchlichen Einrichtung wegen bei dem Papst dahin, daß das Bisthum Lemberg zu einem Erzbisthum erhoben wurde.

Aber noch war Polens Elend nicht zu Ende. Im Jahre 1362 entstand in Polen sowohl, wie in den angränzenden Ländern eine grausame Hungersnoth, die um so schrecklicher war, als zugleich ein großer Geldmangel im Lande herrschte. Im Frühling darauf grünten die Saaten in üppiger Fülle, und alles gab sich der Hoffnung

auf eine reiche Erndte hin, als im Juni: Monat heftige Winde und Regen die Blüthe des Getraides zerstörten und aufs Neue einen bittern Mangel herbeiführten. Die Noth würde unbeschreiblich gewesen seyn, wenn der König nicht die weise Fürsicht gehabt hätte, in den Jahren des Ueberflusses auf seinen Landgütern und in seinen Speichern große Getraidevorräthe aufzusammeln, die ihn nun in Stand setzten, der Wohlthäter seines Volkes zu werden, und sowohl dem Brod- als dem Geldmangel abzuhelfen. Er öffnete seine Magazine und gab den Dürftigen theils ganz umsonst, theils für eine geringe Bezahlung, theils Lohnsweise, oder für Arbeit das nöthige Getraide. Doch blieb ihm noch eine große Menge Brodfrucht übrig, die er an vermögende Inländer, oder auch an Ausländer für einen billigen Preis verkaufte. Damit aber auch das Geld in Umlauf käme, unternahm er große Bauten, bei denen die Arbeiter zu Tausenden angestellt wurden. Er ließ neue Gebäude aufführen, Städte und Schlösser mit Mauern und Graben umgeben, Teiche, Dämme und Wasserleitungen anlegen, um auf alle Weise das Volk auf eine nützliche Weise zu beschäftigen und ihm die Quellen zum Erwerbe zu eröffnen. Unter andern ließ er einen Kanal von

Krakau nach Bochnia fünf Meilen lang ziehen, der mit dem Waſſer aus der Weichſel beſpeiſet werden ſollte, damit von dort aus Holz, Salz und andere Handelsprodukte auf Schiffen und Flößen nach Krakau gebracht werden könnten. Wollte man über alles ſchweigen, was Kaſimir während ſeiner langen und thatenvollen Regierung Großes und Gutes gethan hat, ſo würde ſeine in dieſen beiden Mangeljahren bewieſene Weisheit allein, ihm eine Stelle unter den größten und beſten Fürſten aller Zeitalter anweiſen und er ſchon darum zu den Wohlthätern der Menſchheit zu zählen ſeyn.

Ungeachtet dieſer Unterſtützungen, die Kaſimir ſeinem Volke angedeihen ließ, und ungeachtet der unermeßlichen Summen, die er auf die wahrhaft rieſenhaften Anlagen und Bauten verwendete, beſaß er doch noch Geld genug in ſeinem Schatze, um zur Vermählung ſeiner Enkelin mit Kaiſer Karl IV. Feſte zu geben, die an Pracht und Aufwand alles übertrafen, was man Herrliches und Glänzendes in jenen Zeiten geſehen hatte. Da dieſe Heirath nicht ohne hiſtoriſche Bedeutung iſt, ſo wollen wir mit kurzen Worten etwas davon erwähnen.

Zwiſchen Karl dem IV. deutſchen Kaiſer und Könige von Böhmen und Ludwig König von

Ungarn, des ersteren Schwiegersohn waren, wie sich solches unter benachbarten Fürsten wohl trifft, Zänkereien entstanden, die endlich durch Karls Schmähungen dahin gediehen, daß beide Monarchen sich zum Kriege rüsteten. Ludwig hatte auf seiner Seite Kasimir von Polen, die Russen, die Tartarn und den König Waldemar von Dänemark, einen Verwandten von Kasimirs Schwiegersohn, Boguslaus von Pommern, zu Verbündeten; Kaiser Karl dagegen hatte ganz Deutschland, Böhmen und Mähren zum Kriege aufgeboten. Als der Papst Eugen von diesem bevorstehenden Kriege Kenntniß erhielt, wollte er, seinem Berufe angemessen, Versöhnung zwischen den feindlich gesinnten Fürsten stiften, und sandte zu dem Ende den Franziskaner Johann, einen klugen und beredten Mann, an die kriegeslustigen Regenten ab. Dem Pater Johann gelang es zuerst, den Kaiser zu friedlichen Gesinnungen zu stimmen, und zu dem Versprechen zu bewegen, daß er dem Kriege entsagen wolle, wenn ihm vollständige Genugthuung wegen der ihm von seinem Schwiegersohn zugefügten Beleidigungen geleistet würde. Nun wanderte der Franziskaner unabläßig zu Ludwig, Kasimir und Karl, und ließ nicht ab, bis er nicht nur den Frieden, sondern auch eine Verwandtschaft zwischen den

noch eben zum Kriege entſchloſſenen Fürſten geſtiftet hatte, und zwar in der Art, daß Kaiſer Karl Eliſabeth, die Tochter des Herzogs Boguslaus von Pommern-Stettin, die Enkelin des Königs Kaſimir als ſeine vierte Gemahlin heimführen ſollte; denn ſeine dritte Gemahlin, Anna, die Tochter des Herzogs von Schweidnitz, war kurz vorher geſtorben. Die Vermählung wurde zu Krakau gefeiert, und es kamen zu dieſem Feſte Ludwig König von Ungarn, Peter, König von Cypern, Otto von Baiern, Ziemovit von Maſovien, Boleslaus von Schweidnitz, Wladislaus von Oppeln und Boguslaus von Pommern-Stettin mit ſeiner Tochter. Kaiſer Karl erſchien mit einer glänzenden Begleitung. Ungeachtet des zahlloſen Gefolges dieſer Fürſten, welches ſich in die Tauſende belief, wurde doch jeder Einzelne mit großer Pracht aufgenommen, und ſo köſtlich bedient, daß man einen hohen Begriff von dem Reichthume Kaſimirs erhielt. Zwanzig Tage hindurch währeten die Feſte, und während dieſer Zeit wurde alles aufgeboten, was nur zum Vergnügen und Genuſſe der hohen Gäſte erdacht werden konnte, die durch einen alle Erwartungen übertreffenden Aufwand in Erſtaunen geſetzt wurden. So waren unter andern während der ganzen Zeit des Aufenthaltes der fremden Gäſte

Fässer voll Wein und Bier auf dem Markt aufgestellt, aus den jeder ohne Unterschied nach Belieben zapfen und trinken konnte. Nicht weniger bewundernswürdig war die bei den Festen und bei Bedienung der hohen Fremden herrschende Ordnung, die vorzüglich der Leitung des Burgermeisters von Krakau Perine German zu verdanken war, der das Zutrauen, das der König Kasimir ihm schenkte, durch seine Rechtlichkeit und Klugheit vollkommen verdiente. Dieser patriotische Bürger gab den fürstlichen Gästen, um ihnen einen Begriff von dem Reichthum der Stadt Krakau zu machen, in seinem Hause ein Gastmahl, wobei königliche Pracht herrschte, und dann überreichte er ihnen Geschenke, die kein Fürst kostbarer hätte machen können. Nach Beendigung des Hochzeitfestes schlossen der Kaiser und die sämmtlichen anwesenden Könige ein Bündniß unter sich und dann zog jeder von ihnen, von polnischen Großen bis an die Gränze begleitet, zurück in sein Land.

Noch einmal sahe Kasimir sich genöthigt zu den Waffen zu greifen, denn in einigen Gegenden des neueroberten Rußlands hatten sich die Einwohner der Herrschaft des polnischen Zepters entzogen; andere Theile davon hatten die Lithauer ihrem Gebieth einverleibt. Es hätte dazu

saum eines so großen Heeres bedurft, als Kasimir zusammenbrachte, um die losgerissenen Provinzen wieder zu erobern, denn schon sein hochberühmter Name machte die Rebellen und Feinde zittern und öffnete ihm die Thore. Er konnte wie einst Cäsar sagen: ich kam, sah, siegte; die schnell Ueberwundenen unterwarfen sich und baten um Frieden, den er ihnen auch unter großmüthigen Bedingungen gewährte, doch aber starke Besatzungen in die Landesfestungen legte, um neue Abfälle zu verhindern.

Dieses war die letzte Waffenthat Kasimirs; denn ob er wohl noch einmal dem König Ludwig von Ungarn Hülfsvölker gegen Kaiser Karl gab, mit welchem ersterer abermals in Streitigkeiten gerathen war, so befand er sich doch nicht selbst dabei, auch wurde wenig damit ausgerichtet.

Der friedliche Zustand seines Reiches nach dem beendigten Russisch-Lithauischen Kriege benutzte Kasimir zu einer Reise durch die verschiedenen Provinzen seiner Staaten, um sich mit eigenen Augen von der Ausführung seiner Befehle zu überzeugen, und allenthalben selbst zu untersuchen, wo Mängeln abzuhelfen wäre oder Verbesserungen gemacht werden könnten. Darauf aber begab er sich mit einem glänzenden Gefolge nach Preußen. Der Zweck seiner Reise in jenes

Land war, die Einrichtungen der Städte und die Art der Befestigungen der Burgen in Augenschein zu nehmen, und eine genauere Kenntniß von der bürgerlichen Verfassung des in der schönsten Blüthe der Kultur stehenden Ordensstaats zu erlangen, damit er solches Alles in seinen Staaten nachahmen könnte. Der Hochmeister des deutschen Ordens empfing ihn mit einer Pracht, die eines großen mächtigen Fürsten würdig war, aber auch mit der Achtung und dem Zutrauen, die Kasimirs Charakter erforderte, da jener Orden, damals selbst durch glorreiche Thaten ausgezeichnet, gern der Geistesgröße dieses Fürsten die verdiente Huldigung darbrachte.

So dachte Kasimir unabläßig an die Verbesserung der Kultur seiner Staaten, war unaufhörlich mit dem Wohl seines Reiches beschäftigt, als ihn der Tod mitten in der Ausführung der großen Plane, die er zur festen Begründung des dauerhaften Glücks seiner Völker entworfen hatte, überraschte. Den Sommer über hatten die Landesangelegenheiten in Großpolen seine Thätigkeit in einem ungewöhnlichen Grade in Anspruch genommen, und er wollte nun beim herannahenden Herbste zur nöthigen Erholung dem Vergnügen der Jagd in dem Sendomirischen Gebiet und in Rußland sich überlassen, als er

am 6ten September beim Verfolgen eines Hirsches mit dem Pferde stürzte. Sein starker, fetter Körper wurde durch diesen gewaltsamen Sturz heftig erschüttert und von einem Fieber ergriffen. Man brachte ihn nach Praedboria, und die ärztliche Hülfe stellte ihn einigermaßen her; allein der unmäßige Genuß des Obstes und der zu ofte Gebrauch der Bäder zog einen Rückfall nach sich, wodurch sein Zustand so bedenklich wurde, daß die Aerzte ihm rathen mußten, der besseren Pflege wegen nach Krakau zu gehen. Aber schon vermochte er nicht mehr in einem Wagen zu fahren, sondern mußte in einer Sänfte getragen werden, und doch konnte die Reise nur langsam und nach mehrmaligen Unterbrechungen fortgesetzt werden. Die Nichtbefolgung der von den Aerzten vorgeschriebenen Diät vermehrte von Zeit zu Zeit seine Krankheit und verkleinerte die Hoffnung zu seiner Genesung. Als er nun das Herannahen seines Todes fühlte, machte er ein Testament, worin er aufs Vollständigste über seine Verlassenschaft bestimmte und den Kanzler des Reichs zum Vollstrecker desselben machte; darnach aber entschlug er sich alles Irdischen, machte Frieden mit seinem Gewissen und endete ruhig sein thatenvolles Leben im November 1370 im sechszigsten Jahre seines Lebens und im sieben und drei-

ßigſten ſeiner Regierung. Seine Leiche wurde am dritten Tage nach ſeinem Ableben mit feierlicher Pracht in der Domkirche zu Krakau beigeſetzt, wo noch jetzt zur rechten Seite des Frohnaltars ſein Standbild von Marmor die Stelle bezeichnet, wo ſeine Gebeine ruhen.

Die Unpartheilichkeit erfordert es, auch der Fehler zu gedenken, die dieſem großen Könige vorgeworfen werden. Kaſimir war ein Menſch und als ſolcher auch menſchlichen Schwächen unterworfen; er hatte Fehler, doch welcher große Mann wäre ganz ohne ſie? und vielleicht waren ſie eine nothwendige Bedingung ſeiner noch von der ſpäten Nachwelt bewunderten Eigenſchaften. Er widerſetzte ſich den Anmaßungen herrſüchtiger und habſüchtiger Geiſtlichen, und deshalb haben Prieſter, die ſeine Geſchichte ſchrieben, ſeine Fehler ſorgfältig verzeichnet, und vielleicht abſichtlich vergrößert. Wie alle kraft- und geiſtvolle Menſchen, ſo hatte auch Kaſimir ſtarke Leidenſchaften, und wenn er ihnen zuweilen mehr, als es ihm frommte, nachgab, ſo darf dieſes in Betracht des Zeitalters und der Verhältniſſe weniger Wunder nehmen, als wenn das Gegentheil der Fall geweſen wäre. Man gibt ihm Unmäßigkeit im Eſſen und Trinken ſchuld, jedoch ſind keine erheblichen Beweiſe für dieſe Anklage bei-

gebracht, außer in seiner letzten Krankheit, wo körperliche Schwäche auch die geistige nach sich zog. Ueberhaupt ist dieser Tadel eitel, denn wer mag die Forderungen eines kräftigen Körpers so genau kennen, um von ihm zu bestimmen, wo er Maaß gehalten habe und wo nicht. Wichtiger aber ist der Vorwurf, den man Kasimir wegen des ungezügelten Genusses der sinnlichen Liebe macht; denn nicht zu leugnen ist es, daß er sich auf verschiedenen Lustschlössern Beischläferinnen hielt und mit diesen von Zeit zu Zeit einige Tage oder Wochen zubrachte. Allein zu seiner Entschuldigung muß man anführen, daß seine Gemahlinnen bei einem anstoßenden Aeußeren und widerwärtigen Sitten keineswegs geeignet waren, das Bedürfniß seines Herzens zu befriedigen, und daß ihm die Freuden des ehelichen Lebens, denen er bei seinem tiefen, warmen Gemüth sich so gerne überlassen haben würde, gänzlich versagt waren. Kann ihn dieses freilich nicht rechtfertigen, so wird es doch den Schatten mildern, den diese Schwäche auf seinen im übrigen so vortrefflichen Charakter wirft. Unter der nicht kleinen Zahl seiner Beischläferinnen spielt die Jüdin Ester wohl die vornehmste Rolle. Ihrem Einfluß schreibt man die großen Vorrechte zu, die den Juden von Kasimir bewilligt worden

ſind; jedoch iſt es ausgemacht, daß er die mehreſten Begünſtigungen der Juden ſchon damals zugeſtand, als er höchſt wahrſcheinlich Eſter noch gar nicht kannte. Und der Zuſtand ſeines Reiches rechtfertigte die den Juden ertheilte Privilegien ohnedem. Kaſimir hat mit der Eſter mehrere Kinder gezeugt, und die Nachſicht iſt merkwürdig, mit der er es genehmigte, daß ſeine mit Eſter gezeugten Töchter im jüdiſchen Glauben erzogen werden durften.

König Kaſimir hat dem Geſchichtſchreiber einen dankbaren Stoff geliefert, denn die vielen guten, großen und ruhmwürdigen Thaten dieſes Fürſten werden nicht, wie dieſes ſo oft bei hiſtoriſch-merkwürdigen Perſonen der Fall iſt, von einer Menge ſchwacher, widerſinniger und ſchlechter Handlungen verdunkelt und entſtellt, ſondern alles, was er that, und befahl, hatte das Gepräge hoher Weisheit und reiner Größe, und hätte er nicht wegen der Erbfolge einige Nachgiebigkeit gegen die Forderungen des Adels bewieſen, die der Keim zu dem Verderben war, unter welchen in ſpätern Jahrhunderten Polen erlag, man würde ſeine Regierung muſterhaft nennen können.

Obgleich perſönlich tapfer und beinahe immer glücklich im Kriege, wodurch er die Gränzen ſeines Reiches ſo bedeutend erweiterte, ſo war es

doch sein kriegerischer Ruhm nicht, weßhalb das unpartheiische Urtheil der Nachwelt ihm den Beinamen des Großen beigelegt hat. Größer als seine Waffenthaten findet der Geschichtschreiber die Selbstbeherrschung, womit er seine Kriegslust zügelte, wenn die Wohlfahrt seines Volkes auch nur auf die entfernteste Weise dabei in Gefahr kommen konnte; glänzender die Klugheit, mit der er die Verhältnisse mit seinen Nachbarn und sein Ansehen zu benutzen wußte, um ungerechte Ansprüche zurückzuweisen, weit aussehende Zwistigkeiten zu endigen und dem Reiche den Frieden zu erhalten, dessen es nach langen und mannigfaltigen Unglücksfällen so dringend bedurfte; herrlicher endlich die Weisheit, mit der er eine Menge tief eingewurzelter Gebrechen des Staats ausrottete, Recht und Gerechtigkeit übte, vortreffliche Gesetze gab und rastlos für die Wohlfahrt seines Volkes sorgte. Bei allen seinen Handlungen leitete ihn eine unpartheiische Gerechtigkeit die nie in zu große Strenge ausartete; die Menschlichkeit, ein schöner Zug seines Herzens, war ihm beinahe in keinem Augenblick seines Lebens fremd; gerne wandte er bei schicklicher Gelegenheit eine würdige Pracht an, doch nie ging sie in Verschwendung über; Sanftmuth und Wohlwollen, doppelt schätzbar bei der vor-

herrſchenden Stärke ſeines Charakters, erwarben ihm die Liebe ſeiner Unterthanen und erzwangen ihm ſelbſt bei ſeinen Feinden eine unwillkührliche Verehrung. Er löſete die verworrenen Schlingen der Gerichte, milderte die rohen Geſetze, hob die ungerechten auf und erſetzte ſie durch andere, die zweckmäßiger und billiger waren. Gegen alle, die ſich ihm naheten, war er gefällig und leutſeelig, und gütig hörte er die Klagen und Bitten, ſelbſt die Geringſten, an. Die Schwächern ſchützte er vor der Macht und Willkühr der Großen, und war ſtets dem Volke geneigter als dem Adel. Die Gefangenen löſete er von den Feinden aus und hütete ſich Jemanden beſchwerlich zu fallen oder zu drücken; der Strenge bediente er ſich ſelbſt bei Partheiungen und Unruhen nicht eher, als bis kein Mittel der Güte mehr fruchten wollte. Das durch lange Kriege und andere Unglücksfälle beinahe zur Wüſte gewordene und gänzlich verarmte Land bevölkerte er wieder durch Kolonisten und durch Erleichterungen und Unterſtützungen, die er dem Landmann angedeihen ließ. Die Menge der Kirchen und Schlöſſer, die er baueke und der Städte, die er wiederherſtellte und mit Mauern umgab, iſt beinahe zahllos und noch findet man in allen Gegenden von Polen die Trümmer der

Mauern, die unter ſeiner Regierung emporſtiegen. Die Reſidenz Krakau verſchönerte er auf mannigfaltige Weiſe und ſo daß ſie zu den prächtigſten Städten der damaligen Zeit gehörte. Obgleich frei in Glaubensſachen denkend, und der angemaaßten päbſtlichen Gewalt ſtets furchtlos entgegenſtrebend, bezeugte er doch ſtets große Achtung gegen die Religion, ſtattete die Kirchen mit fürſtlicher Großmuth aus und verehrte und belohnte tugendhafte Prieſter. Alle Handlungen dieſes ausgezeichneten Regenten tragen das Gepräge reiner Größe, ſeine Werke ſind die Schöpfungen eines Rieſengeiſtes, die noch nach Jahrhunderten ſeinen Ruhm verkündigen. Polen nannte und nennt mit Recht Kaſimir ſeinen größten König; und ein unbezweifeltes Zeugniß ſeines Werthes iſt es, daß die ſchlichten Landleute, ſelbſt da noch, als ſein Gebein längſt in Staub zerfallen war, Schaarenweiſe zu ſeiner Ruheſtätte, wie zu der eines Heiligen, walleten und ſein Grabmahl mit ihren Thränen netzten. Die ſpäten unglücklichen Nachkommen des ehemals ſo mächtigen Polens blicken mit Schmerz auf das golden Zeitalter der Regierung des großen Kaſimir und Thränen der Wehmuth füllen ihr Aug' über den erloſchenen Glanz ihres Vaterlandes.

Feldzüge
Kaiser Karl V. gegen den Schmalkaldischen Bund.

Nach den Berichten von Augenzeugen, *) die während der Feldzüge in des Kaisers Nähe waren.

Erster Feldzug 1546.

Die Macht der Protestirenden oder der Parthei, die der neuen Religion anhing, war, nachdem sie sich zu Schmalkalden in einen Bund vereinigt hatte, so groß geworden, daß es unmöglich schien sie mit Gewalt zu trennen, oder ihr offenbaren Widerstand zu leisten. Das Volk hing der neuen Lehre an, und es war fast kein Ort, in deutschen Landen, wo die Lutherischen nicht

*) Don Luis de Avila und Hyeron. Paleati. Bei einigen nothwendigen Berichtigungen ist der Verf. dem Sleidanus und Beuther gefolgt.

in großem Ansehen gestanden hätten und die Mächtigsten gewesen wären, ausgenommen des römischen Königes Land, einige Reichsstädte als Köln, Metz und Aachen und wenige Städte von niederem Belang. Die weltlichen Fürsten aber hielten sich sämmtlich zum Lutherthum bis auf die Herzoge von Cleve und von Baiern, die aber, wenn gleich katholisch, doch mit den Lutherischen in freundschaftlichen Verhältnissen standen. Auch eine kleine Anzahl des Adels hielt an dem alten Glauben, und die Städte, Nördlingen und Rothenburg an der Tauber, obgleich lutherisch, waren nicht in den Bund getreten, der aber durch den Beitritt vieler auswärtigen mächtigen Fürsten sich verstärkt hatte.

Zu der Zeit war der Kaiser gerade in Brabant, um die Angelegenheiten jenes Landes zu ordnen. Als er daselbst seine Geschäfte vollbracht hatte, zog er nach Deutschland zurück. Es war aber ein Gerücht in Umlauf gekommen, daß der Kaiser in den Niederlanden ein großes Heer gesammelt habe, Deutschland damit zu überziehen, weßhalb denn einige deutsche Fürsten ihre Gesandte dem Kaiser bis Mastrich entgegen schickten, um das Wahre oder Falsche dieses Gerüchts zu erforschen. Sie überzeugten sich von dem Ungrunde der Sage; denn der Kaiser hatte

nicht mehr Kriegesvolk bei sich, als fünfhundert Mann, welches seine gewöhnliche Bedeckung war. In Speier wurde der Kaiser von dem Pfalzgrafen am Rhein und dessen Gemahlin, die seine Schwestertochter war, empfangen. Der Pfalzgraf bemühete sich die Irrungen zwischen dem Kaiser und den Reichsständen auszugleichen, als er aber seine Mühe vergeblich sah, vereinigte er sich mit den Verbündeten. Auch der Landgraf von Hessen kam dieser Gelegenheit wegen nach Speier, konnte aber eben so wenig ausrichten. Von Speier zog Kaiser Karl nach Regensburg, wohin ein Reichstag ausgeschrieben worden war. Dort vermählte er die älteste Tochter des römischen Königes Anna mit dem Herzog Albrecht von Baiern, die zweite aber, Maria, mit dem Herzog von Cleve, wodurch er diese beiden Fürstenhäuser an seine Sache kettete.

Karl dachte in Regensburg auf Maaßregeln die lutherischen Parthei mit den Waffen in der Hand zu unterdrücken, und ließ zu dem Ende mehrere Kriegesbefehlshaber zu sich kommen. Doch konnte solches nicht so heimlich geschehen, daß nicht etwas davon lautbar geworden wäre. Die Gesandten der lutherischen Parthei berathschlagten sich darüber und wurden einig, von dem Kaiser eine Erklärung über seine Anstalten zum

Kriege zu fordern. Demzufolge begaben ſie ſich zu ihm, und baten ihn, es ihnen zu ſagen: gegen wen ſeine Kriegesrüſtungen gerichtet wären? ſie wollten ihrem Reichsoberhaupte, im Fall es einen Angriff befürchte, nach Kräften beiſtehen. Der Kaiſer antwortete: es wäre allerdings wahr, daß er Kriegesvolk zuſammenzöge, um einige Rebellen im Reiche zu beſtrafen, und wer ihm dabei zu helfen geſonnen ſey, den würde er für einen getreuen Vaſallen anſehen; wer ſich aber dagegen ſetzen wollte, den würde er für einen Aufrührer halten und als einen ſolchen zu ſtrafen wiſſen. Mit dieſer Antwort, die keineswegs zweideutig war, wurden die Bundesgeſandten entlaſſen, und die verbündeten Fürſten nahmen ſie, ganz richtig, für eine Kriegs-Erklärung.

Um den Muth des Kaiſer Karl gehörig würdigen zu können, muß man berückſichtigen, wo und in welcher Lage er ſich befand. Er war in Regensburg, in einer lutheriſchen Stadt, weit von ſeinen Erbſtaaten entfernt, von Fürſten und fürſtlichen Geſandten, die der lutheriſchen Parthei zugethan waren, umgeben. Beinahe ganz Deutſchland hatte ſich für die neue Lehre erklärt, und die wenigen dem alten Glauben anhängenden thaten den Lutheranern aus Furcht vor feindlichen Angriffen allen möglichen Vorſchub. Der

Herzog von Baiern, obwohl ein Katholik, legte dem Kaiser bei seinen Kriegsrüstungen alle nur mögliche Hindernisse in den Weg und sogar der römische König verursachte durch seine um einen Monat verspätete, Ankunft einen unangenehmen Aufenthalt, welcher den Verbündeten wohl zu statten kam. Ueberdem waren noch keine deutschen Truppen geworben, von den spanischen Soldaten war kaum der dritte Theil zum Aufbruch bereit, und der Papst hatte sein Kriegsvolk, welches er dem Kaiser zu Hülfe senden wollte, noch gar nicht beisammen.

Von den Verbündeten waren die Augsburger die Ersten, die sich zum Kriege rüsteten. Gleichwohl wollten sie nicht den Schein haben, als ob sie gegen das Reichsoberhaupt ihre Waffen zu kehren gesonnen wären, und deßhalb liessen sie die Kaiserlichen in ihre Stadt frei ein- und ausgehen, allen nur möglichen Verkehr treiben und sogar Harnische, die daselbst für das kaiserliche Heer verfertigt wurden, verabfolgen.

Der Kaiser hatte seinen Krieges-Obersten Befehl gegeben Soldaten zu werben. Es waren solches Hildebrand von Madruz, des Kardinal von Trient Bruder, und Georg von Regensburg, ein alter hochbetagter Kriegsmann, der dem Kaiser bei vielen Kriegeszügen gedient

hatte. Auch ein Graf von Schaumburg und der Markgraf von Marignan, welcher letztere Befehlshaber der Artillerie war, wurden zu Obersten gemacht. Jeder dieser vier Heerführer sollte viertausend Mann aufbringen. Zuerst wurden zwei Regimenter errichtet, das von Madruz und von Marignan; dann die beiden andern Georg von Regensburg und Schaumburgs und endlich wurde noch ein fünftes gestiftet, welches unter den Befehl des Georg Dux, eines Bastard des Herzogs von Baiern gestellt wurde. Auch erhielt Alvaro de Sande den Befehl mit seinem Heerhaufen von zweitausend achthundert Mann aufzubrechen, und ein Haufe von dreitausend Mann, der in der Lombardei stand, wurde ebenfalls herbeigezogen.

Außer diesen vorläufigen Werbungen sollte Markgraf Albrecht von Brandenburg zweitausend fünfhundert Reuter, Markgraf Hanns, des Kurfürsten von Brandenburg Bruder, sechshundert, der deutsche Meister tausend, Herzog Erich von Braunschweig vierhundert, der Erzherzog von Oestereich funfzehnhundert aufbringen, und aus den Niederlanden wurden von dem Kaiser funfzehntausend Mann Fußvolk und dreitausend Reuter gefordert. Wäre diese Kriegesmacht schnell beisammen gewesen, so hätte Karl seinen

Gegnern dreist unter die Augen treten können; allein die Reisige mußten erst geworben werden und zwar größtentheils mitten unter den Feinden, wodurch die Werbung nicht wenig gehindert und verzögert und Karl zu einer langen Unthätigkeit verdammt wurde.

Die Augsburger zogen aus mit zwei und zwanzig Kompagnien (zu fünfhundert Mann) eigener Fußvölker, sechs Compagnien, die der Herzog von Würtemberg und vier, die Ulm zur Hülfe gesandt hatte und mit tausend Reutern, dabei hatten sie acht und zwanzig Feldstücke. Die Bestimmung dieser Heeresmacht war, den italischen Kriegesvölkern den Eintritt in Deutschland zu verwehren, doch erklärten die Augsburger, daß ihre Absicht nicht sey, die Truppen des Kaisers anzugreifen, sondern nur dem Heere sich entgegen zu stellen, welches der Papst zu Deutschlands Verderben anrücken lassen wolle. Deßhalb ließen sie ihre Mannschaft auf die Ehrenberger Klause anrücken, welches der Hauptpaß ist, der aus Italien nach Deutschland führt, und zwar von Trient nach Inspruck. Von Inspruck nach Baiern giebt es zwei Wege, der eine führt über die auf der Gränze zwischen Tyrol und Baiern gelegene Feste Kufstein; der andere gehet höher hinauf und dann durch ein tie-

ſes Thal, welches durch ein ſehr feſtes Schloß geſperrt wird. Dabei liegt die Stadt Füſſen, am Lech, dem Kardinal von Augsburg gehörig, weiterhin kommt die Stadt Kempten und dann Memmingen, beide der lutheriſchen Parthei anhängig. Dieſes ganzen Striches wollten die Augsburger ſich bemächtigen.

Den Befehl über ihre Heeresmacht, die aus funfzehntauſend Mann Fußvolk und tauſend Reutern beſtand, hatten die Augsburger dem Sebaſtian Schertel anvertraut, der früher bei dem kaiſerlichen Heere gedienet, dann bei der Einnahme von Rom Weinſchenk und endlich ein Lieferant geweſen ſeyn ſoll, und im Kriege ſo viel Geld und Gut gewonnen hatte, daß er zu den reichſten und angeſehenſten Bürgern gerechnet wurde.

Mit dieſem Kriegsvolk rückte Schertel vor Füſſen, welches ohne Widerſtand eingenommen wurde, und darauf nach der Klauſe, die ſich ergab, ehe noch ein Schuß darauf gethan wurde. Man beſchuldigte den Hauptmann, der in dem Schloſſe befehligte, der Verrätherei. Es lagen aber in der Gegend der Ehrenberger Klauſe vier bis fünftauſend Mann von den Regimentern Madrutz und Marignan, die gern mit den Augsburgern handgemein geworden wären, doch

mußten es die Oberſten verhindern, da bei ihrer geringen Anzahl nicht zu erwarten ſtand, daß ſie ſiegen würden. Man zog es daher vor, ſie dem Kaiſer nach Regensburg zuzuführen.

Nachdem die Feinde ſich der Klauſe bemächtigt hatten, rückten ſie auf Inſpruck los. Wäre ihnen ihr Vorhaben, dieſe Stadt einzunehmen, gelungen, ſo würden ſie die Herren der beiden Wege geworden ſeyn, die aus Tyrol nach Baiern führen, ſie hätten allen denen begegnen können, die aus Italien nach Deutſchland kommen wollten und, mit einem Wort, es hätte in ihrer Macht geſtanden zu verhindern, daß dem Kaiſer Mannſchaft oder Geld aus Italien zugeführt wurde. Aber die Inſprucker, dieß wohl einſehend, rüſteten ſich wacker zur Gegenwehr und da die Feinde mit dem Angriff zögerten, ſo gewann der Oberſte Caſtel-Alto, einer der älteſten und tapferſten Heerführer des Kaiſers, Zeit etwa zwölftauſend Mann zuſammen zu ziehen und in die Stadt zu werfen. Als ſolches die Augsburger hörten, gaben ſie ihren Anſchlag auf Inſpruck auf, beſchränkten ſich darauf die Klauſe und Füſſen ſtark zu beſetzen und der Reſt ihrer Mannſchaft ging dann nach Augsburg zurück.

Mittlerweile zogen des Papſtes Truppen mit Heeresmacht heran, die Spanier, die in Neapel

lagen, gingen in Apulien zu Schiff und die kaiſerlichen Truppen in der Lombardei zogen durch Dalmatien über Salzburg nach Baiern.

Daß die Feinde, nachdem ihnen ihr Vorhaben auf Inſpruck mißlungen war, nach Augsburg zurück gingen, war ein groſſes Verſehen von ihrer Seite, denn wären ſie ſogleich auf Regensburg losgerückt, ſo blieb für den Kaiſer, der ſich daſelbſt beinahe ohne alle Truppen befand, nichts übrig, als die Donau hinunter nach Wien zu gehen. Unſere Truppen waren noch nicht beiſammen, der wenigen Mannſchaft, die wir zuſammenziehen konnten, mangelte Geſchütz und ſo wäre es den Augsburger leicht geweſen die Vereinigung unſerer Soldaten zu hindern und den Kaiſer aus Deutſchland zu treiben.

In dieſer Zeit ſchrieben der Kurfürſt von Sachſen und der Landgraf von Heſſen einen Brief an den Kaiſer folgenden Inhalts: „ſie hätten vernommen, wie Ihro Majeſtät geſonnen wären gegen einige Rebellen mit Kriegesmacht auszuziehen, ſie zu ſtrafen. Sie wünſchten zu wiſſen, wer dieſe Rebellen wären, da ſie ſich gerüſtet hätten, um kaiſerlicher Majeſtät zu helfen. Sollte es aber der Fall ſeyn, daß ſie damit gemeint wären, ſo müßten ſie erklären, daß ſie ſich in den Stand geſetzt hätten etwannigen feindſeeligen

Angriffen kräftig zu begegnen.“ Der Kaiser gab auf dieſe Frage keine Antwort.

Unterdeſſen hatte Sebaſtian Schertel mit ſeiner Mannſchaft, die er früher vor Inſpruck zu brauchen willens war, Donauwerth beſetzt. Dieſe Stadt, ſechs Meilen von Augsburg und vierzehn Meilen von Regensburg gelegen und dem lutheriſchen Glauben zugethan, war für die kriegführenden Partheien von großer Wichtigkeit, weil ſie den Lech beherrſcht und weil ſie bequem zu den Krieges-Magazinen iſt, die man aus Ulm und als Würtemberg leicht füllen kann. — Bald nachdem Schertel Donauwerth beſetzt hatte, kamen der Kurfürſt von Sachſen und der Landgraf von Heſſen mit ihrem Heere dahin. Dieſes beſtand aus den Hülfsvölkern aller Bundesgenoſſen und enthielt achtzig tauſend Mann Fußvolk und neun tauſend Reuter, nebſt hundert Kanonen.

Dem Kaiſer aber ſtand noch immer nur wenig Mannſchaft zu Gebot und zehn Stück Geſchütz, die er von der Stadt Regensburg geliehen hatte. Mehreres Geſchütz erwartete er von Wien. Was die Truppen betraf, auf deren Ankunft wir hofften, ſo erhielten wir Nachricht, daß Schaumburg auf dem Schwarzwald ſeinen Heerhaufen zuſammengebracht habe, aber nicht

durch Würtemberg ziehen könne, da dessen Herzog zu den Verbündeten gehöre, daher er den weiten Umweg durch die Schweiz, um den Bodensee und durch Tyrol, nehmen müsse. Ferner lief der Bericht ein, daß die spanischen Truppen aus Neapel und die päpstlichen Truppen im Anzuge wären, auch die in der Lombardei stehenden Spanier und der Prinz von Sulmona mit sechshundert leichten Reutern anrückten.

Demungeachtet war die Lage des Kaisers höchst gefährlich, weil es den Verbündeten ein Leichtes war, zehn- bis zwölftausend Mann nach Regensburg abzusenden, wo dann der Kaiser sich entweder in einer Stadt, die weder fest, noch mit Proviant versehen war, belagern oder von dem Sammelplatz seiner Kriegesmacht und nächstdem ganz aus Deutschland vertreiben hätte lassen müssen. Es stand ihnen dabei durchaus kein Hinderniß von einiger Bedeutung im Wege; denn in dem Städtchen Rain lagen nur ungefähr dreihundert Mann, und in Ingolstadt etwa die doppelte Zahl in Besatzung, und diese wenige Mannschaft hatte weder Kraft noch Lust einen ernsthaften Widerstand zu thun. Es ist dieses also ein zweites Versehen, dessen die Bundesgenossen sich zu Schulden kommen ließen. Denn statt von Donauwerth geradezu auf Re-

gensburg loszurücken, nahmen sie ihre Richtung nach Rain, welches, ehe denn es beschossen wurde, sich ergab, da sie der Besatzung gestatteten mit fliegenden Fahnen abzuziehen. Die Verbündeten legten eine Besatzung in Rain und zogen darauf nach Neuburg, welche Stadt ihrer Parthei zugethan war, weil sie Herzog Otto Heinrich dem Pfalzgrafen zugehörte, der auch einer von den Verbündeten war. Daselbst schlugen sie ein Lager auf. Neuburg ist ziemlich fest, hat eine Brücke über die Donau und liegt drei Meilen von Donauwerth und eben so weit von Ingolstadt.

Damals war der römische König schon nach Prag gegangen, um daselbst mit dem Herzog Moritz von Sachsen eine Zusammenkunft zu halten, deren Zweck es war, einen Angriff auf die Lande des Kurfürsten von Sachsen zu verabreden. Denn obwohl der Herzog Moritz lutherisch und ein Verwandter des Kurfürsten war, so lebte er doch stets in Feindschaft mit demselben. Der Kaiser hatte den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen in die Acht erklärt, welches dem Herzog Moritz einen Vorwand gab den Kurfürsten anzugreifen; und wie dieses am vortheilhaftesten geschehen konnte, das war der Gegenstand des Uebereinkommens

zwiſchen dem römiſchen König und dem Herzoge.

Bald darauf erhielt der Kaiſer Nachricht, daß die Feinde Landshut einnehmen wollten. Dieſer Plan war zweckmäßig, denn Landshut liegt auf dem Wege nach Inſpruck, von wo aus des Kaiſers Kriegsvölker aus Italien kommen mußten, nachdem die Ehrenberger Klauſe von den Feinden beſetzt war. Auch die im Schwarzwald geſammelten Truppen mußten über Inſpruck ziehen. Hätten alſo die Verbündeten Landshut eingenommen, ſo würden ſie die Ankunft der kaiſerlichen Truppen in Regensburg haben verhindern können; beſonders aber wäre es ihnen leicht geweſen, die Spanier, die Italier und Schaumburg mit ſeiner Mannſchaft abzuhalten, dem Kaiſer durch Tyrol zu Hülfe kommen zu können und er wäre immer in ihrer Gewalt geblieben. Deßhalb zog der Kaiſer ſogleich mit ſeinen Kriegsſchaaren in eigener Perſon nach Landshut, warf eine Beſatzung von viertauſend Deutſchen und einigen Spaniern, nebſt dem Geſchütz, das von Wien angelangt war, hinein, machte den Peter von Colonna zum Kommandanten und bezog mit dem übrigen Theile ſeiner Mannſchaft zwei Läger vor der Stadt. Nun lief die Nachricht ein, daß die Verbündeten ſich näherten und Ingolſtadt

einzunehmen gedächten. Als der Kaiser dieß erfuhr, sandte er Eilboten an seine auf dem Marsch befindlichen Truppen mit dem Befehl, ihre Ankunft zu beschleunigen; denn er hatte im Sinne den Feinden eine Schlacht zu liefern und dachte auf eine bequeme Stellung dazu. Er war so entschlossen den Verbündeten einen kräftigen Widerstand zu leisten, daß er äußerte: er wolle unter allen Umständen lebendig oder todt in Oberdeutschland bleiben. Da nun die Feinde des Kaisers Entschlossenheit sahen und in Erfahrung brachten, daß Regensburg wohl besetzt und verproviantirt war, verweilten sie einige Tage unthätig zwischen Ingolstadt und München, und begnügten sich damit, dem Kaiser einen Absagebrief zu schicken, den der Herzog von Alba in Empfang nahm und ihnen dagegen einige Abschriften der wider sie erlassenen Achtserklärung zusandte.

Nun endlich traf das italische Kriegsvolk ein, welches so wohl ausgerüstet war, wie nach nie ein Heer, das aus diesem Lande kam. Es bestand aus zwölftausend Mann zu Fuß und sechshundert Mann leichter Reuter, und der Befehlshaber desselben war der Herzog Octavian, ein Neffe des Papstes und Schwiegersohn des Kaisers. Außerdem kamen von dem Herzog von

Florenz sechshundert leichte Reuter, vom Herzog von Ferrara hundert; ferner die spanischen Truppen aus der Lombardei und einige neapolitanische Schaaren, beides alte versuchte Krieger; auch langte Swaumburg aus dem Schwarzwald mit seinem Heere an.

Jetzt begann unsere Heeresmacht einiges Ansehen zu gewinnen, denn mit den in Regensburg zurückgelassenen Truppen waren wir über zwanzig tausend Mann stark, an deutscher Infanterie, an Spaniern achttausend, an Italiern zwölftausend. Dazu war Markgraf Hanns von Brandenburg durch Böhmen mit sechshundert Reuter angekommen, Markgraf Albrecht mit beinahe achthundert, und der Deutschmeister mit zweihundert, so daß wir mit der Mannschaft des Erzherzogs dreitausend, fünfhundert wohlgerüstete Reuter hatten. Die übrigen Reuter und Fußvölker konnten noch nicht über den Rhein kommen, da ihnen die Feinde den Paß verlegt hatten. Die sämmtlichen Truppen waren so wohl gerüstet, daß man wohl schwerlich je ein trefflicheres Heer gesehen haben wird.

Nachdem der Kaiser dieses Heer beisammen hatte, brach er nach Regensburg auf, um daselbst sechs und dreißig Stück Geschütz und die Besatzung an sich zu ziehen. Darauf richtete er

ſeinen Marſch nach Ingolſtadt. Der Weg dahin von Regensburg beträgt neun Meilen. Ihn zurückzulegen wurden vier Tagemärſche beſtimmt und zwar der erſte bis Neuſtadt, wo eine Brücke über die Donau führt und wo der Kaiſer noch außerdem zwei Schiffbrücken ſchlagen ließ. Der Kaiſer ſelbſt war willens vorläufig an dieſem Orte zu bleiben, aber er erhielt Nachricht, daß die Verbündeten auf Regensburg anrückten, um es zu nehmen, welches allerdings ein kluges Unternehmen von ihrer Seite war. Er ſchickte ſogleich vierhundert ſpaniſche Karabiniers zu Pferde und tauſend Mann deutſches Fußvolk, um die Beſatzung jener Stadt zu verſtärken, die nun hinreichend war eine Belagerung auszuhalten. Auch konnte der Kaiſer im Nothfall der Stadt zu Hülfe kommen, da die Donau zwiſchen ihm und den Feinden lag. Als dieſe ihre Abſicht vereitelt ſahen, wandten ſie ſich, da ſie nur drei Meilen von Ingolſtadt waren, und nahmen ihre Richtung dahin. Sie bemüheten ſich vor allem aus dem Gehölz und den Bergſchluften zu kommen, wo ſie mit Vortheil hätten angegriffen werden können, welches wir aber aus Mangel an Leuten, die der Gegend kundig geweſen wären, unterlaſſen mußten. Zwar ſchickte man ihnen einige ſpaniſche Karabiniers entgegen, aber

dise trafen die Feinde nicht mehr in den Engpäſſen und konnten nur berichten, daß das feindliche Heer ſeinen Weg nach Ingolſtadt nehme.

Darauf lagerte ſich der Kaiſer mit ſeinem Heere zwiſchen einem Berge und einem Thal nahe bei dem Waſſer, zwei Meilen von Ingolſtadt. Dieſes Lager bot den Vortheil dar, daß die Feinde, im Fall ſie uns angreifen wollten, ihre Streitkräfte, des engen Raumes wegen, nicht entwickeln konnten. Der Herzog von Alba ließ zur beſſeren Vertheidigung des ohnehin feſten Lagers nur eine leichte Verſchanzung aufwerfen, da es keiner großen Befeſtigung bedurfte.

Nach zweien Tagen brach der Kaiſer aus ſeinem Lager auf, weil er erfahren hatte, daß die Verbündeten ſich ſechs Meilen jenſeits Ingolſtadt gelagert hätten. Es war ihm alles daran gelegen, daß Ingolſtadt nicht in die Hände der Feinde gerieth, denn in dieſem Fall dürfte der Herzog von Baiern leicht beſtimmt worden ſeyn unſere Parthei zu verlaſſen. Und wenn ſie auch die Stadt ſelbſt nicht genommen, ſondern nur ihr Heer zwiſchen der Stadt und des Kaiſers Armee gebracht hätten, ſo würden ſie den nämlichen Vortheil erreicht haben. So dringend aber auch die Nothwendigkeit war, dieſes zu verhindern, ſo konnte ſolches doch nur

mit einer groſſen Vorſichtigkeit bewerkſtelligt werden, da wir durchaus mit unſerm Heere eine vortheilhafte Stellung annehmen mußten, wenn wir uns nicht der Gefahr ausſetzen wollten von dem ungleich ſtärkern Feinde angegriffen zu werden. Zwei Stellen boten ſich als vortheilhaft für das kaiſerliche Lager dar; das eine auf dem Wege nach Ingolſtadt, eine ſtarke Meile davon entfernt, das andere jenſeits der Stadt. Der Kaiſer ſchickte den Feldmarſchall Caſtalto die Lagerſtätten zu beſichtigen, und es wurde darauf für die Beziehung der erſteren entſchieden.

Den folgenden Morgen brach der Kaiſer mit dem Heere auf, welches in zwei Theile getheilt wurde. Das Geſchütz und der Troß zog auf der linken Seite des Fluſſes, der übrige Theil des Heeres aber auf der rechten und zwar vorn und hinten die Reuterei, das Fußvolk aber in der Mitte. Der Herzog von Alba führte die Vorhut, mit ihm zogen der Markgraf Albrecht und der Deutſchmeiſter mit ihren Reutern; der Kaiſer blieb in der Mitte und hatte den Erzherzog von Oeſtreich, die Herzöge von Piemont und den Markgrafen Hanns von Brandenburg bei ſich. Als das Heer im Lager angekommen war, ritt der Herzog von Alba mit einer Begleitung von zwanzig Mann, um das Lager jenſeits Ingol-

ſtadt zu beſichtigen. An demſelben Tage ſchickte der Herzog von Alba auf Befehl des Kaiſers den Prinzen von Sulmona und den Anton von Toledo mit einiger leichten Reuterei und zwey hundert Karabinern die Feinde, die unterdeß näher herangerückt waren, zu recognosciren. Dieſe Schaar gerieth mit den Feindlichen in ein Gefecht und da die Verbündeten ausrückten und Miene zum Angriff machten, ſo mußte der Kaiſer auch ſein Heer ſchlagfertig halten. Bald aber wurde man inne, daß der Feind dieſe Abſicht nicht hätte. Wenn die Verbündeten uns an dieſem Tage angegriffen hätten, ſo iſt kaum zu zweifeln, daß der Vortheil auf ihrer Seite geweſen wäre, da die Oertlichkeit der Gegend ihnen günſtig war; indeſſen ſie ließen uns ruhig die Befeſtigung des Lagers vollenden. Ueberhaupt verließen ſich die Verbündeten auf die größere Zahl der Soldaten und vernachläſſigten darüber die Gelegenheiten, die ſich ihnen darboten, uns Abbruch zu thun. Der Landgraf war ſeiner Sache ſo gewiß, daß er den Bundesverwandten ſein Wort darauf gegeben hatte, den Kaiſer aus Deutſchland zu vertreiben, oder gefangen zu nehmen.

Der Kaiſer hatte das Lager vor Ingolſtadt bezogen, welches die Feinde wohl hätten verhin-

dern können, wenn sie aufmerksamer auf ihren Gegner gewesen wären. Ihr Lager war aber sehr vortheilhaft gelegen, was wohl auch mit eine Ursache seyn mochte, daß sie zögerten es zu verlassen. Auf der rechten Seite und von vorne war es von einem Bach, von einem festen Schloß und von Sümpfen gedeckt, die linke Seite lehnte an einem Berg und den Rücken deckte ein großer Wald.

Den Tag darauf, nachdem der Kaiser vorgerückt war, brach das Bundesheer auf und lagerte sich drei Meilen weit von dem kaiserlichen Lager an einem bergigten, natürlich festen Orte. Der Kaiser war willens die Feinde anzugreifen, aber nachdem er sich mit dem Herzog Alba berathschlagt hatte, begnügte er sich den don Alvaro de Sandi mit tausend Hackenschützen abzuschicken, um das feindliche Lager zu beunruhigen. Diese Schaar wurde durch Kundschafter, die genau in der Gegend bekannt waren, durch ein Gehölz bis zum Lager geführt, wo sie eine oder zwei Stunden nach Mitternacht anlangte. Die Schildwachten wurden niedergestochen, die Scharwächter überwältigt und die schlafenden Soldaten getödtet. Darüber entstand ein grosser Lärm, das ganze Lager wurde wach, und Sandi, der seinen Zweck erreicht hatte, zog sich

nunmehr zurück. Der Feind hatte durch diesen Ueberfall einen bedeutenden Verlust erlitten, von den Kaiserlichen waren aber nur drei Hackenschützen getödtet.

Den Tag darauf wollten der Herzog Octavian, der Oberste der päpstlichen Reuter Johann Bäptist Sabello und Alexander Biello, Oberster der italischen Fußvölker einen unvermutheten Angriff auf den Feind machen, und zwar in der Art, daß ihr Anrücken durch ein Gehölz verborgen bleiben sollte. Zufälliger Weise hatten aber die Verbündeten dasselbe im Sinne und beide Theile trafen bei dem Gehölz auf einander. Es begann nun ein Gefecht, wobei von beiden Seiten viel Mannschaft verloren, doch nichts Entscheidendes ausgeführt wurde; doch dürfte der Verlust der Verbündeten der größere gewesen seyn, da ihnen die italischen Hackenschützen vielen Schaden thaten. Ueberhaupt konnten nicht viele einzelne Gefechte statt finden, weil zwischen beiden Heeren ein Bach floß, der den Angriff erschwerte und die Lager deckte. Doch war er auch auf der Seite des kaiserlichen Lagers schwerer zu überschreiten, als bei den Verbündeten, daher auch jenes mehr gesichert war als dieses.

Endlich brachen die Verbündeten auf, gingen über das Flüßchen und rückten auf das kai-

ferliche Lager vor. Der Kaiſer wurde in Zeiten davon benachrichtigt, und machte ſich fertig ſie zu empfangen. Die Marſchordnung des Feindes war ſehr ausgedehnt und bildete die Geſtalt eines halben Mondes. Er ließ ſein Geſchütz nicht hinter, ſondern neben einander auffahren, damit es erforderlichen Falles auf einmal losgebrannt werden konnte. Zu ſeiner rechten Seite hatte er ein Gehölzicht, zur linken die Donau. Unſere Schlachtordnung war gedrängter; an der Spitze ſtanden die Spanier und den rechten Flügel bildeten die Deutſchen. Nach der Stadt zu war das Lager offen; es wurde deßhalb von Schiffbrücken eine Art von Bollwerk gebildet, und die Lücken, die noch übrig blieben, füllten die Neuergeſchwader aus. Als die Verbündeten nahe genug waren, daß ihr Geſchütz uns erreichen konnte, fingen ſie zu ſchießen an. Unſer Geſchütz antwortete wacker, doch iſt nicht zu läugnen, daß die Feinde ein heftigeres Feuer machten. Der Herzog von Alba ſetzte ſich mit ſeinen Spaniern den feindlichen Kugeln ſo aus, daß neben ihm ein Hauptmann erſchoſſen wurde; auch der Kaiſer ſelbſt kam in Lebensgefahr, denn es fielen nicht nur mehrere Kugeln neben ihm, ſondern einer ſeiner Hatſchiere wurde unfern von ihm getödtet und einem dicht vor ihm haltenden

Fahnenträger die Fahne aus der Hand geſchoſſen. Das Schießen währte mit unerhörter Heftigkeit von beiden Theilen fort. Im kaiſerlichen Lager ſprangen an dieſem Tage ſechs Stück. Die Feinde hatten die Abſicht uns durch die Wirkung ihres Geſchützes aus dem Lager zu treiben, wir dagegen waren feſt entſchloſſen es zu behaupten, und der Herzog von Alba hatte deßhalb verordnet, daß die Hackenſchützen im Falle eines Angriffs ihre Gewehre nicht eher abfeuern ſollten, als bis die Feinde ſich ihnen auf eine Entfernung von zwei Lanzenlängen genähert hätten, damit ſie deſto ſicherer träfen. Doch dazu kam es nicht, denn als die Stücke während acht Stunden ununterbrochen geſpielet hatten, und man gleichwohl keine bedeutende Wirkung davon ſpürte, ſo fingen die Verbündeten an nachzulaſſen. Als die Kaiſerlichen dieſes merkten, ſtellten ſie die Hackenſchützen vor, um einen etwanigen Angriff abzuwehren, die übrigen aber zogen ſich in die Schanzen zurück, welches die Verbündeten auch thaten. Während der Nacht aber wurden von beiden Theilen Schanzen aufgeworfen und die Läger, die an der nächſten Stelle nicht über achthundert Schritt von einander entfernt waren, befeſtigt.

Dieß war der Ausgang eines Angriffs, von

dem der Landgraf von Heſſen einen gewiſſen Sieg voraus verkündigt hatte. Der tapfere Schertel ſoll der Meinung geweſen ſeyn, eine förmliche Schlacht zu liefern; Andere ſchreiben dieſes Vorhaben dem Landgrafen von Heſſen zu; aber ſey dem, wie ihm wolle, der Mangel an Uebereinſtimmung in ihren Plänen ließ es bei den Bundeshäuptern zu keinen ſchnellen und durchgreifenden Unternehmungen kommen. So ſoll auch der Kurfürſt von Sachſen willens geweſen ſeyn, die Kaiſerlichen am Tage ihrer Ankunft im Lager vor Ingolſtadt anzugreifen, wo ihm der glänzendſte Sieg nicht hätte entgehen können, allein die Bedenklichkeiten der übrigen verbündeten Fürſten hinderten ihn daran.

Den Tag darauf hatte nur ein wenig bedeutendes Scharmützel ſtatt, in der folgenden Nacht ließ aber der Herzog von Alba durch zweitauſend böhmiſche Schanzgräber eine Schanze aufwerfen, die nur einen Büchſenſchuß weit von einem Hauſe lag, welches die Verbündeten befeſtigt hatten. Dieſe Schanze war den Feinden ſehr im Wege und ſie ſuchten ſie deßhalb wiewohl vergeblich, durch ihr Geſchütz zu zerſtören.

Nach dieſem hatte der Herzog von Alba den Plan, drei tauſend Schweizer, die zu Neuburg in Beſatzung lagen, aufzuheben. Der Markgraf

von Marignan, von Madruz und Alfons Vives, waren mit ihren Regimentern dazu bestimmt, und die nöthigen Wegweiser diese Truppen hinzuführen in Bereitschaft. Aber indem man sich anschickte diesen Vorsatz auszuführen, ging die Nachricht ein, daß die Schweizer bereits im Lager der Verbündeten angelangt wären.

Einen Tag darauf fing das Schießen der Verbündeten auf's Neue an, und zwar mit verdoppelter Heftigkeit, jedoch abermals ohne große Wirkung. Alfons Vives machte einen Ausfall mit fünfhundert Hackenschützen und nahm eine feindliche Schanze. Die Feinde sahen sich nun ohne Unterlaß von uns beunruhigt; dadurch und durch die neue Schanze des Herzogs von Alba, die ihnen vielen Schaden that, wurden sie kleinmüthig und verloren alle Lust zu neuen Angriffen.

Der Pfalzgraf Friedrich am Rhein sandte jetzt den Verbündeten zweihundert Reuter. Er entschuldigte sich deßhalb bei dem Kaiser und gab vor, daß er sie keinesweges aus Feindschaft gegen ihn, sondern nur seinem Freunde und Verwandten, dem Herzog von Würtemberg zu Hülfe geschickt habe. Auch mochte es ihm in der That kein Ernst seyn, mit dem Kaiser anzubinden; aber der Herzog führte die Reuter des Pfalzgrafen mit Gewalt den Verbündeten zu.

Die beſtändigen Scharmützel und das fortwährende Schießen unſerer Hackenſchützen wurde dem Feinde ſehr beſchwerlich, beſonders that ihm aber unſere neue Schanze vielen Schaden, auch erlitt es keinen geringen Verluſt an Proviant durch unſere Reuter. Deßhalb wurde beſchloſſen, das Lager nach Neuburg zu verlegen, und dieſen Entſchluß führte er ſo ſchnell aus, daß in einer Nacht das ganze Lager abgebrochen, das grobe Geſchütz, der Troß und das Fußvolk über die Donau geſetzt war und des Morgens nur noch die Reutergeſchwader den Uebergang zu machen hatten. Der Kaiſer ſandte einige leichte Reuterei nach, um die Feinde zu beobachten, dann aber ritt er ſelbſt mit dem Herzog von Alba hinaus, um den Marſch der Verbündeten in Augenſchein zu nehmen, deſſen muſterhaften Ordnung er ſeinen Beifall nicht verſagen konnte.

In Neuburg blieben die Verbündeten nur zwei Tage, brachen dann abermals auf und zogen in zwei Tagemärſchen nach Donauwerth. In Neuburg aber ließen ſie nur eine mäßige Beſatzung zurück. Dieſe Verlegung ihres Standquartiers war gegen alle Klugheit; denn bei Neuburg war ihr Lager ausnehmend feſt, ſie hatten die Bequemlichkeit des Waſſers und des Holzes, beſaßen einen Ueberfluß von Proviant, die vielen

umliegenden Dörfer der reichen Gegend lieferten ihnen Pferdefutter in hinreichender Menge, die Donau, über die daselbst keine Brücke geht, deckte ihr Lager vor plötzlichen Ueberfall und ganz Baiern stand ihnen bis München zu offen. So lange sie bei Neuburg standen, hatten sie einen offenbaren Vortheil über die Kaiserlichen, die nicht nach Baiern noch an den Lech, noch nach Ulm kommen konnten, ohne Neuburg im Rücken zu haben. Sie hatten uns durch Neuburgs Besitz einen großen Vorzug abgewonnen, und es ist unbegreiflich, wie sie sich dieses so großen Vortheils ohne alle Ursachen von selbst begeben konnten.

Von Donauwerth aus nahmen die Verbündeten das zwei Meilen davon entfernt liegende Städtchen Langingen ein, wo der Landgraf ein Proviant-Amt errichtete. Dieser Bundesfürst schrieb nun an die verbündeten Städte, rühmte die Thaten der Bundesarmee gegen die Kaiserlichen und forderte neue Zuschüsse von Geld zur Unterhaltung des Heeres. Ein solches Verlangen war aber den Städten nicht sonderlich angenehm, denn der Termin war längst verflossen, binnen welchen er den Kaiser aus Deutschland zu vertreiben oder gefangen zu nehmen versprochen hatte.

Mittlerweile hatte der Kaiſer Nachricht erhalten, daß der Graf von Beuern mit ſeinem niederländiſchen Kriegsvolk über den Rhein gegangen ſey, um ſich mit dem kaiſerlichen Hauptheere zu vereinigen. Von Seiten der Verbündeten war ihm der Graf von Oldenburg entgegengeſtellt. Dieſem die Spitze zu bieten hatte der Graf von Beuern zwar hinreichende Truppen, doch der Kaiſer wünſchte ein Treffen zwiſchen beiden zu vermeiden, da er fürchtete, daß die Verbündeten dem Grafen von Oldenburg mit ihrer ganzen Macht zu Hülfe eilen und den Grafen von Beuern gänzlich aufreiben möchten, deßhalb ſchickte er ihm eine Nachricht von der Stellung des feindlichen Heeres und deſſen wahrſcheinlicher Abſicht, und zeigte ihm die Wege an, die er zu nehmen hätte, um ihm auszuweichen. Jener Feldherr, der auf eine kluge Weiſe den Uebergang über den Rhein erzwungen hatte und von dem Grafen von Oldenburg nicht ſonderlich aufgehalten worden war, langte glücklich in dem kaiſerlichen Lager vor Ingolſtadt an, nachdem er die kleinen zerſtreuten Schaaren die des Deutſchmeiſter des Markgrafen Albrechts und des Erzherzogs Maximilian, die allein nicht hatten über den Rhein kommen können, an ſich gezogen hatte. Das Kriegsvolk des Grafen Beuern

beſtand aus zwölftauſend Niederländer, zweitauſend Spanier, die dem Könige von England gegen die Franzoſen gedient hatten, tauſend Italier, zweihundert Hackenſchützen zu Pferd und zwölf Stück Geſchütz. Graf von Oldenburg, der ihm den Paß wehren ſollte, hatte dagegen achtzehntauſend Mann Fußvolk und zwölfhundert Reuter, und dennoch konnte Letzterer den Marſch des Erſtern nicht aufhalten, und als er unfern Frankfurt einen Angriff wagte, wurde er bis zu dieſer Stadt zurückgetrieben und verlor viel Mannſchaft. Die Feinde zogen darauf den am Rhein liegenden Heerhaufen des Grafen von Oldenburg, der nun dort überflüßig geworden war, an ſich, wodurch ſie den Kaiſerlichen abermals an Mannſchaft ſehr überlegen waren. Daß ſie nun nicht bei ihrer Ueberlegenheit zehn bis zwölftauſend Mann mit einigem Geſchütz von Donauwerth aus über die Donau gehen ließen und verſchiedene Orte am Lech befeſtigten, um Augsburg und Ulm zu decken und den Kaiſerlichen den Zuſammenhang mit dem Rhein abzuſchneiden, war abermals ein unverzeihliches Verſehen, wofür ſie mit Recht der Vorwurf der verbündeten Städte traf.

Der Kaiſer recognoscirte in eigner Perſon in Begleitung des Herzogs von Alba und einer

Schaar berittener Hackenschützen Neuburg und beschloß diese Stadt einzunehmen und sein Lager dahin zu verlegen. Der Ort war sehr gut befestigt und mit hinreichender Besatzung versehen, auch konnten die Verbündeten von Donauwerth aus sehr leicht zum Entsatz herbeikommen. Aber der Kaiser verließ sich auf die Unthätigkeit seiner Feinde, und er hatte ganz richtig gerechnet. Er ließ drei Brücken über die Donau schlagen, und brach sofort mit dem ganzen Lager auf. Ueberrascht aber wurde er, als eine halbe Meile vor Neuburg der Bürgermeister dieser Stadt ihm mit den Schlüssein entgegenkam und ihm sowohl die Stadt so wie die Besatzung auf Gnade und Ungnade übergab. Dieses war um so mehr zu verwundern, als die feste und schwer zu erobernde Stadt mit allem, was eine Belagerung auszuhalten erfordert wurde, auf das Beste versehen war, und da wenigstens die Besatzung sich über die Donaubrücke unangefochten hätte zurückziehen können.

Bei Neuberg ließ der Kaiser sein Heer mustern, wo es sich fand, daß es ungeachtet der von Zeit zu Zeit angelangten Verstärkungen nicht mehr enthielt als acht bis neuntausend Pferde und neun und zwanzigtausend Mann Fußvolk.

Dennoch war der Kaiser entschlossen mit dem

Feinde zu schlagen und brach, nachdem er die Stadt Neuburg in Eid und Pflicht genommen und eine neue Verwaltung angeordnet hatte, mit seinem Lager und rückte nach Donauwerth vor. Eine kleine Meile von dem Lager der Verbündeten in dem Flecken Marxheim wurde Halt gemacht. Zwischen beiden Heeren lag ein dichter Wald, durch welchen nur zwei schmale Wege führten, daher war der Durchzug gefährlich. Der Kaiser hatte dennoch Lust ihn zu wagen, als er aber den Herzog zum rekognosciren schickte, fand dieser, daß das feindliche Lager beinahe bis dicht an den Wald ging und unserm Heere kein Raum übrig blieb, sich aufzustellen; auch wären unsere Truppen bei dem Ausmarsch aus dem Walde der vollen Wirkung des feindlichen Geschützes bloß gestellt gewesen; deßhalb gab der Kaiser seinen Plan auf. Da aber ein langes Verweilen auch keinen Nutzen gebracht hätte, so wurde beschlossen rechts ab auf das Städtchen Landingen zu ziehen, wodurch wir dem Feinde beinahe in den Rücken kamen und ihm den Proviant abschneiden konnten.

Bei dem kaiserlichen Heere wurde auf diesem Marsche, wie immer, eine große Vorsicht angewandt und indeß ein Theil des Heeres fortrückte, oder das Lager einrichtete, blieb ein

anderer Theil in Schlachtordnung stehen, so daß ein plötzlicher Ueberfall auf dem Marsche unmöglich war.

Der erste Marsch des Heeres ging nun bis nach Monheim im Herzogthum Neuburg; des andern Morgens rückte man auf Wendingen los. Der Kaiser mußte sich seines Podagras wegen in einer Sänfte tragen lassen. Unfern Wendingen kam ihm der Bürgermeister dieses Orts mit den Stadtschlüsseln entgegen. Zwischen Wendingen und Nördlingen wurde das Lager geschlagen; die Verbündeten aber warfen eine Besatzung in Nördlingen.

Da nun zu vermuthen war, daß die Feinde ihr Lager verändern würden, auch mancherlei Gerüchte davon bei dem kaiserlichen Heere erschollen, so schickte man deßhalb unserer Seits einige leichte Reuterei ab, um nähere Nachricht darüber einzuziehen. Diese brachte denn die Bothschaft, daß die Feinde in Anmarsch und nicht mehr gar weit von dem kaiserlichen Lager wären.

Der Kaiser ließ nun das Heer sich schlagfertig halten, um den Feind, wenn er hätte einen Angriff wagen wollen, zu empfangen. Es fiel aber an dem Tage ein so starker Nebel, daß man selbst nahe gelegene Gegenstände nicht erkennen konnte. Der Kaiser litt sehr am Podagra;

dennoch begab er sich zu Pferde und da er den Fuß nicht in den Steigbügel bringen konnte, so ließ er ihn in ein an den Sattel befestigtes Tuch binden. Ungeachtet seiner Krankheit war dieser Fürst entschlossen die Feinde selbst anzugreifen, sobald sich irgend eine vortheilhafte Gelegenheit darbieten würde; allein der Nebel verzog sich nicht, und so gelang es dem verbündeten Heere durch zwei enge Schluften und ein Flüßchen, welches einen höchst beschwerlichen Uebergang darbot, zu passiren und die Höhen und Berge bei Nördlingen zu besetzen, wodurch er ein vortheilhaftes und fast unangreifbares Lager gewann. Die Feinde machten Miene uns anzugreifen und zogen mit einem Theil ihrer Streitkraft zur Ebne hinab. Dieses war dem Kaiser erwünscht und er unterließ nicht sie zu einem Angriff zu reizen. Allein das Vortheilhafte ihrer Stellung wohl erkennend, ließen sie sich nicht zu einem übereilten Vordringen verleiten, und da ein Gewässer zwischen unserm und der Verbündeten Lager floß, welches höchst beschwerlich zu passiren war, so konnte auch unser Heer sich nicht füglich mit ganzer Stärke auf den Feind werfen, um ihn zu zwingen, sich mit uns einzulassen. Dennoch blieb es nicht ohne alle Scharmützel und Gefechte, bei welchen es uns gelang dem Feinde einen

nicht unbedeutenden Transport Proviant abzunehmen. Den Tag darauf rückten beide Heere abermals vor, als ob sie zu schlagen gedächten und das kaiserliche brach sogar das Lager ab. Aber theils verhinderten die örtlichen Schwierigkeiten, theils die späte Tageszeit, als das Aufstellen vollendet war, einen allgemeinen Angriff und man beschränkte sich auf einzelne Gefechte, bei welchen von unserer Seite der Markgraf Hanns von Brandenburg große Tapferkeit bewies, und von feindlicher Seite Herzog Albrecht von Braunschweig, aus der Grubenhagenschen Linie tödtlich verwundet wurde. Ueberhaupt verloren beide Heere an diesem Tage viel tapfere und vornehme Personen, doch wurde weder von einem noch von dem andern Theile etwas dadurch gewortheilt. Der Kaiser beherzigte, daß es ein großer Vortheil wäre, die Verbündeten von der Donau abzuschneiden, da an dem Ufer dieses Flusses viel feste Städte liegen, die dem Heere einen Rückhalt und Ueberfluß an Proviant sichern auch bei diesen Städten Brücken vorhanden sind, die einen bequemen Uebergang über den Fluß darbieten, wodurch derjenige, der sich im Besitz dieser Ufer befindet, auch Meister von Baiern und einem Theile von Schwaben ist. Auch konnte der Kaiser, wenn er sich der Donauufer bemeistert

hätte, leicht die Städte Ulm und Augsburg, als die vornehmsten im Bunde, in seine Gewalt bringen und dadurch dem Bunde sowohl einen grossen Abbruch thun, als auch seine Macht und Ansehn mehren. Deßhalb entwarf er also den Plan sich an die Donau festzusetzen und vor allem Donauwerth einzunehmen. Zu dem Ende befehligte er den Herzog Octavian mit seiner leichten Reuterei und mit seinem italischen Fußvolk, mit dem Regiment Schaumburg nebst zwölf Stück Geschütz in der Nacht nach Donauwerth zu ziehen. Der Befehl wurde pünktlich ausgeführt; dieses Corps kam noch vor Tagesanbruch daselbst an und hatte sich der Vorstädte bemächtigt, ehe die Besatzung etwas davon merkte. Als diese die Nähe der Unsrigen gewahr wurden, flohen sie über die Brücke und die Stadt ergab sich sogleich.

Nach dem Gelingen dieses Anschlags brach der Kaiser sogleich selbst nach Donauwerth auf und verlegte sein Lager dahin. Er hatte vermuthet, auf diesem Marsch von den Verbündeten angegriffen zu werden, denn ihnen mußte ja alles daran gelegen seyn zu verhindern, daß er ihnen diesen so entschiedenen Vortheil abgewann. Unbegreiflicherweise aber benutzten sie ihre vortreffliche Reuterei und die Kenntniß der Gegend

nicht, sondern ließen ihn ruhig ziehen, da es ihnen doch so leicht gewesen wäre bei einem engen Passe das kaiserliche Heer, welches durch denselben ziehen mußte, in Unordnung zu bringen. Zwar hatte der Kaiser alle mögliche Vorsicht gegen einen etwanigen Angriff getroffen, aber demungeachtet hätte er schwerlich sein Lager nach Donauwerth verlegen können, wenn der Feind seine Streitkräfte benutzt hätte, es zu verhindern.

Schon am folgenden Morgen ging der Kaiser nach Dillingen, dem Bischof von Augsburg gehörig, vertrieb die feindliche Besatzung daraus und nahm es ein. Die Stadt und das Schloß Hochstädt auf dem Wege von Dillingen nach Nördlingen gelegen, wurde gleichfalls eingenommen und so auch Laugingen, welches zwar Miene machte, sich zu vertheidigen, aber sich doch endlich, nachdem die Besatzung abgezogen war, ergab. In Laugingen hatte Schertel selbst gelegen; er war mit der übrigen Besatzung nach Augsburg abgezogen und der Kaiser, der seiner gern habhaft werden wollte, schickte ihm einige leichte Truppen nach. Diese holten zwar die Besatzung ein, nahmen ihr drei Stück Geschütz ab und thaten ihr einen empfindlichen Schaden; aber der Schertel hatte sich schon zu weit ent-

ferne, um erreicht zu werden. Gundalfingen wurde auch genommen und das kaiserliche Lager nach Sunteheim drei Meilen von Ulm verlegt.

Der Kaiser hatte nun die Absicht, vor Ulm zu gehen und sich dieser Stadt durch eine Belagerung zu bemächtigen. Aber indem er schon den Befehl zum Aufbruch gegeben, erhielt er die Nachricht, daß die Verbündeten sich in Marsch gesetzt hätten, und da er nicht wissen konnte, wohin sie ihre Richtung nehmen würden, so war es nicht rathsam ein Unternehmen zu wagen, welches die Feinde nicht unterlassen haben würden zu verhindern, da ihnen an dieser Stadt alles gelegen seyn mußte. Ulm selbst konnte sich lange halten, da es mit einer guten Besatzung versehen war, und unser Heer wäre in jedem Fall von dem größeren verbündeten eingeschlossen worden, wo wir denn schon allein aus Mangel an Proviant hätten zu Grunde gehen müssen. Diese Rücksichten bewogen den Kaiser vorläufig in seiner gegenwärtigen Stellung zu bleiben, bis er eine bestimmte Auskunft über die Absichten erhalten haben würde.

Die Meinung des Kaisers wurde gerechtfertigt, denn die Feinde marschirten auf Gingen und bezogen daselbst ein Lager. Mehrere Feldherren des Kaisers waren dafür, daß man die

Verbündeten angreifen sollte, ehe sie noch ihr Lager beziehen könnten; allein sie hatten zu ihrer Deckung ein dichtes Gehölz, so daß man ihnen nicht in die Flanken fallen konnte, und denn lag zwischen beiden Heeren ein tiefes Gewässer, welches in Ermangelung aller Brücken nicht zu passiren war. Hätten wir früher um ihr Vorhaben gewußt, so wäre es allerdings vortheilhaft gewesen sie anzugreifen, so aber waren wir mit unsern Kundschaftern übel berathen, daß wir die Nachrichten theils zu spät, theils zu widersprechend erhielten, um in Zeiten darauf etwas veranlassen zu können.

Der größte Schaden, den die Kaiserlichen dem Feinde in diesem Feldzuge thun konnten, bestand in den öfteren Scharmützeln, die sie mit mehr Geschicklichkeit anzuwenden wußten, wie die Feinde. So führte der Herzog von Alba ein solches mit bedeutendem Erfolg aus. Er legte nämlich drei tausend Hackenschützen in einen Wald, nahe an dem Flüßchen Brenz und ließ den Prinzen von Sulmona mit einigen leichten Reutern vor dem Feinde flankiren, dieser zog mit vieler Mannschaft aus, um den Prinzen zu vertreiben und verfolgte ihn bis in den Wald. Nun wurde er aber von den Hackenschützen empfangen, die ihm einen großen Schaden zufüg-

ſen. Der Kaiſer ordnete bald darauf ein ähnliches Manœuvre an, welches den Zweck hatte die Feinde zu reizen und in eine Ebene zu locken, wo er ſie mit Vortheil hätte angreifen können. Aber ſey es, daß ihnen der Plan verrathen worden, oder daß ſie die Abſicht merkten; genug, ſie gingen darauf nicht ein, ſondern begnügten ſich damit, die auf ſie gerichteten Scheinangriffe abzuwehren, ohne ſich zum weitern Verfolgen verlocken zu laſſen.

Da dieſer Anſchlag, die Feinde zu einem Treffen zu bringen, mißlungen war, verabredete der Kaiſer mit dem Herzog von Alba einen nächtlichen Ueberfall, wozu die Spanier, die deßhalb weiße Hemden über ihre Rüſtungen anlegen mußten, und ferner die Regimenter Madrutz und Deutſchmeiſter und Markgraf Albrechts von Brandenburg Reuterei beſtimmt waren. Der Herzog von Alba ſelbſt führte den Heerhaufen an, der Kaiſer aber blieb mit ſeinen Heerführern im Lager wach, um den Herzog erforderlichen Falls mit der übrigen Streitkraft zu unterſtützen. Als aber der Herzog dem Lager näher kam, entdeckte er eine Bewegung daſelbſt und erfuhr durch ſeine Späher, die ſich nahe herbeiſchlichen, daß die Feinde in voller Bereitſchaft wären ihn zu empfangen. Ihm blieb alſo nichts übrig, als ſich ſchleunig zurückzuziehen.

Der Kaiſer ſann unabläßig darauf, dem Feinde Abbruch zu thun, doch mußte er, da das Lager der Verbündeten äußerſt feſt und ſie zu einem Haupttreffen nicht zu verleiten waren, ſich darauf beſchränken die Proviantstransporte des Feindes aufzufangen und mit den zum Theil ſtarken Bedeckungen zu ſcharmützeln, wobei denn zwar die Verbündeten oft einen bedeutenden Verluſt erlitten, ohne welchen es aber auch auf unſerer Seite nicht immer abging.

Da dieſe einzelnen Angriffe aber zu keinem bedeutenden Reſultate führen konnten und, wie die Sachen ſtanden, an eine Eroberung von Ulm nicht zu denken war, ſo entſchloß ſich der Kaiſer die Stellung des Heeres zu verändern und mit demſelben wiederum nach Laugingen zurückzugehen. Ueberdem trafen mehrere Urſachen zuſammen, die den Kaiſer hiezu bewogen, wovon die hauptſächlichſte wohl die unbequeme Situation unſeres Lagers war, welches in einer tiefen Ebene lag, die von Tage zu Tage naſſer und grundloſer wurde, ſo daß man das Geſchütz beinahe gar nicht mehr brauchen konnte. Auch trafen wegen Feuchtigkeit der Lagerſtätte viele Krankheiten im Heere ein.

Als der Kaiſer mit dem Heere aufbrach, um von Saltem nach Laugingen zu gehen, war er

in einer äußerst gefährlichen Lage. Ein großer Theil seines Kriegsvolks war krank, das Geschütz der grundlosen Wege halben beinahe gar nicht zu gebrauchen, die mehresten päpstlichen Truppen hatten mit dem Kardinal Farnese die Armee verlassen und die Spanier zogen in einer weiten Entfernung dem übrigen Heere vorauf. Dagegen hatten die Verbündeten, die ohnehin stärker an Mannschaft waren und in deren Heere keine Krankheiten herrschten, eine Verstärkung von funfzehn tausend Mann tapfern Würtembergern erhalten. Daß die Verbündeten das kaiserliche Heer unter diesen Umständen, wo sie es hätten vernichten können, nicht angriffen, beweiset, daß sie es nicht verstanden ihren Vortheil zu benutzen, und es ließ sich voraussehen, wie wenig es ihnen gelingen würde der Sache ihrer Parthei zu nützen.

Noch in dem Lager von Saltem erlitt das kaiserliche Heer einen großen Verlust durch den Tod des Obersten Georg von Regensburg, der einer der tapfersten Heerführer des Kaisers gewesen war. Auch der Kardinal von Farnese zog, durch Krankheit gezwungen, nach Rom zurück und nahm einen Theil der päpstlichen Truppen mit, die gleichfalls durch den Einfluß der übeln Witterung untauglich geworden waren. Wenn

indeß dieſe Verluſte ſehr ſchmerzlich empfunden wurden, ſo gab dagegen die eingetroffene Nachricht von einem großen Siege, den das Heer des römiſchen Königs und des Herzog Moritz von Sachſen über die Truppen des Kurfürſten von Sachſen Johann Friedrich im Voigtlande erfochten hatten, den Unſrigen wieder neuen Muth.

Das Lager von Laugingen gewährte dem kaiſerlichen Heere die Vortheile nicht, die man davon erwartet hatte. Es lag ebenfalls tief und Menſchen und Pferde verſanken in den unergründlichen Koth. Da die Witterung überdem ſehr kalt war, ſo gaben mehrere Heerführer den Rath, daß der Kaiſer ſeine Truppen in die Städte und Dörfer in Garniſon legen ſollte, allein er war dazu nicht zu bewegen, ſondern ließ einen bequemern Lagerplatz aufſuchen und brach dahin auf.

Auf dieſem Marſch war die Einrichtung ſo getroffen, daß das eigentliche Kriegsvolk dem Feinde zunächſt, der Troß und das Geſchütz aber in einer weiten Entfernung davon fortzog. Die Wege waren grundlos, das Geſchütz und die Proviantwagen blieben in dem tiefen Koth ſtecken und wir hätten auch jetzt einer Niederlage nicht entgehen können, wenn wir von den Verbün-

deten während des Marsches angegriffen worden wären. Nur eine weite feste Ebene trennte uns von ihnen, sie konnten ihr Geschütz und ihre Reuterei mit dem größten Vortheil gebrauchen und der Erfolg eines Angriffs müßte auf ihrer Seite glänzend gewesen seyn. Es läßt sich daher nur aus dem gänzlichen Mangel an Nachrichten über unsern Marsch erklären, daß sie diese günstige Gelegenheit nicht benutzten, das kaiserliche Heer zu schlagen und zu zerstreuen.

Univ. Bibl. München

Das neue Lager bot dem kaiserlichen Heere alle Bequemlichkeiten, deren es bedurfte, in einem vorzüglichen Grade dar. Es hatte einen harten festen Boden, Ueberfluß an Wasser und Holz und war sehr leicht mit dem nöthigen Proviant zu versorgen. Uebrigens wurde es zur rechten Seite von einem Moor, auf der linken von einem Gehölz gedeckt, und zum Aufstellen des Geschützes fanden sich vortheilhaft gelegene Anhöhen.

Da wir dem Feinde sehr nahe standen, so unterließen wir nicht ihm alle Proviantransporte zu nehmen und ihn auf alle nur mögliche Weise zu necken. Er erwiderte diese Angriffe nur schwach und in allen seinen Bewegungen war ein wunderbarer Kleinmuth zu bemerken. Dieser rührte aber großen Theils von dem Man-

gel her, der in dem Lager der Verbündeten herrschte, denn nach Aussage der Gefangenen hatten mehrere von ihnen seit fünf Tagen kein Brod gesehen. Die Bundesfürsten hatten gehofft, daß der Kaiser sich mit seinem Heere zurückziehen und ihnen freien Spielraum lassen würde; darauf waren ihre Maaßregeln berechnet, und ihr Muth mußte sinken, als gerade das Gegentheil von ihrer Erwartung eintrat.

Ganz nahe bei dem Lager der Verbündeten lag ein Berg, an dessen Besitz dem Kaiser sehr viel gelegen war, weßhalb er ihn einzunehmen beschloß. Von diesem Berge aus konnte das ganze feindliche Lager von dem Geschütz bestrichen werden, wodurch allein die Feinde gezwungen worden wären, sich zu entfernen. Es war aber kein Zweifel, daß sie sich mit aller Kraft der Einnahme dieses Berges widersetzt haben würden und daß solcher nicht ohne vieles Blutvergießen eingenommen werden konnte. Da nun gerade damals Nördlingen sich dem Kaiser zu ergeben erbot, und er durch den Besitz dieser Stadt im Stande war die Verbündeten auszuhungern, so gab er den Plan zur Eroberung des Berges vorläufig auf, indem er glaubte, auch ohne dieses leichter zum Ziele zu kommen.

Mittlerweile langte an den Markgrafen

Hanns von Brandenburg eine Botschaft von den Bundesfürsten, die sich zum Frieden geneigt erklärten und den Markgrafen baten, die Vermittelung bei dem Kaiser zu übernehmen. Der Brief, der zugleich auch die Vorschläge enthielt, wurde durch einen Trompeter überbracht und von dem Markgrafen sogleich dem Kaiser eingehändigt. Der Kaiser erklärte darauf, daß wenn der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen sich mit ihrer Person und ihren Besitzungen ohne alle Vorbehalt auf Gnade oder Ungnade ihm ergeben wollten, er zum Frieden nicht abgeneigt wäre, außerdem er aber keine weitern Vorschläge anhören würde. Die Bundeshäupter schrieben noch einmal an Markgraf Hanns von Brandenburg und luden in ein in Begleitung des Grafen von Beuren zu einer Unterredung mit ihnen, aber der Kaiser untersagte es dem Markgrafen zu erscheinen.

Mit der Uebergabe Nördlingens wollte es so schnell nicht gehen, wie man es anfangs geglaubt hatte, denn die Nördlinger gaben vor, die Besatzung der Verbündeten nicht los werden zu können. Deßhalb entschied der Kaiser, der gern dem Krieg ein schnelles Ende gemacht hätte, für den kürzern Weg, den Berg einzunehmen und nächstdem das feindliche Lager anzugreifen.

Der Angriff war auf den 25sten November festgestellt, mußte aber wegen einiger Vorbereitungen verschoben und auf einige Scharmützel beschränkt werden, bei deren einem der Schwager des Landgrafen gefangen wurde. Am 27sten November des Mittags erhielt der Kaiser aber die Nachricht, daß die Verbündeten ihr Lager abgebrochen, die Schanzen zerstört hatten und mit ihrem Heere fortgezogen wären. Der Troß und die Reuterei hatten sie schon am Abende vorher fortgeschickt, das Fußvolk und das Geschütz aber war um Mitternacht gefolgt. Der Kundschafter, der diese Nachricht brachte, hatte sich wegen des starken Nebels verirrt, weßhalb er zu spät ankam. Der Kaiser ließ nun sogleich einige leichte Reuterei aufsitzen, um den Marsch der Verbündeten zu beobachten, bald darauf mußten die Hackenschützen folgen, auch begab sich der Kaiser und der Herzog von Alba mit einigen Truppen nach. Allein die Feinde hatten einen großen Vorsprung und ihren Marsch so meisterhaft angeordnet, daß ihnen die Kaiserlichen, als sie ihnen endlich nachgekommen waren, auch nicht den kleinsten Vortheil abgewinnen konnten.

Der Kaiser war gesonnen, den Verbündeten immer weiter auf dem Fuße nachzufolgen, das

mit sie nicht etwa in der Nähe sich wieder setzten, er aber, im Fall sich eine günstige Gelegenheit ereignete, sie schlagen könnte. Aber in der Nacht fiel ein starker Schnee, der wohl zwei Spannen hoch lag, die Mannschaft war beinahe vor Frost erstarrt und es ließ sich voraussehen, daß es auf dem weitern Marsch bald gänzlich an Proviant und Pferdefutter fehlen würde, da die voranziehenden Feinde den auf ihrem Weg anzutreffenden Vorrath davon aufzehrten, oder mit sich fortführten, und deßhalb sah sich der Kaiser gedrungen vorläufig in sein altes Lager zurückzukehren, wo Proviant im Ueberfluß war.

Als das kaiserliche Heer wiederum zwei Tage im alten Lager gestanden hatte, kam Botschaft, daß das feindliche Heer sich in zwei Theile getrennt habe, und zwar wären die Truppen, die von den Reichsstädten gestellt worden waren, nach Augsburg und Ulm gegangen, die dem Kurfürsten und Landgrafen zugehörigen aber nach Franken. Diese Nachricht bestimmte den Kaiser aufzubrechen und den Truppen der Bundesfürsten zu folgen, damit sie sich nicht etwa in Franken einnisteten, wo es der reichen Stifter sehr viele gäb, von denen sowohl Geld als Proviant im Ueberfluß zu erpressen war, wo sich aber kein Haupt befand, welches die Streitkräfte, das

Landes um sich her hätte versammeln können, um dem Feinde Widerstand zu leisten. Es war zu vermuthen, daß die Bundesfürsten mit ihrem Heere bei Rothenburg sich setzen würden, denn daselbst war ein natürlich festes Lager, welches gut besetzt nicht leicht zu erobern war, und hatten die Feinde dieses Lager besetzt, so lag das ganze reiche Frankenland offen hinter ihnen und war ihrer Benutzung Preis gegeben. Deßhalb ließ sich der Kaiser durch den tiefen Schnee und die grundlosen Wege nicht abhalten dem Feinde zu folgen, um ihn an der Lagerung bei Rothenburg und an einer Besetzung Frankens zu verhindern. Auf diesem Marsch ergaben sich die Städte Bopfingen, Nördlingen, Dinkelspiel und eine Menge Schlösser an den Kaiser, die meisten thaten dieses freiwillig und noch ehe sie dazu aufgefordert wurden, und ließ es auch hie und da ein Ort zur Aufforderung kommen, so war doch stets eine ernsthafte Drohung hinreichend die Thore zu öffnen.

Als der Kaiser Rothenburg besetzt hatte, trennten sich die Bundesfürsten und gaben ihre Anschläge auf Franken auf. Das Geschütz, welches ihnen auf ihrem Marsche hinderlich war, brachten sie auf einige nahe gelegene Schlösser des Herzogs von Würtemberg und dann nahm

der Landgraf mit zweihundert Pferden seinen Weg nach Frankfurt, der Kurfürst aber zog, jedoch auf großen Umwegen, nach seinen Landen; bei welcher Gelegenheit er die Stifte und Klöster, die in seinem Wege lagen, mit großen Brandschatzungen belegte.

Als nun die Bundesgenossen sahen, wie schlecht die Bundeshäupter für ihre Sicherheit gesorgt hatten, und wie wenig dieselben im Stande waren sie zu schützen, eilten sie sich dem Kaiser zu unterwerfen. Einer der ersten war der Pfalzgraf am Rhein, der zu dem Kaiser nach Hall kam, wo derselbe am Podagra krank lag. Der Kaiser machte ihm zwar anfangs harte Vorwürfe, versöhnte sich aber bald mit ihm und sicherte ihm Vergessenheit des Vergangenen zu. Darauf kamen die Ulmer, die gleichfalls Verzeihung erhielten, und so nach und nach mehrere rheinländische, schwäbische und sächsische Reichsstädte.

Schon von Rothenburg hatte der Kaiser, in Betracht, daß er nunmehr eines so großen Heeres nicht bedurfte, den Grafen von Beuren mit seinen Truppen nach den Niederlanden zurückgeschickt und ihm aufgetragen auf dem Wege dahin Frankfurt einzunehmen. Die Frankfurter hatten sich früher an den Landgrafen gewendet,

als er bei ihnen nach seinem Lande zog und ihn gebeten, ihnen Schutz zu verleihen; als er aber geantwortet hatte: „jeder Fuchs möge für seinen eigenen Balg sorgen“ so machten sie keine Schwierigkeit sich dem Kaiser zu unterwerfen, und eine kaiserliche Besatzung einzunehmen.

Das Hauptaugenmerk des Kaisers war nun auf den Herzog von Würtemberg gerichtet, der bei der Annäherung des kaiserlichen Heeres zwar anfing, gemäßigtere Gesinnungen zu zeigen, aber noch keinen Schritt zur Unterwerfung gethan hatte. Dieser Fürst konnte dem Kaiser gefährlich werden; einmal weil er mit Augsburg der mächtigen und noch nicht unterworfenen Bundesstadt in Verbindung stand, dann aber durfte er auch auf Unterstützung von Franken rechnen, da die Franzosen gern jede Gelegenheit benutzten den Gegnern des Kaisers zu helfen. Deßhalb war es gerathen, ihn so schnell als möglich mit Waffengewalt zum Gehorsam zu bringen, und aus diesem Grunde ließ der Kaiser das Würtembergische mit einem Theil seines Heeres unter dem Befehl des Herzogs von Alba überziehen, er selbst aber folgte mit dem Rest seiner Truppen nach. Ohne große Anstrengung wurden bald eine Menge würtembergischer Städte eingenommen und nun hielt es der Herzog, ob

gleich er sich noch im Besitz mehrerer starken Festungen befand, für das Gerathenste bei dem Kaiser um Frieden nachzusuchen, der ihm auch unter dem Beding gewähret wurde, daß er die drei stärksten Festungen Hohen-Asperg, Kirchheim an der Eck und Schorndorf ausliefere und zweimal hundert tausend Dukaten zahlte. In den Festungen wurde eine große Menge Pulver und Proviant und besonders vieles Geschütz gefunden, welches die Bundeshäupter darin zurückgelassen hatten.

Noch war Augsburg übrig, welches auf seine Macht trotzend und auf einiger Bundesfürsten Unterstützung hoffend, bis jetzt unterlassen hatte die Begnadigung bei dem Kaiser nachzusuchen. Aber als es sich nunmehr allein dem Kaiser gegenüber stehen sah, da folgte es dem Gebote der Nothwendigkeit und schickte seine Gesandte zum Kaiser, um sich ihm zu unterwerfen; doch sollte die Begnadigung des Schertel zur Bedingung gemacht werden. Der Kaiser war aber nicht zu bewegen diesem letztern zu vergeben, obgleich die Gesandten vorwandten, daß er noch zweitausend Landsknechte bei sich habe und schwerlich gutwillig aus der Stadt weichen würde. Als die Gesandten zurückkamen und dem Rathe meldeten, daß der Kaiser zwar die Stadt,

doch nicht ihren Heerführer Scherkel zu Gnaden annehmen wolle, da entstand eine große Verlegenheit, denn man wollte keine Undankbarkeit an dem tapfern Krieger begehen, auch war er seines Anhanges wegen zu fürchten. Aber Scherkel, der da ahnen mochte, wovon die Rede sey, kam aufs Rathhaus und erklärte: man möchte seinetwegen nicht den Zorn des Kaisers auf sich laden, er würde schon selbst suchen ihn zu versöhnen. Er zog darauf nach der Schweiz und die Unterwerfung und Begnadigung der Stadt fand nun keinen Anstand weiter. Bald darauf unterwarf sich Straßburg auch, und somit hatte der Feldzug, ohne daß eine eigentliche Schlacht geliefert worden wäre, durch gänzliche Trennung der Bundesgenossen, welches der Zweck des Kaisers gewesen war, vollkommen ein Ende.

Die Geschichte dieses Feldzuges, obgleich durch keine einzelne ausgezeichnete Thaten glänzend, ist dennoch kein unbedeutendes Blatt in dem Kranze des Ruhmes dieses großen Monärchen; denn er hat darin seine Klugheit überhaupt und sein kriegerisches Talent insbesondere auf die unzweideutigste Weise bekundet. Wenn es gleich nicht zu läugnen ist, daß seine Gegner eine Menge unverantwortlicher Fehler begingen, und ihre großen Hülfsmittel auf keine Weise zu

benutzen verstanden, so ist es doch immer bewundernswerth, was Karl mit seiner weit geringern Macht, oft unter den bedenklichsten Umständen ausgerichtet hat. Er mußte erst ein Heer aus weit entlegenen Gegenden zusammenziehen, als seine Gegner ihm schon vollständig gerüstet gegenüber standen. Er blieb unerschrocken auf seinem Platze, als es von Seiten der Verbündeten nur eines etwas angestrengten Marsches bedurft hätte, um ihn gefangen zu nehmen, oder aus Deutschland zu vertreiben. Er marschirte mehreremals im Angesicht des bei weitem stärkern feindlichen Heeres und unter Umständen, die ihm bei größerer Klugheit seiner Feinde hätten verderblich werden können. Er hatte mit dem Ungestüm der Witterung, mit der ungünstigsten Oertlichkeit und mit einer so schmerzhaften als gefährlichen Krankheit zu kämpfen, und doch blieb er unerschüttert bei seinem Vorsatze die Bundesgenossen zu trennen und erreichte seine Absicht. Und zeigte er sich standhaft bei Verwerfung der Vorschläge von Seiten der Bundeshäupter, so bewies er sich dagegen auch wiederum billig und milde gegen diejenigen, welche sich freiwillig unterwarfen. Er bediente sich dabei der ihm beiwohnenden Würde und des ihm eigenen strengen Ernstes, aber dann zeigte er

sich auch wieder liebreich und zuvorkommend und gab, wie wenig er sonst auch deutsche Art und Sitte liebte, den Abgesandten der Städte nach deutscher Weise die Hand. Karl bewies in diesem Feldzuge, wie bei allen seinen Regentenhandlungen eine Klugheit und Umsicht, die selbst seinen Feinden Bewunderung abdrang.

Zweiter Feldzug 1547.

Der Kaiser war, ohne mit den Feinden geschlagen zu haben, als Sieger aus dem Feldzuge des Jahres 1546 gegangen und hatte so große Vortheile erhalten, als sonst gewöhnlich nur durch mehrere gewonnene Feldschlachten errungen werden können. Sein in Deutschland tief gesunkenes Ansehen war wieder hergestellt, der furchtbare schmalkaldische Bund, der ihm so gefährlich zu werden dachte, getrennt und die Bundesglieder dahin gebracht, auf die demüthigendste Art um Gnade bitten zu müssen. Auf dem Throne sitzend empfing der Kaiser die Abgesandten der verbündeten Fürsten und Städte, die knieend sich des Ungehorsams schuldig bekennen und um Vergebung flehen mußten, die ihnen dann auch zwar in huldreichen Ausdrücken gewähret wurde, jedoch nicht ohne große Auf-

opferung von ihrer Seite. Baar Geld in groſſen Summen, Geſchütz und Munition waren die Opfer, die dem Reichsoberhaupte zur Verſöhnung gezellt werden mußten, dann mußten ſie geloben ſich nie mit den Feinden des Kaiſers zu verbinden und endlich — was das drückendſte war — eine Beſatzung von kaiſerlichen Truppen bei ſich aufnehmen. Die Geſandten der Reichsſtadt Ulm redeten den Kaiſer ſpaniſch an, weil er dieſer Sprache ſich am liebſten bediente. Daß in Ulm Rathsherrn gefunden wurden, die der ſpaniſchen Sprache mächtig waren, iſt ein Beweis von der damals in den Reichsſtädten herrſchenden Intelligenz. Der Herzog von Würtemberg mußte, ungeachtet er am Podagra litt, perſönlich in Ulm erſcheinen und Abbitte thun, obgleich man über die Bedingungen der Verſöhnung ſich längſt vereinigt hatte. Der kranke Fürſt, unvermögend zu gehen, ſahe ſich genöthigt, ſich auf einem Seſſel an den kaiſerlichen Thron tragen zu laſſen. Statt ſeiner durfte ſein Kanzler knien. Doch als der Herzog aufſtehen wollte, um die Vergebung des Kaiſers entgegen zu nehmen, da ſtieg dieſer von ſeinem Throne, ging zum Herzoge und drückte ihm die Hand. Karl behute ſeinen Triumph aus, ſo weit als möglich, doch beſaß er die Vorſicht, die gedemü-

thigsten Gegner nicht durch Stolz und Härte zu empören.

Karl hatte in Ulm seine Triumpfe gefeiert und wollte nun einige Zeit seines Leibes pflegen, denn seine Gesundheit hatte durch die Anstrengungen bei dem Wunderfeldzuge gelitten. Da erhielt er die Nachricht, daß der Kurfürst von Sachsen nicht allein seine von dem römischen König und dem Herzog Moritz von Sachsen eingenommene Lande wieder zurück erobert, sondern auch das Erzreiche Joachimsthal in Böhmen besetzt habe, mit den böhmischen Ständen ein Verständniß unterhalte und die beiden Verbündeten des Kaisers hart bedränge. Diese unangenehme Botschaft bewog den Kaiser sogleich aufzubrechen und dem römischen Könige und dem Herzoge Moritz zu Hülfe zu ziehen, da die gefährliche Lage derselben seine persönliche Gegenwart nothwendig zu machen schien.

Der Kurfürst von Sachsen besaß nemlich einen Obersten, Namens Thumshirn, der durch eine gewandte Unterhandlung die böhmischen Landstände auf die Seite seines Herrn gebracht hatte, so daß sie ihm nicht nur das Joachimsthal, jedoch unter dem Schein, als ob sie durch Waffengewalt dazu gedrungen worden wären, überliefert hatten, sondern auch in allen möglichen

Fällen dem Kurfürſten Vorſchub leiſteten und ſogar bereit waren ſich öffentlich für ihn zu erklären. Ihre Untreue gegen ihren rechtmäßigen König ging ſo weit, daß ſie deſſen Tochter zu Prag in einer Art von Gefangenſchaft hielten. Da nun alſo in Böhmen Ferdinands Anhang täglich geringer wurde, Moritz aber auch nur mit Mühe ſich bis jetzt gegen den ſiegenden Kurfürſten erhalten hatte, ſo ſchien nur noch ein einziger entſcheidender Angriff erforderlich, um die beiden Freunde des Kaiſers gänzlich vom Kriegesſchauplatz zu entfernen.

Der Kaiſer ſandte ſogleich viertauſend Mann Fußvolk und achthundert Reuter von ſeinen Truppen und den Markgrafen Albrecht mit gleichfalls viertauſend Mann Fußvolk und tauſend Reutern nebſt einer bedeutenden Summe Geldes nach Sachſen; nach Böhmen aber, zu des römiſchen Königs Unterſtützung beorderte er den Alvaro de Sandi mit ſeinen Spaniern und den Markgrafen von Marignan, mit etwa dreitauſend fünfhundert Mann, deutſchen Fußvolks, und darauf begab er ſich ſelbſt auf den Weg. Er zog zuerſt nach Gingen, wo er das Lager beſah, welches die Feinde inne gehabt hatten; dann nach Nördlingen. Aber daſelbſt bekam er einen Anfall von Podagra, welches ihn ſo hart

angriff, daß man an ſeinem Aufkommen verzweifelte. Er mußte deßhalb mehrere Tage in dieſer Stadt verweilen, bis er mit Hülfe ſeiner Aerzte ſo weit hergeſtellt war, daß er ſeine Reiſe fortſetzen konnte.

Unterdeſſen hatte der Kurfürſt von Sachſen ſeine Kriegsmacht immer mehr verſtärkt und ſeine Eroberungen ſo weit ausgedehnt, daß der Herzog Moritz nichts weiter mehr inne hatte, als Dresden, Leipzig, Zwickau und einige andere Städte von geringerem Belang. Jetzt erhielt er abermals einen Vortheil von großer Bedeutung; und zwar auf folgende Weiſe. Die Heeresmacht ſeiner Gegner war zertheilt; des römiſchen Königes Truppen lagen zu Dresden, Herzog Moritz mit den ſeinigen in Freiberg und Markgraf Albrecht von Brandenburg mit vier bis fünftauſend Mann Fußvolk und hundert Reutern in Rochlitz einem Städtchen, welches der Schweſter des Landgrafen von Heſſen gehörte. Dieſelbe unterhielt den Markgrafen mit Luſtbarkeiten in der Art, daß er darüber die einem Feldherrn ſo unentbehrliche Vorſicht vergaß. Auch ſoll die Schweſter des Landgrafen dem Kurfürſten heimlich von des Markgrafen Thun und Laſſen und von der Stärke ſeiner Mannſchaft Nachricht gegeben haben. Der Kurfürſt, der es

versucht hatte, Leipzig zu erobern, aber der tapfern Gegenwehr der Besatzung wegen seine Absicht nicht erreichen konnte, ging nun mit etwa funfzehntausend Mann auf Rochlitz los und kam daselbst frühe an einem Morgen an. Der Markgraf, der von des Kurfürsten Ankunft überrascht wurde und nicht die mindeste Kenntniß von der Stärke desselben hatte, zog ihm unerschrocken entgegen, wurde aber, wie denn bei der großen Uebermacht seines Gegners nicht anders möglich war, gänzlich geschlagen und gerieth selbst in Gefangenschaft. Einige wollen behaupten, er hätte sich so lange in Rochlitz halten können, bis der Herzog Moritz ihm zum Entsatz herbeigeeilt wäre; Andere, die ihn entschuldigen wollen, sagen, er hätte der Abtheilung seiner Truppen, die in der Vorstadt lag, zur Unterstützung aus der Stadt rücken müssen, und da wäre denn ein Treffen mit dem Kurfürsten unvermeidlich gewesen. Dem sey aber wie ihm wolle, so stimmen alle Kriegskundige darin überein, daß er zwar ein unerschrockener tapferer Krieger doch keineswegs ein einsichtsvoller Feldherr gewesen. Markgraf Albrechts ganzes Corps wurde von dem Kurfürsten zerstreut, fünfhundert Reuter blieben auf dem Platze oder geriethen in Gefangenschaft, auch viel Fußvolk wurde

getödtet oder gefangen, und der Reſt, der entkommen war, ging theils zum römiſchen Könige, theils zu dem Kurfürſten über. Der Kurfürſt benutzte dieſen Sieg nicht, ſo wie er wohl gekonnt hatte; denn er hätte nun den Herzog Moritz in Freiberg angreifen ſollen. Er ließ ihn aber zu Jedermanns Verwunderung unangefochten und ſchickte den Oberſten Thumshirn mit ſechstauſend Mann Fußvolk und ſechshundert Pferden, um das Joachimsthal in Böhmen zu beſetzen *).

Der Kaiſer zog, ſobald ihm ſeine Geſundheitsumſtände das Reiſen erlaubten, nach Nürnberg, wohin er den Herzog von Alba mit einigen Truppen vorausgeſchickt hatte. Dieſe Vorſicht war nicht überflüßig, denn der Rath dieſer volkreichen Stadt war wohl dem Kaiſer treu,

*) Es iſt zu bezweifeln, daß der Kurfürſt wegen dieſer Maaßregel getadelt zu werden verdient; denn wenn es ihm gelang, ganz Böhmen zum Aufſtande zu bringen, was wohl unſtreitig ſeine Abſicht war, ſo hatte er nicht nur den Krieg mit einem Male von ſeinen Staaten entfernt, ſondern auch einen ſehr mächtigen Bundesgenoſſen gewonnen, ungerechnet die Ausſicht auf den Beſitz der böhmiſchen Krone.

nicht aber so die große Masse der Bürgerschaft und die gemeinen Leute, die der neuen Lehre zugethan und daher Feinde des, den alten Glauben vertheidigenden, Reichs-Oberhauptes waren. In Nürnberg wurde der Kaiser mit großen Ehrenbezeugungen empfangen. Er blieb daselbst, um sich vollständig herzustellen, sechs Tage und versammelte allda seine Truppen, die aus Spaniern, neapolitanischer Reuterei, drei Regimenter deutsches Fußvolk und tausend Mann schwerer und sechshundert Mann leichter deutscher Reuter bestanden.

Von Nürnberg zog der Kaiser nach Eger, welche Stadt er zum Sammelplatze seiner ganzen Armee bestimmt hatte, und wohin er auch den römischen König und den Herzog Moritz beschied. Noch auf dem Marsche dahin kam ein Edelmann aus des römischen Königes Gefolge zum Kaiser und meldete ihm, daß der König Ferdinand und der Herzog Moritz auf dem Marsche nach Eger wären, daß aber die Böhmen, um ihren Zug aufzuhalten, ihnen die dahin führenden Pässe verhauen, und dadurch gezwungen hätten große Umwege zu machen. Er rieth dem Kaiser die spanischen Hackenschützen vorauszuschicken, damit ihm solche die Wege in den Wäldern untersuchen und öffnen möchten; doch dies

ſes Geſchäft übernahmen einige der böhmiſchen Krone treu gebliebene Vaſallen.

Das Haupt der Meuterer in Böhmen war Kaspar Pflug, dem der König einſt ſein Vermögen einziehen ließ. Wiewohl er nachmals ſeine Güter zurück erhielt, ſo blieb er doch der Feind ſeines Landesherrn und ergriff begierig die Gelegenheit ſich zu rächen. Nicht ſowohl ſeiner Talente wegen, als weil er einer der vornehmſten Landſtände war, wurde er bei einem Gaſtmale, auf dem die Edelleute beſchloſſen, dem Könige mit ſeinen Truppen den Eingang zu wehren, zum Oberſten ihrer Verſchwörung gewählt, die eine weite Verbreitung hatte, da der größte Theil des Adels in Böhmen dazu gehörte.

Als der Kaiſer noch drei Meilen von Eger entfernt war, kamen ihm der römiſche König, der Herzog Moritz und der Markgraf Hanns von Brandenburg, ein Sohn des Kurfürſten, entgegen. Der König hatte achthundert, der Herzog tauſend und der Markgraf vierhundert Reuter mitgebracht, und der König noch überdieß tauſend und neunhundert Huſaren, eine damals noch neue Truppengattung, die nachmals in dieſem Kriege von großem Nutzen war. An Fußvolk hatte nur allein der römiſche König fünfhundert Mann aus Sachſen mitgebracht, das übrige

hatte er in Dresden, der Herzog Moritz das seinige aber in Leipzig und Zwickau zur Besatzung lassen müssen, um dem Kurfürsten Widerstand leisten zu können, der neuntausend Mann Fußvolk und dreitausend Reuter auf einem Fleck beisammen hatte und die genannten Städte bedrohte.

Der Kaiser blieb mit den mit ihm verbündeten Fürsten die Charwoche und die Osterfeiertage über in Eger, dann aber brach er unverweilt nach Sachsen auf, um sobald als möglich mit dem Heere des Kurfürsten zusammen zu treffen. Er wünschte nämlich einen langen Belagerungskrieg zu vermeiden, dem er sich unterziehen mußte, wenn er dem Feinde Zeit ließ sich in die vier Festungen Wittenberg, Gotha, Sonnenwalde und Heldrungen zu werfen, die mit Proviant und Munition für mehrere Jahre versehen waren.

Der Kurfürst stand mit seinen Truppen in Meißen, welcher Ort ihm zu seinen Operationen besonders wegen der über die Elbe führenden Brücke bequem gelegen war, er auch daselbst die aus Böhmen erwartete Hülfstruppen am leichtesten an sich ziehen und im schlimmsten Falle leicht nach Wittenberg kommen konnte. Dahin richtete der Kaiser seinen Marsch. Un-

ferweges nahm er mehrere kleine Städte ein, bei welcher Gelegenheit einige Beſatzungen gefangen gemacht, andere aber geſchlagen und zerſtreut wurden.

Als der Kaiſer mit ſeinen Truppen bis auf drei Meilen von Meißen vorgedrungen war, erhielt er Meldung durch Herzog Moritz, daß der Thumshirn mit ſeinem Korps heranrücke. Dieſe Nachricht, die für unbezweifelt ausgegeben wurde, hatte zur Folge, daß die kaiſerlichen Soldaten ſchlagfertig gehalten werden und ſtatt weiter fortzuziehen, oder lagern zu können, vortheilhafte Stellungen einnehmen mußten, wodurch ſie unnützer Weiſe ermüdet wurden, da ſich, als man Recognoscirungen ausgeſchickt hatte, der Bericht von Thumshirn Ankunft als falſch erwies.

Bald darauf erhielt der Kaiſer durch ſeine Kundſchafter über die Stellung und Stärke des Kurfürſten, genaue Auskunft, welche durch einige von unſern leichten Reutern eingebrachte Gefangene beſtätigt wurde. Er wurde dadurch beſtimmt eine Brücke über die Elbe ſchlagen zu laſſen, die bei Meißen war auf Befehl des Kurfürſten verbrannt — und auf das feindliche Lager anzurücken. Aber im Begriff dieſes zu thun, erfuhr er, daß der Kurfürſt aufgebrochen ſey, und ſeinen Weg nach Wittenberg nehme. Nun

wäre es ein unnützer Aufenthalt gewesen, wenn der Kaiser hätte nach Meißen gehen wollen; deßhalb entschloß er sich dem Feinde nachzueilen und ihm eine Schlacht zu liefern, bevor er noch Wittenberg erreichen konnte. Die kaiserlichen Feldherren waren zwar anderer Meinung und hielten dafür, daß es dem Kurfürsten ein leichtes seyn würde, den Uebergang des kaiserlichen Heeres über die Elbe zu verhindern, allein der Kaiser ließ sich durch diese Rücksicht von der Ausführung seines Plans nicht abhalten, in welchem er noch durch die Nachricht, daß sich die Feinde bei Mühlberg gelagert hatten und daß unfern davon eine Furt in der Elbe sey, die man ohne Gefahr passiren könne, bestärkt wurde. Dem zufolge setzte er sich sogleich mit seinem Heere in Marsch. An demselben Morgen aber fiel ein so starker Nebel, daß eine Schaar die andere nicht sehen konnte und das zu der Elbe anrückende Heer des Kaisers sogar wegen des rechten Weges zweifelhaft wurde. Aber da es an den Fluß kam, hob der Nebel sich und nun konnten wir das feindliche Lager sehen.

Der Kurfürst hatte sich in und um Mühlberg gelagert. Seine Stärke betrug nur sechstausend Mann Fußvolk und dreitausend Reuter, da er in einzelnen Scharmützeln und durch die

von den Kaiſerlichen gefangen genommenen Beſatzungen viele Leute verloren hatte und auch Thumshirn mit ſeinen Truppen nicht bei ihm war. Des Kurfürſten Lager war vortheilhaft gelegen und ſehr feſt, denn die Elbe hat an der Seite nach Mühlberg ein hohes Ufer und iſt ſehr tief; daher war der Uebergang an dieſem Orte nicht möglich, ohnedem da der Kurfürſt ein und zwanzig Stück Geſchütz bei ſich hatte. Unſer Lager wurde von der Elbe durch einige Wieſen getrennt.

Sobald der Kaiſer in dem Lager angekommen war, begab er ſich mit dem römiſchen Könige nach der Elbe, um die Stellung des Feindes zu beobachten und zu unterſuchen, ob ein Uebergang über die Elbe zu erzwingen möglich ſey. Da er ſich von dem Gegentheil überzeugt hatte, gab er Befehl, daß man ſich nach Leuten umſehen ſollte, die das Strombett genau kannten, damit ſie eine Stelle anzeigten, wo der Uebergang ohne Gefahr und bequem bewirkt werden könne. Da dem Kaiſer daran gelegen war, ſobald als möglich den Feind anzugreifen, ſo ließ er die Reuterei nicht abſatteln und er ſelbſt erlaubte ſich mit dem römiſchen Könige und den Herzog Moritz nur eine kurze Ruhe in einem Bauernhauſe.

Unterdeſſen gelang es dem Herzog von Alba mit Hülfe der Landesbewohner eine Furt zu entdecken, die nicht weit von dem Lagerplatze des feindlichen Heeres entfernt war. Als der Kaiſer ſich in Begleitung des Herzog von Alba dahin begab, fand er einen feindlichen Heerhaufen an der andern Seite des Stromes aufgeſtellt und das Ufer mit Geſchütz beſetzt. Sogleich ließ er einige Kanonen auffahren und tauſend ſpaniſche Hackenſchützen aufſtellen, um wo möglich die Feinde durch heftiges Schießen von den Ufern zu vertreiben. Die Feinde hatten den Vortheil der Oertlichkeit auf ihrer Seite, da ſie durch Gräben und Bruſtwehren gedeckt waren. Sie hatten auch eine Schiffbrücke bei ſich, die in drei Theile getheilt war, damit ſie im Nothfall deſto bequemer den Strom hinab gebracht werden könnte. Wie ſehr unſere Hackenſchützen aber auch durch das feindliche Feuer litten, ſo wankten ſie doch nicht, ſondern gingen, als die Feinde ſich in einige Schiffe ſetzten, um damit Strom ab zu fahren, tief in das Waſſer und ſchoſſen ſo heftig, daß jene gezwungen wurden die Schiffbrücken zu verlaſſen. Dieſes geſchah unter den Augen des Kaiſers. Als derſelbe die gute Wirkung unſeres Feuers ſah, ließ er noch tauſend lombardiſche Hackenſchützen anrücken, die dann

die Spanier auf das kräftigste unterstützten. Mittlerweil war auch unsere Schiffbrücke angekommen, die aber nicht die erforderliche Länge hatte, um über den Strom zu reichen; deßhalb befahl der Kaiser den spanischen Hackenschützen, sich der feindlichen Schiffbrücke zu bemächtigen. Einen Theil davon hatten die Sachsen bereits verbrannt, ein anderer Theil derselben stand mitten im Strome fest und die wenigen Knechte, die sich noch darauf befanden, hatten sich auf den Boden gelegt, um dem Kugelregen zu entgehen, der von unserer Seite unaufhörlich darauf fiel. Da entkleideten sich zehn Spanier, schwammen, ihre Degen zwischen den Zähnen haltend, zu den Schiffbrücken, hieben die darauf befindlichen Knechte nieder und brachten die Brücken auf unsere Seite. Nun sank den Feinden der Muth, sie erwiderten unser Feuer nur noch schwach und verließen allmählig das Ufer.

Dem Herzog von Alba war unter der Zeit eine andere bequeme Furt angezeigt worden und der Kaiser beschloß auf die Nachricht davon noch an demselben Tage überzugehen, damit der Kurfürst nicht etwa Zeit gewinnen möchte nach Wittenberg zu kommen, weil er sich daselbst hätte Jahre lang halten können. Noch mehr bestärkt wurde er in seinem Entschlusse, als er vernahm,

daß der Kurfürst in der Kirche sey und eine Predigt anhöre. Diese unter den obwaltenden Umständen unpassende Andacht war Ursache, daß der Kurfürst nicht die nöthigen Befehle ertheilte, um den Uebergang über den Fluß zu wehren und darf als die erste Veranlaßung des nachfolgenden Unglücks dieses Fürsten angesehen werden.

Der Mann, der dem Herzog von Alba die Furt entdeckte, war ein junger Bauer. Die Soldaten des Kurfürsten hatten ihm zwei Pferde genommen, wodurch er so sehr zur Rache entflammt wurde, daß er mit dem Wunsche, alle sächsischen Krieger möchten erschlagen werden, den Unsrigen die zum Uebergange bequeme Stelle im Flusse entdeckte. Er erhielt für seine Verrätherei zwei Pferde und hundert Kronen.

Das kaiserliche Heer kam ans Wasser. Ungefähr dreitausend Mann Fußvolk und fünfhundert Reuter blieben zurück, um das Lager zu decken; der andere Theil des Heeres mußte sich zum Uebergange über den Fluß anschicken. Die Husaren waren die Ersten, die über das Wasser sollten. Einige leichte Reuter waren bereits hinüber, ehe die Sachsen aus der Stadt anrückten. Die Hackenschützen stürzten sich in den Strom und machten ein so heftiges Feuer auf

den Feind, daß dieser den Muth verlor uns den Uebergang strittig zu machen und sich auf den Marsch begab, um wo möglich Torgau zu erreichen. Die Husaren und die leichte Reuterei, die unter dem Befehl des Prinzen von Sulmona standen, mußten jeder einen Hackenschützen hinter sich aufs Pferd nehmen. Darauf zog der Herzog von Alba mit den neapolitanischen Reutern durch, dann der Herzog Moritz mit seiner Kavallerie, und endlich der Kaiser mit seinem Geschwader. Der Kaiser trug einen übergoldeten Harnisch, eine deutsche Sturmhaube auf dem Haupt und einen Saufpieß in der Hand. Ihm zur Seite ritt der Führer, der die Furt angezeigt hatte. Das Wasser ging den Reutern bis ans Knie und die Pferde mußten an manchen Orten sogar schwimmen. Mittlerweile wurden auch die Schiffbrücken geschlagen, damit das Fußvolk und das Geschütz hinüber konnte.

Sobald die Husaren auf der andern Seite angekommen waren, machten sie sich fertig die Feinde anzugreifen; aber diese hatten einen Vorsprung gewonnen. Der Kaiser schickte ihnen nun Hackenschützen und leichte Reuterei nach. Allein die Sachsen marschirten in Schlachtordnung und ihren Nachtrab deckte die Reuterei, die, wenn sich die Unsrigen näherten, sogleich Front

machte und den Angriff abwehrte, so daß ihr Fußvolk Zeit gewann den Marsch fortzusetzen. Der Herzog von Alba ließ nicht ab mit der Vorhut des kaiserlichen Heeres den Feinden nachzuziehen; aber diese machten Halt, wendeten ihr Geschütz und feuerten es auf das Geschwader des Herzogs ab, da denn der Kaiser mit seinen Truppen dem Herzog schnell nachrücken mußte, damit seine Mannschaft nicht zurück wich und Verwirrung in unserm Heere verbreitete.

Die ganze Stärke unsrer Kavallerie betrug dreitausend vierhundert Mann, ohne dreihundert Husaren, die an dem Morgen dieses Tages abgeschickt worden um Torgau zu recognosciren. Wir waren sonach dem Feinde an Kavallerie überlegen, da dieser nur zweitausend sechshundert Mann zählte, ausgenommen der neunzig Reuter, die um die Person des Kurfürsten waren. Dagegen hatte der Kurfürst sechstausend Mann Fußvolk, dem wir das unsrige nicht entgegenstellen konnten, da solches nebst dem Geschütz noch weit zurück war. Der Kaiser wünschte die Feinde zu trennen und aufzuhalten, damit sie nicht einen zu großen Vorsprung gewinnen und Wittenberg erreichen möchten, deßhalb durfte er nicht auf das Fußvolk warten.

Der Kurfürst war bald auf der einen bald

auf der andern Seite der Marschsäule seiner Truppen und ordnete alles, was ihm die Vorsicht zu gebieten schien, mit vieler Thätigkeit an. Unsere Reuter marschirten zu siebenzehn in einer Reihe und eine dichte Staubwolke verhüllte uns so, daß er unsre Zahl gar nicht inne werden konnte und uns für viel stärker halten mußte, als wir wirklich waren. Er sah die Absicht des Kaisers sehr wohl ein und machte den Plan sich mit seinem Fußvolk in die, unfern dem Wege gelegene, Luckauer Haide zu werfen, sich da bis zum Anbruch der Nacht zu halten und dann während der Dunkelheit nach Wittenberg zu ziehen.

Um diesen Plan auszuführen, ließ er seine Hackenschützen und übrigen Reisigen auf unsere leichte Reuterei losrücken, denn er hoffte dadurch seinem Fußvolke die nöthige Zeit zu verschaffen den Wald zu erreichen. Aber zu unserer Seite war ein Wasser und Moraſt, und wenn dieses gleich nöthig machte die Marschkolonne abzubrechen, so verhinderte es auch dagegen den Feind uns in der Flanke anzugreifen. Da nun die feindliche Reuterei die kaiserliche mit großem Ungestüm in der Fronte angriff, so ersah der Herzog von Alba die Gelegenheit und fiel dagegen, nachdem er dem Kaiser sein Vorhaben gemeldet,

dem Feinde mit ſeinen neapolitaniſchen Reutern in die rechte, mit den Schützen des Herzogs Moritz in die linke Flanke.

Dieſes unerwartete Manöuvre, welches von den übrigen Truppen aufs kräftigſte unterſtützt wurde, bewog die Feinde ſich zu wenden, die nun der ungeſtümen Tapferkeit der Unſrigen nicht länger widerſtehen konnten, ſondern ſich auf die Flucht begaben und das Fußvolk ſeinem Schickſal überlaſſen mußte. Letzteres verſuchte Stand zu halten und in geſchloſſenen Reihen den Wald zu erreichen, aber da unſere Huſaren mit einer unwiderſtehlichen Heftigkeit darauf eindrangen, da ward die Flucht bald allgemein, die feindlichen Reihen wurden gänzlich geſprengt und die Sachſen warfen, um ſich das Entkommen zu erleichtern, die Waffen fort, ſo daß die Unſrigen an manchen Orten wegen der vielen am Boden liegenden Armaturſtücken kaum den Fliehenden nachſetzen konnten.

Nun ging eine furchtbare Metzelei an, das Feld wurde mit Todten und Verwundeten bedeckt und die Erbitterung der Spanier und der anderen kaiſerlichen Krieger gegen die ſächſiſchen Proteſtanten zeigte ſich in der furchtbarſten Geſtalt. Die Zahl der Gefangenen war ebenfalls unverhältnißmäßig groß, und es traf ſich oft,

daß ein einziger kaiserlicher Soldat funfzehn Gefangene einbrachte. Die Kaiserlichen verfolgten an diesem Tage die Flüchtigen bis auf drei Meilen weit.

Beinahe mitten im Walde blieb der Kaiser halten und befahl die nachsetzenden Truppen zu sammeln, da er an die Möglichkeit dachte, daß der Feind sich wieder setzen und die Vordersten der Unsern schlagen könnte. Dieses mag zum Beispiel dienen, daß der Kaiser bei aller seiner Kühnheit doch nie unterließ, die nöthige Vorsicht anzuwenden und auch mitten im größten Glück auf widerwärtige Ereignisse vorbereitet war.

Als der Kaiser sich noch in Gesellschaft des römischen Königes befand, und den Bericht des Herzogs von Alba über die Einzelnheiten der Schlacht anhörte, da erhielt er die Meldung, daß der Kurfürst von Sachsen gefangen wäre. Zwei Spanier, ein Ungar, ein spanischer Hauptmann und drei italische Reuter behaupteten, diesen wichtigen Fang gemacht zu haben. Der Kurfürst wurde nun eingebracht. Er saß auf einem großen friesischen Hengst und hatte ein Panzerhemde an. Er war ganz mit Blut bedeckt, da er an der linken Wange verwundet war.

Der Kurfürst wurde zum Kaiser gebracht und demselben durch den Herzog von Alba vor-

geſtellt. Er wollte ſeinen Blechhandſchuh abziehen und dem Kaiſer die Hand reichen und zu gleicher Zeit ſich auf ein Knie niederlaſſen; aber der Kaiſer gab weder das Eine noch das Andere zu; denn die Hand mochte er ihm nicht geben, da er auf ihn erzürnt war; hinknieen wollte er ihn aber auch nicht laſſen, weil der Kurfürſt ſehr beleibt und von dem Kampfe ganz matt war. Der Kurfürſt nahm nun den Hut ab und ſagte: Allergnädigſter Kaiſer, ich bin Euer Majeſtät Gefangener. Der Kaiſer rief: Nennt ihr mich jetzt Kaiſer? Der Titel, den ihr mir früher gabt, lautete ganz anders! (Der Kurfürſt und der Landgraf von Heſſen hatten nämlich in ihren früheren Proklamationen den Kaiſer nur: Karl von Gent geheißen, der da glaubet Kaiſer zu ſeyn). Der Kurfürſt antwortete auf dieſen Vorwurf nur mit Achſelzucken, und nach einer Pauſe bat er ſo gehalten zu werden, wie es einem gefangenen Fürſten zukommt. Der Kaiſer ſagte: er ſolle ſo gehalten werden, wie er es verdient habe und übergab ihn dem Herzog von Alba, dem er befahl ihn wohl zu hüten.

An dieſem glorreichen Tage waren wir nahe daran den tapfern Herzog Moritz von Sachſen zu verlieren; denn als er bei dem Nachſetzen nahe an die Feinde kam, ſchlug einer von ihnen

die Büchse auf ihn an und würde ihn unfehlbar erschossen haben, wenn das Gewehr nicht versagt hätte.

Bei dieser großen Niederlage wurden von des Kurfürsten Truppen über zweitausend Mann Fußvolk und fünfhundert Mann Reuter getödtet, achthundert Mann wurden gefangen; und ohne Zweifel wäre die Zahl der Letztern viel größer gewesen, wenn nicht viele der Fliehenden, der Gegend kundig, Gelegenheit gefunden hätten zu entkommen. Nach Wittenberg retteten sich nicht mehr als vierhundert Mann, theils Reuter, theils Fußvolk. Zu unserer Beute gehörten auch fünfzehn Stück Geschütz und der ganze Troß, wobei viel Geld gefunden wurde. Außer dem Kurfürsten gerieth auch der Herzog Ernst von Braunschweig, der des Kurfürsten Reiterei beinahe immer bei den Gefechten anführte, in unsere Gefangenschaft. Des Kurfürsten ältester Sohn wurde in die rechte Hand und in das Haupt verwundet und von dem Pferde hinuntergeschlagen. Doch wurde ihm wieder auf ein Pferd geholfen und entkam nach Wittenberg, nachdem er, wie man sagt, den Reuter, der ihn verwundete, mit einer bei sich führenden Büchse erschossen haben soll.

Der Tag, an dem dieser glorreiche Sieg er-

fochten wurde, war der 24ſte April des Jahres 1547 und der zwölfte nach dem Aufbruche des Kaiſers von Eger. Der Anfang des Zuſammentreffens mit dem Feinde fand um 11 Uhr Vormittags ſtatt; um 7 Uhr des Abends war die Schlacht geendet. Der Kaiſer, der die große Wichtigkeit dieſes ſchnellen Sieges wohl einſah und hoch erfreut darüber war, erinnerte ſich der denkwürdigen Worte Cäſars: ich kam, ſah' und ſiegte, aber er ſprach nur die beiden erſten aus und ſetzte fromm hinzu: und Gott ſiegte.

Die Folgen der Schlacht bei Mühlberg waren von der höchſten Wichtigkeit; es ſtand hierabermals eine Kaiſerkrone auf dem Spiel und die Entſcheidung: ob ganz Deutſchland proteſtantiſch werden ſollte oder nicht. Denn hätte der Kaiſer nur noch wenige Tage gezögert, ſo wäre des Kurfürſten Kriegesmacht, nach deſſen eigener Ausſage, bis zu dreißigtauſend Mann Fußvolk und ſiebentauſend Reuter herangewachſen, alſo der unſrigen, die aus fünfzehntauſend Mann Fußvolk und vier bis fünftauſend Reutern beſtand, beinahe um das Doppelte überlegen geweſen, ohne die Hülfe, die er von den aufrühreriſchen Böhmen zu erwarten hatte. Auch hatte der Kurfürſt die Abſicht gehabt, ſelbſt mit einer Truppenabtheilung nach Magdeburg zu

gehen, einen ſeiner Söhne nach Gotha, einen andern nach Wittenberg, einen Heerführer nach Heldrungen und einen nach Sonnenwalde zu ſenden, und ſo die kaiſerliche Armee einzuſchließen und ihr den Proviant abzuſchneiden. Wäre dieſer Plan ausgeführt worden, ſo hätte der Kaiſer ſich entweder unter den ungünſtigſten Umſtänden durchſchlagen müſſen, oder im Fall ihm dieſe ſchwierige Sache nicht gelungen wäre, würde ſein Heer durch den Mangel aufgerieben und er in die Gewalt ſeines Feindes gerathen ſeyn. Des Kaiſers entſchloſſener Angriff bei Mühlberg vereitelte die wohlberechneten Anſchläge des Kurfürſten.

Der Kaiſer benutzte, wie immer, ſeinen Sieg auf das Beſte und zog unverweilt nach Wittenberg, wo er den 3ten Mai ankam. Er fing ſogleich die Belagerung mit allem Ernſt an, wozu er von dem Herzog Moritz mit Geſchütz von Dresden aus, und mit Schanzgräbern unterſtützt wurde, von welchen letztern jedoch ſtatt der verſprochenen Anzahl von fünftauſend nur dreihundert geſtellt werden konnten.

Am 7ten Mai verurtheilte der Kaiſer den Kurfürſten Johann Friedrich als einen Aufrührer zum Tode. Er ließ das Urtheil ſchriftlich ausfertigen, und dem gefangenen Kurfürſten den

10ten Mai überreichen. Der Kurfürſt ſpielte gerade mit dem ebenfalls gefangenen Herzog Ernſt von Braunſchweig Schach, als er das Urtheil empfing. Er veränderte keine Miene dabei, ſondern ſagte: „Der Kaiſer beſteht auf meinen Tod, wenn ich Wittenberg nicht übergeben will; er wird durch meinen Tod keinen Nutzen haben; denn wenn ich nicht mehr bin, ſo leben doch noch meine Kinder, von denen jedes im Stande ſeyn wird mich zu erſetzen.“ Als er ſich auf dieſe Weiſe geäußert hatte, ſetzte er das Spiel ſo ruhig fort, als ob nur von einer unbedeutenden Sache die Rede geweſen wäre.

Als der Urtheilsſpruch des Kaiſers bekannt wurde, begaben ſich der Kurfürſt von Brandenburg und der Herzog von Cleve, der ein Schwager Johann Friedrichs und ein Schwiegerſohn des römiſchen Königes war, zum Kaiſer und baten um des gefangenen Kurfürſten Leben. Der Kaiſer gab ihrer Bitte Gehör, doch nur unter folgenden Bedingungen:

Erſtlich: Der Kurfürſt entſagte der Kurwürde und verpflichtete ſich den von dem Kaiſer mit dieſem Erzamt bekleideten, als rechtmäßigen Kurfürſten von Sachſen anzuerkennen. Zweitens ſollten die Feſtungen Wittenberg und Gotha dem Kaiſer übergeben werden. Der Beſatzung

wurde freier Abzug gestattet, doch das Geschütz, wovon eine ungeheure Menge vorhanden, die Munition und zwei Drittel alles Proviants sollte dem Kaiser gehören. Drittens der Markgraf Albert von Brandenburg und der Landgraf Christoph von Leuchtenberg, die bei Rochlitz gefangen worden waren, sollten nebst dem, was ihnen an Fahnen und Geschütz abgenommen, freigegeben werden, wogegen der Kaiser den bei Mühlberg gefangenen Herzog Ernst von Braunschweig ohne Lösegeld in Freiheit setzen wollte. Viertens mußte sich der Kurfürst verpflichten nie wider den Kaiser oder den römischen König die Waffen zu führen. Fünftens sollte alles, was dem Grafen von Solms und von Mannsfeld, dem Herzoge von Preußen und den geistlichen Stiftern abgenommen worden, zurückgegeben werden. Sechstens mußte der Kurfürst in die Befreiung der bei Bremen gefangenen Herzoge von Braunschweig Vater und Sohn willigen. Siebentens sich aller Ansprüche und Forderungen an Lübeck und Halle begeben. Achtens alle seine Lande an den Herzog Moritz von Sachsen überlassen, wogegen derselbe die von dem Kurfürsten wegen des schmalkaldischen Bundes gemachten hunderttausend Gulden Schulden übernehmen und demselben Gotha nebst soviel

Länder, daß er davon ein jährliches freies Einkommen von funfzigtausend Gulden zöge, belassen sollte. Neuntens mußte Gotha geschleift werden; auch machte sich der Kurfürst verbindlich, nie eine Festung in seinem Gebiet anzulegen und nie ohne des Kaisers Bewilligung ein Bündniß zu schließen. Zehntens sollte der Kurfürst dem Kaiser, oder dessen Sohne dem Prinzen Philipp von Spanien so lange, als es der Kaiser für gut finden würde, als Gefangener folgen.

Der Kurfürst unterwarf sich allen diesen Bedingungen, doch einer, die noch in der Capitulation gestanden hatte, nämlich die, daß er alles das annehmen wolle, was der Kaiser und das nächste zu haltende Konzilium in Religionssachen beschließen würde, versagte er so beharrlich, seine Zustimmung, daß der Kaiser selbst befahl sie wieder auszustreichen.

Um diese Uebereinkunft in Vollziehung zu setzen, ward mit der Besatzung von Wittenberg ein Waffenstillstand auf drei Tage geschlossen, und während dieser Zeit sollten der in Wittenberg befindliche Sohn des Kurfürsten Johann Ernst, der Bruder des Erstern, nebst den kurfürstlichen Räthen, die Kapitulation unterschreiben. Sie begaben sich ins Lager, konnten aber

nur nach langem Streben zur Unterschrift bewogen werden. Als sie zurück in die Festung kamen und den Hauptleuten der Besatzung die Bedingungen eröffneten, zu denen sie sich hatten verstehen müssen, da machten diese den Vorschlag, in der Nacht das kaiserliche Lager von der Seite anzufallen, wo der gefangene Kurfürst sich befände und ihren Herrn mit Gewalt zu befreien. Doch hinderte ihre Uneinigkeit die Ausführung dieses Planes, und sie bedangen sich nur die Auszahlung ihres rückständigen Soldes aus, der ihnen auch von Herzog Moritz, der gern recht bald in den Besitz der Kurlande kommen wollte, verabreicht wurde.

Die Gemahlin des Kurfürsten, Sybille, kam nun ins Lager und wollte, als sie dem Kaiser vorgestellt wurde, einen Fußfall thun. Allein er verhinderte solches und begegnete ihr mit der einer Königin gebührenden Achtung. Ihre Bitte um Befreiung ihres Gemahls und um Milderung der Bedingungen wegen des abzutretenden Landes erfüllte er zwar nicht, doch erlaubte er ihr den Kurfürsten zu sprechen.

Den folgenden Tag stattete der Kaiser der Kurfürstin einen Besuch in Wittenberg ab, wo er nebst seinem Gefolge zur Tafel behalten und mit solcher Pracht aufgenommen und bewirthet

wurde, daß er darüber verwundert ausrief: „bin ich hier, wo ich als Feind erscheine, so herrlich aufgenommen; wie würde ich empfangen worden seyn, wenn ich als Freund gekommen wäre.“

Da der Kurfürstin nur vier Tage Zeit zu ihrem Abzuge gelassen wurden, so erbat der Kurfürst von dem Kaiser die Erlaubniß sich nach Wittenberg zu begeben, um mit seiner Gemahlin das Nöthige wegen ihrer Abreise zu verabreden. Dieses wurde ihm gestattet und ihm Alphons de Vives mit zweihundert Spaniern zur Bedeckung mitgegeben. Als er seine Sachen geordnet und sich mit seinen treuen Wittenbergern gesetzt hatte, zog er zurück ins kaiserliche Lager, seine Gemahlin aber mit ihren Kindern nach Gotha; letztere nicht ohne viele Thränen, daß sie ein Land verlassen mußten, welches ihre Väter achthundert Jahr lang besessen hatten. — Der Kurfürst schenkte dem de Vives dreihundert Goldthaler, dem Hauptmann der Spanier aber, die ihn begleitet hatten, vier auserlesene schöne weiße Pferde. Die Großmuth und Freigebigkeit dieses Fürsten, worin er sich auch bei allen Widerwärtigkeiten immer gleich blieb, erwarben nicht nur bei seinen Freunden, sondern auch bei seinen Feinden Achtung und Liebe.

Als nach erfolgtem Abzuge des kaiserlichen

Heeres der Herzog Moritz Wittenberg mit seinem Kriegsvolk besetzte und seinen Einzug daselbst hielt, erblickte er auf den Gesichtern der Bürger nur Thränen und Trauer, daher er mit zornigem Muth auf das Schloß zog und keinen Menschen ansehen mochte.

Nachdem der Kurfürst von Sachsen dergestalt geschlagen und gefangen war, fing der Landgraf von Hessen an um sein Schicksal besorgt zu werden, denn er war nun der Einzige, der dem mächtigen Kaiser gegenüberstand und in keinem Falle stark genug, um durch Waffengewalt sich behaupten zu können. Deßhalb wandte er sich an den Herzog Moritz von Sachsen und an den Kurfürsten von Brandenburg und bat sie eine Aussöhnung zwischen ihm und dem Kaiser zu vermitteln, wozu er die Bedingungen vorschlug. Die beiden vermittelnden Fürsten wurden zwar von dem Kaiser angehört, allein er wies die ihm angetragenen Bedingungen zur Aussöhnung zurück. Der Landgraf entschloß sich nun härtere Bedingungs-Punkte anzubieten, allein der Kaiser ließ ihm antworten: er würde nicht mit ihm unterhandeln, er möchte thun was ihm gut dünke. In der Hoffnung einer Aussöhnung hatte sich der Landgraf auf die Reise zum Kaiser gemacht und war nur noch acht Meilen von dessen Lager

entfernt, als er diesen Bescheid erhielt. Er kehrte nun verdrießlich über die Beharrlichkeit des Kaisers um, doch da die kaiserlichen Truppen sich in den Marsch setzten, um seine Lande zu überziehen, da auch der Kurfürst von Brandenburg und der Herzog Moritz ihn in ihren Briefen dringend baten, ja doch in alles einzuwilligen, damit ein neuer Krieg, der doch nur mit seinem Untergange enden könne, vermieden werde; und endlich beide Fürsten mit ihrem Worte bürgten, daß er, so er zum Kaiser käme, von diesem nicht in Haft gehalten werden solle; da erklärte er sich zur Annahme aller Forderungen des Kaisers bereit. Sie bestanden der Hauptsache nach in folgenden:

Der Landgraf sollte sich und seine Staaten dem Kaiser übergeben, und die Stände schwören lassen ihm nicht Folge zu leisten, wenn er etwas gegen den Vortheil des Reichsoberhauptes vornehmen würde. Ferner wäre der Landgraf gehalten, all' sein Geschütz — an zweihundert Stück — und sämmtliche Munition auszuliefern, hundertfunfzig tausend Goldgulden zu zahlen, den Herzog Heinrich von Braunschweig, den er seit dem Jahr 1545 gefangen hielt, seiner Haft zu entledigen und demselben die von ihm eroberten Länder zurückzugeben. Dagegen wollte der

Kaiser dem Landgrafen jede Leibesstrafe erlassen, ihn von der Acht, in die er verfallen war, lossprechen, auch sollte er nicht ewige (einige) Gefängnißstrafe zu besorgen haben.

Der Kaiser, von der Unterwerfung des Landgrafen benachrichtigt, gab dem römischen König einige Schaaren von seinem Kriegsvolk nach Böhmen mit, einen andern Theil entließ er wohlbelohnt und mit dem Ueberrest zog er nach Halle, um daselbst die Ankunft des Landgrafen zu erwarten. Hier entstand ein Zwist zwischen den deutschen und den spanischen Truppen, der dadurch veranlaßt wurde, daß erstere bei Austheilung der Lebensmittel sich gegen letztere zurückgesetzt glaubten. Die Spanier wurden von den Italiern unterstützt und es kam zu blutigen Auftritten, denen der Kaiser nur mit vieler Mühe ein Ende machen konnte.

Der Landgraf kam nach Halle mit einem Gefolge von hundert Reutern. Den Tag nach seiner Ankunft wurde er bei dem Kaiser vorgelassen, der ihn von vielen Fürsten und Herren umgeben in kaiserlicher Pracht erwartete. Der Landgraf entblößte sein Haupt und fiel vor dem Kaiser auf die Kniee; indeß sein Gefangener, der Herzog Heinrich von Braunschweig, den er in Folge der eingegangenen Forderungen des Kai-

sers hatte frei lassen müssen, neben ihm stand. Der Kanzler des Landgrafen, gleichfalls knieend, bat den Kaiser im Namen seines Herrn um Begnadigung und Lösung von der Acht, und gelobte Gehorsam. Der Kaiser ließ durch einen Doctor der Rechte antworten, der in seinem Namen erklärte: Obgleich der Landgraf wegen Beleidigung kaiserlicher Majestät, wie er selbst eingestanden, die härteste Strafe verwirkt habe, so wollten Sr. kaiserliche Majestät doch aus angebornen Milde, so wie in Betracht seiner gegenwärtigen Demüthigung und der Fürbitten der Fürsten, ihn von der Acht lossprechen, auch, wiewohl er solches mit seiner Rebellion verdienet habe, nicht seiner Länder berauben, noch mit einigem Gefängniß bestrafen. Als diese Antwort beendet war, hieß der Kaiser dem Landgrafen nicht aufstehen, auch reichte er ihm nicht, wie in dergleichen Fällen üblich, die Hand, daher dieser ungeheißen aufstand.

Der Herzog von Alba hat nun den Landgrafen nebst dem Kurfürsten von Brandenburg und dem Herzog Moritz zum Abendessen und führte sie mit sich in seine Wohnung. Nach dem Abendessen wurde den beiden Fürsten von Brandenburg und von Sachsen heimlich angezeigt, daß der Landgraf als Gefangener zurückbleiben

müßte. Sie machten dieſes nicht ohne große Verlegenheit dem Landgrafen bekannt, da ſie demſelben auf ihr Fürſtenwort einen freien Abzug zugeſichert hatten, und verſprachen ſich ſogleich bei dem Kaiſer für ſeine Freiheit zu verwenden. Aber ſo dringend ſie auch auf die Löſung ihres Wortes beſtanden, ſo wenig konnten ſie ausrichten, und ihnen ſowohl, als dem Landgrafen, der ſich auf den erhaltenen Geleitsbrief berief, wurde zur Antwort gegeben: daß der Kaiſer in ſeiner ſchriftlichen Zuſage nicht: einiges Gefängniß, ſondern: ewiges Gefängniß haben ſchreiben laſſen, welches ſie falſch geleſen hätten. Der Landgraf betrug ſich anfangs ſehr ungeduldig und konnte nur durch die Zuſage Herzogs Moritz und des Kurfürſten von Brandenburg beruhigt werden, daß ſie den Kaiſer nicht eher verlaſſen wollten, bis er in Freiheit geſetzt ſey.

Zwiſchen den beiden Gefangenen, dem Kurfürſten Johann Friedrich von Sachſen und dem Landgrafen Philipp von Heſſen, bemerkte man einen großen Unterſchied in Hinſicht ihres Benehmens und ihres Charakters. Der Erſtere war ein tapferer, anſehnlicher, vorſichtiger und milder Mann, der ſich mit der größten Sittſamkeit betrug. Er wurde deßhalb durch ganz Deutſch-

land in hohen Ehren gehalten. Der Andere war unruhig, ungeduldig, leichtfertig und beſaß nicht ein ſolches Vertrauen, wie der Kurfürſt. Obgleich er der oberſte Heerführer des Bundes war, ſo ſtand doch Johann Friedrich in größerem Anſehen wie er.

Da nun alſo die Feinde des Kaiſers alle gedemüthigt und unterworfen, auch ſämmtliche Bedingungen, die er ihnen vorgeſchrieben hatte, erfüllt waren, zog der Kaiſer durch Thüringen nach Bamberg, um in der Nähe von Böhmen zu ſeyn, im Fall der König Ferdinand ſeiner Hülfe gegen die aufrühreriſchen Landſtände bedürfen ſollte. Auf dieſem Marſche hatten wir Gelegenheit zu bemerken, mit welcher Umſicht die Engpäſſe und die Gebirge von Thüringen benutzt worden waren, um uns, im Fall wir geſchlagen worden wären, den Rückzug abzuſchneiden. Die Anſtalten waren ſo gut getroffen, daß nach einer von uns verlornen Schlacht ein Entkommen ganz unmöglich war.

Kaiſer Maximilian I.

Rede auf dem Reichstage zu Augsburg (1518) wegen des Türkenkrieges.

(Die nachſtehende Rede K. Maximilian I., für deren Aechtheit der Name des berühmten erſten Mittheilers derſelben, Philipp Melanthons, bürgt, iſt ein ſchätzbarer Beitrag zur Geſchichte jener Zeit, denn ſie wirft ein großes Licht auf manche der damaligen politiſchen Verhältniſſe Deutſchlands und zum Theil Europas, die um ſo mehr für genau und richtig gehalten werden darf, da ſie aus dem Munde des Fürſten kommt, auf deſſen Thron, als des vornehmſten unſeres Welttheils, ſich alle Intereſſen der chriſtlichen Staaten begegneten, und der als der Mittelpunkt aller politiſchen Angelegenheiten Europas betrachtet werden kann. Wenn der Hauptgegenſtand der Rede zwar nur der Türkenkrieg iſt, ſo

berührt der hohe Redner doch auch sehr viele andere wichtige öffentliche Verhältnisse und enthüllt auf eine überraschende Weise so manche Bewegungsgründe seines Handelns und so manche seiner Pläne, wodurch der aufmerksame Leser hinreichend für einige überflüßige Worte entschädigt werden wird, die er als eine von dem Kaiser an die Reichs-Stände gespendete Captatio benevolentae, die hier nicht übergangen werden konnten, mitzulesen gezwungen ist.)

„Daß Ihr auf diesem Reichstage so zahlreich Euch eingefunden habet — welches nicht nur mir erfreulich, sondern auch gemeinem Reich hoch nöthig und zuträglich ist — dadurch gebt Ihr zu erkennen, wie Ihr wegen der Angelegenheit gesinnet seyd, um deren Willen Ihr anher berufen worden. Denn weil Ihr so bereitwillig erschienen seyd, nachdem Euch in gemeinem Ausschreiben gemeldet worden, daß wegen des Krieges wider die Türken verhandelt werden soll, so ist daraus zu entnehmen, daß Ihr als weise Fürsten dessen eingedenk seyd, was die ganze Welt, besonders aber die ganze Christenheit und der Ruhm und die Hoheit des Reichs von Euch fordert, und daß Ihr auch als löbliche Helden also männlich gesinnt seyd und Lust und Liebe traget zu diesem Kriege, der mehr rechtmäßige

Urſachen hat und rühmlicher iſt, als es je ein Krieg geweſen iſt.

Wiewohl aber dieſes ein großer und ſchwerer Krieg ſeyn wird, wie jeder Vernünftige bekennen muß, ſo bedarf es dennoch einer Berathſchlagung nicht, ob dieſer Krieg anzufangen ſey. Denn wenn auch die Erbfeinde des chriſtlichen Namens, die Türken, den Krieg wider uns nicht anfingen und wenn ſie auch in den benachbarten Ländern und gleichſam vor unſern Augen nicht einen ſolchen Schaden thäten, ſo erfordert doch die höchſte Nothdurft das menſchliche Geſchlecht von dieſem grauſamen und gottloſen Volk zu erretten und ſo viele Nationen und Völker, die von den Türken unterdrücket worden, von der allerjämmerlichſten Dienſtbarkeit zu befreien. Es iſt alſo, da die Türken ſo großes Geld und Gut und eine ſo gewaltige Macht erlangt haben, wir dagegen unſer Kriegsvolk in weit entlegene Lande bringen und den Krieg vielleicht lange Zeit hindurch und an mehreren Orten zugleich werden führen müſſen, hier nur zu überlegen:

1) Wieviel Kriegsvolk man dazu bedürfe;

2) ob die deutſche Nation allein ein ſo großes Heer aufbringen, alle Kriegskoſten tragen, die ganze Kriegesrüſtung, Pferde, Beſoldung und Proviant verſchaffen könne?

3) Was für Könige und Völker zu diesem Kriege aufzubringen seyn mögen?

4) Ob auch in Europa ein allgemeiner Friede dermaßen bestehe, daß nicht untreue Leute mich oder Euch von dem angefangenen Kriege wiederum abzulassen dringen möchten, als die da, wie vormals oft geschehen, die Gelegenheit wahrnehmen würden, in unserer Abwesenheit in unsere Länder einzufallen, oder mit den Feinden verrätherische Bündnisse zu errichten, weil sie uns nichts gönnen möchten die Gränzen des Reiches weiter auszubreiten.

Ohne Zweifel verlangen alle vernünftigen Leute von mir, daß ich in diesen Angelegenheiten die nöthigen Vorschläge machen soll. Denn weil mich Gott zur Kaiserlichen Würde berufen hat, so ist es nicht nur meine Pflicht mich an die Spitze der Schlachtordnung zu stellen, sondern auch in dieser gemeinsamen Berathung den Anfang damit zu machen, über dergleichen Dinge nachzudenken.

Und wenn ich nicht schon längst an diese große Angelegenheit gedacht hätte, da ich mich doch in so manchen Kriegen habe versuchen müssen, so würde billig Jedermann berechtigt seyn, mich deßhalb zur Rede zu stellen. Aber glaubet mir, von der Zeit an, nachdem ich nach des

Königes von Ungarn Mathias Hunniades Tode Oeſtreich wiederum erhalten und das große türkiſche Heer aus Croatien verjaget, habe ich keinen höhern Wunſch gehegt, den förderſamſt der Türken Länder zu bekriegen; auch in der Folge habe ich niemals unterlaſſen dieſes Krieges zu gedenken. Auch wäre wohl früher eine günſtige Gelegenheit dazu geweſen; denn nach Mahomet des Andern Tode entſtanden zwiſchen deſſen Söhnen innerliche Kriege, auch hatten die von den Türken eroberten äußeren Provinzen nur eine ſchwache Beſatzung. Damit ich nun dem zuvorkommen möchte, daß nicht einheimiſche Kriege in Deutſchland an dem Zuge nach der Türkei uns verhinderten, habe ich damals mit eurer Bewilligung auf einem Reichstage den Befehl ausgehen laſſen, auf zehen Jahr im Reiche einen allgemeinen Frieden zu erhalten. Aber indem ich damit umgegangen bin, ſolches ins Werk zu richten: wie mancherlei Unruhen haben ſich unerwartet wider mich erhoben! Denn nicht allein haben die Franzoſen es verſucht durch angeſtifteten Aufruhr mich um die Niederlande zu bringen, ſondern ſie haben ſogar verrätheriſcher Weiſe, durch heimliche Praktiken mir nach Leib und Leben geſtanden. Bald darauf iſt Italien, worin durch meinen Vater die Ruhe

hergestellt, wiederum durch die französischen Kriege beunruhigt worden, da kaum ein Jahr nach meines Vaters Tode König Karl VIII. aus Frankreich mit vielem Kriegsvolk in Italien eingefallen ist und es an vielen Orten verwüstet hat. Nicht allein, daß er es wagte Neapel zu erobern, sondern er hat auch Mailand mit Krieg angegriffen, woraus denn wohl zu entnehmen war, daß er nach der Herrschaft von ganz Italien strebte, weßhalb ich denn zum Schutz der Mailander gegen die Franzosen nicht nur Kriegsvolk hinsenden, sondern auch selbst einen Zug nach Italien thun mußte. Beinahe um dieselbe Zeit fingen auch die Empörungen in Ungarn an. In der Folge war ich bemühet die Kriege, so allenthalben in Deutschland und Wälschland ausbrachen zu dämpfen, wie solches die höchste Noth erforderte; weßhalb ich aber wider meinen Willen die Berathung wegen des Krieges gegen die Türken bis jetzt habe einstellen müssen. Aber dem Anschein der Sachen nach, ist solche Verzögerung durch eine besondere Vorsehung Gottes erfolgt, da sowohl die Zeit als die bisher vorgefallenen Kriege dazu beitragen, den Krieg gegen die Türken mit Bequemlichkeit vorzunehmen. Denn diejenigen vor deren Macht wir in unserer Abwesenheit Besorgnisse hätten hegen müssen,

ſind mehrentheils im Kriege bezwungen; Spanien und Neapel beherrſcht Karl meines Sohnes Sohn, Burgundien iſt nunmehr ruhig und wie ich hoffe wird Frankreich, ſchon durch Bündniſſe mit uns verwandt, ſich mit uns in den Türkenkrieg begeben. Deßhalb dürfen wir uns um ſo weniger eines innerlichen Krieges in Europa befahren. Und dieſes iſt wohl die Hauptſache bei dieſer Angelegenheit; denn was ferner anzuordnen iſt, gelingt um ſo leichter, wenn man nur auf den Frieden in Europa bauen darf. Um dieſen Frieden habe ich mich über zwanzig Jahre hindurch bemühet, und dieſer Friede war das einzige Ziel meiner Kriege, die ich nicht geführt habe meine Macht zu vermehren, ſondern allein die Ruhe in Europa herzuſtellen, damit wir einen furchtbaren Kriegeszug gegen die Türken unternehmen könnten. Um dieſer einzigen Urſache willen habe ich nach erhaltenen Siegen in vielen Dingen denen nachgeſehen, die ich im Kriege überwunden hatte; denn ich wollte, daß ſie durch meine Milde und Güte deſto mehr bewogen werden ſollten Frieden zu halten.

Dieſes habe ich zum Eingange etwas weitläufiger gedenken wollen, damit Jedermann einſehe, wohin mein Sinn allezeit geſtanden und welches mein ernſter Wille und Vorſatz geweſen;

auch männiglich wisse, daß ich weder zuvor aus irgend einem ungerechten Zorn und Rachgier, oder aus unziemlicher Habsucht Kriege geführet, noch auch jetzund diesen türkischen Krieg aus einer andern Absicht zu führen willens bin, als weil ich dafür achte, daß derselbe ein christlicher und nothwendiger Krieg sey. Ich konnte mich nicht entbrechen solches mit einigen Worten zu erwähnen und komme nun auf die vorligende Berathschlagung: woher man Kriegesvolk und Proviant nehmen und auf welche Weise man den Krieg am zweckdienlichsten führen möge? Dieses alles wird, nachdem im Reiche Friede gemacht worden, Euch nicht schwer werden zu entscheiden da Ihr in Kriegeshändeln geübt seyd und gute Kunde habt, wie es mit Deutschland stehe, auch wisset, daß uns unser Land und Leute und die Kaiserliche Hoheit darum übertragen sind, damit wir unser Leben und alles was wir an Gütern vermögen, zum Schutz und allgemeinen Frommen der ganzen Christenheit anwenden sollen.

Und ich halte dafür, es sey unter Euch Keiner, der nicht der Meinung wäre, daß der Krieg gegen die Türken höchst nothwendig sey, oder der da andere Gedanken haben könne, als daß es dem deutschen Reich mehr denn allen

andern Königreichen und Nationen gebühren wolle, wider die Türken Krieg zu führen. Denn, so die Türken sich auch jetzt an ihren Gränzen begnügen ließen, in ihren Kriegsunternehmungen nicht fortführen und uns mit keiner Gefahr bedrohten, doch aber Gott der Herr uns die Christenheit zu schützen befohlen hat, so sollten wir dennoch den Krieg wider die Türken anfangen, damit wir Griechenland und die nächstgelegenen Länder von der grausamen Dienstbarkeit errretten möchten. Denn so Jemand glaubet es sey eine geringe Sache, dem Türken unterworfen und dienstbar zu seyn, der irret gar sehr, indem es augenscheinlich ist, daß es nicht um die bloße Herrschaft zu thun ist, sondern um Religion, um Zucht, Ehre und Wohlfahrt unserer Weiber und Kinder. Besonders aber siehet man die Türken wider die edlen Geschlechter ganz vorzüglich wüthen; man läßt denen, die von ihnen überwunden worden, nicht allein keine Güter und Einkünfte mehr, sondern man verstattet auch, daß jeder Kriegsknecht und Troßbube die edlen und erbaren Matronen, Jungfrauen und Kinder schänden und höhnen möge. Und wer kann genugsam beklagen, daß alles Vornehmen der Türken dahin gerichtet sey, wie sie die christliche Religion von Grund aus vertilgen mögen.

Dieſes ſind die hochwichtigen und allerdings genugſam rechtmäßigen Urſachen, welche ſtreitbare Helden zum Kriege bewegen ſollen, um Gottes Ehre und ſo vieler Völker Heil und Wohlfahrt zu retten.

Mir gehet es überaus zu Herzen, ſo oft ich daran denke, wie das arme Griechenland (welches aller guten Künſte eine Mutter iſt, und wegen guter Diſciplin und Zucht und an Tugend ſtets berühmt und eine lange Zeit der herrlichſte und ſchönſte Theil der chriſtlichen Kirche geweſen iſt) ſogar mit ſchwerer Dienſtbarkeit jetzunder und darinnen den allerſcheußlichſten Jammer, davon ſchrecklich iſt zu hören und zu reden, die armen Leute erdulden müſſen, darinnen auch die chriſtliche Religion vertilget und ſo eine große Menge Menſchen von dem rechten Gott abgeführet und ins ewige Verderben geſtürzet wird. Solches thut mir aber darum um deſto mehe wehe, da die vergangenen Geſchichten ein Zeugniß geben, daß Griechenland nicht freiwillig, noch ohne langwierigen Widerſtand unter dieſes Joch kommen ſey. Denn Griechenland hat ſich viele Jahre hindurch männlich den Türken widerſetzt, iſt aber zuletzt unterdrückt und überwunden worden, nicht ſowohl durch der Türken Mannheit, als daß es eine ſolche Menge der

Feinde, und einen so langwierigen Krieg für sich allein in die Länge nicht hat ertragen noch ferner aufhalten können. So sagt man, daß noch heutigen Tages also sinnreiche Köpfe und tapfere Kriegsleute in Griechenland sind, daß die Türken selbst aus keinem Volk mehr streitbare Helden haben können, als von den Griechen, welche, ob sie wohl die türkische Religion und Zeremonien annehmen müssen, doch in Betracht dessen, daß ihre Vorfahren vor wenig Jahren mit diesen Landen verwandt gewesen, wider ihren Willen und sehr ungern, wie man allgemein versichert, gegen unsere Lande Krieg führen. Diese Nation, die eine so schöne Zierde des christlichen Namens und auch mit unsern Vorfahren dem Geblüt nach und durch andere vielfältige Freundschaften und Bündnisse verwandt gewesen ist, gebühret uns allerdings zu retten und ihrer gräulichen Dienstbarkeit zu erledigen; auch schon aus der Ursache, weil durch sie doch das grausame barbarische Volk mehrere hundert Jahr hindurch zurück getrieben und von unserm Land und Leuten abgehalten worden ist. Denn nichts kann löblicher seyn, als denen die uns Gutes erwiesen haben, wiederum zu helfen, wenn sie ins Unglück gerathen, damit also die empfangene Wohlthaten mit gebührendem Dank erstattet werden.

Doch was bedarf es dieser Erzählungen? Da die Türken von einer solchen Herrschbegierde, oder vielmehr von solchem Blutdurst und solcher grausamen Wuth besessen sind, so dürfen wir nicht berathschlagen, ob wir wider sie einen Krieg anfangen wollen, sondern müssen vielmehr darauf bedacht seyn, wie wir uns ihrer erwehren, was noch von der christlichen Religion übrig ist beschützen, die Hoheit des römischen Reichs erhalten und unser eigene Weiber und Kinder retten mögen. Denn wo wir nicht dem Unglück begegnen werden, würdet Ihr in kurzer Zeit erfahren, wie unsere nächsten Nachbaren vollends bezwungen und bald darauf mitten in Deutschland die Städte verwüstet, die Kirchen verbrennet, Weib und Kind geschändet, die kleinen Kindlein von der Mütter Brüste hinweg gerissen und umgebracht und die schwangern Weiber mit Säbeln von einander gehauen werden. Denn die unsinnige Religion, welche die Türken einmal angenommen haben, läßt sie nimmer ruhn noch feiern, sondern dringt und zwingt sie, ihre Herrschaft je länger je weiter auszubreiten: und weil ihnen nun über zwei hundert Jahr her alles glücklich von Statten gegangen, so sind sie so muthig, daß sie nicht Friede halten und ohne Krieg seyn können.

Denn da sie des Herrschens so begierig waren, und so kühn wagen durften, zu der Zeit als ihre Macht noch so geringe war und sie nicht mehr besaßen, als was sie an dem Strande des großen Meeres erobert hatten; wenn damals weder das Meer, noch die großen Gebirge, noch die Hoheit des griechischen Kaiserthums sie, der Niederlagen ungeachtet, die sie bisweilen erlitten haben, hat abhalten können in Asien und Europa einzufallen, wie sollten sie es denn nicht jetzt thun, nachdem sie eine so große Gewalt und eine so weite Herrschaft erlangt haben? Meinet Ihr nicht, daß sie vielmehr zu dieser Zeit darnach streben werden, den Ruhm zu erlangen, die weitste Herrschaft zu besitzen und die größten Herren auf Erden zu seyn? Wahrlich wo es Menschen giebt, die mit den Waffen umzugehen wissen, denen ist nichts lieber, als daß sie einen Krieg über den andern führen und ihre Herrschaft immer weiter ausdehnen mögen, besonders wo das Glück eine Zeitlang auf ihrer Seite gewesen ist.

Nun könnte ich aber der Länge nach berichten, wie viel Nachtheile die Unsrigen von den Türken erlitten haben, von der ersten Niederlage an zu rechnen, wie Kaiser Sigismundus mit den Türken eine unglückliche Schlacht gehalten

hat, wogegen ihnen von uns noch kein sonderlich großer Schaden zugefüget ist, welcher Ursache wegen sie denn auch in so großem Glück nicht gefeiert haben, sondern, wie Ihr vor Augen sehet, uns immer näher und näher gekommen sind. Hat nicht, daß ich der Geschichten früherer türkischen Kaiser nicht erwähne, Mahomet (der als ich noch ein kleiner Knabe war, tyrannisirte) in schneller Eil und gar kurzer Zeit, wie ein daher stürmendes grausames Wetter, einen großen Theil von Europa durchzogen? Denn obwohl er in Ungarn eine Niederlage erlitten, als Johann Hunniades sich männlich ihm entgegen setzte, so ist er doch nur wenig dadurch aufgehalten worden, und hat nicht eher geruhet, bis er nach einer langwierigen Belagerung Constantinopel mit Sturm erobert hat, wodurch der Griechische Kaiser Konstantinus, unser Verwandter, jämmerlich umgekommen ist und seine Kinder in schändlicher Unzucht gemißbraucht worden sind. Nach diesem, als er Thracen eingenommen, hat er Mysia, Servien und die Bulgarei auch fast ganz Illirien bezwungen, das Königreich Bosnien erobert und sich endlich auch an Griechenland gewagt. Dort hat er Corinth mit Sturm erobert, den Peloponnes seiner Herrschaft unterworfen und die Paleologen Demetrius

und Thomas aus dem Wege geräumt. Wiewohl er aber so viele Königreiche und Länder in Europa erobert hat, so genügte solches ihm doch nicht, sondern er trachtete je länger je mehr auf die Erweiterung seiner Herrschaft. Deßhalb ging er, als er in Europa seine Regierung befestigt hatte, wieder nach Asien über, eroberte die kaiserliche Hauptstadt Trapezunt und brachte den Kaiser daselbst um. Darauf nahm er Mytilene ein, und weil er nun klein Asien und alles, was am Pontus, oder dem großen Meere gelegen, unter seine Botmäßigkeit gebracht hatte, da versetzte er den Krieg nach Syrien und Egypten. Als aber der Sultan von Mahomet überwunden worden und ihn um Friede gebeten hat und es ihn bedünkte, er könnte sich einen größern Kriegsruhm in Europa erwerben, da schloß er mit dem Ueberwundenen ein Bündniß, kam wieder nach Europa herüber und zog mit einer wohlgerüsteten Kriegesflotte gegen Italien. Er belagerte Otranto und setzte Italien in ein solches Schrecken, daß der Papst im Begriff war aus Rom zu fliehen. Damals wurden ohnedies Italien und Frankreich durch innerliche Kriege zerrüttet; den Völkern aber war mehr noch als der Türken Macht, Mahomets, des Feldherrn Glück, Kriegeserfahrung und Gewandtheit ein

Schrecken, denn ich erinnre mich noch aus meiner Kindheit, daß dieser Mahomet mit dem großen Alexander verglichen wurde, und daß man von ihm sagte, was er auch angriffe, das könnte in die Länge wider ihn sich nicht halten.

Indem aber die Unsrigen in so großen Schrecken versetzt worden sind, hatte Gott seine Kirche gnädig angesehen und diesen Tyrannen, der bereits den Fuß in Italien gesetzt, mit seiner Hand zurückgehalten und ihn hinweg geräumt, damit er nicht den christlichen Namen und unsere Kirche und Altar und die ganze Religion vertilget. Mit dieser hohen Wohlthat hat Gott der Herr bezeugen wollen, daß er väterliche Fürsorge für uns trage. Wenn wir aber solche Wohlthat Gottes recht erkennen wollen, sollen wir auch gedenken, daß wir eben darum von Gott geschützt und erhalten worden sind, nicht daß wir läßig zusehen sollen, wie die Türken in der Kirche Gottes so grausam wüthen, sondern daß wir mit ernster Fürsorge, der Kirche uns annehmen, dieselbe sich schützen und retten sollen, daneben aber daran glauben, daß Gott zu solchem christlichen Werk und Vornehmen auch ferner bei uns seyn und uns seine Hülfe erzeigen würde. Und was können wir, als denen die weltliche Regierung der Christenheit übertra-

gen ist, für einen andern Gottesdienst unserm Herrn Gott leisten, denn daß wir eben hierin unsere Dankbarkeit gegen Gott beweisen.

Ohne Zweifel ist auch dieses eine große Wohlthat unsers Herrn Gottes gewesen, daß Mahomet der türkische Tyrann, da er im vollen Siege einher gezogen ist, dennoch von den streitbaren Helden Johann Hunniad und Georg Skanderbeio und König Mathias von Ungarn einiger maßen zu Paaren getrieben und zurück gehalten worden ist. Ich erwähne dieser Begebenheiten sehr gern darum, damit Ihr bedenket, Gott der Herr habe noch eine Fürsorge für seine arme Kirche; und an und für sich ist es billig, daß man dieser tapfern Kriegeshelden rühmlich gedenke und ihnen das gebührende Lob ertheile. Sie hat Gott gleich einer Mauer dem Tyrannen Mahomet, als er in diese Gegend eingefallen, entgegen gestellt, damit er nicht in einer überraschenden Eil ganz Europa überwältiget hat. Denn als Mahomet zuerst nach Ungarn gekommen ist, hat ihn Johann Hunniades in einer rühmlichen Feldschlacht überwunden. Nach diesem ist er viele Jahre lang in Mazedonien aufgehalten, da Skanderbeius, so lange er lebte den Bluthund zurück getrieben und mit großem Glück und Mannheit sein Erbland vertheidigt

hat; nach seinem Tode aber ist Mazedonien ohne langen Krieg gar leicht eine Beute Mahomets geworden. König Mathias hat ihn durch etliche Schlachten vom Ungarnlande abgehalten, auch die Festung Jassy, nachdem er ein großes türkisches Heer erlegt, ihm entrissen. Nachdem Mahomet mit Tode abgegangen, haben wir wiederum ein wenig Ruhe gehabt; denn bald nach seinem Ableben geschahe es, daß seine Söhne unter einander in Zwistigkeiten gerathen sind. Als aber diese innerlichen Kriege gestillet worden, haben die Türken aufs neue wider uns gestrieget. Bajazet hat Methona den Venedigern, nicht ohne großen Kampf, mit Gewalt genommen.

Was soll ich aber von dem jetzigen türkischen Tyrannen Selim sagen? Sehet ihr nicht, wie er, nachdem er Syrien und Egypten sich unterworfen, nunmehr mit großer Kühnheit Ungarn angreift? Werden wir ihn nicht von Ungarn abtreiben, so werden die Türken in der Folge gar leicht, wenn sie eine günstige Gelegenheit ersehen, in Deutschland einfallen, so oft sie nur selber wollen. Ihr dürft mir glauben, die Türken führen ihre Kriege nicht allein mit großem Nachdruck, sondern auch mit vieler List und nehmen stets die Gelegenheit wahr, daß

wenn sie einmal eine Festung, von wo aus sie den Krieg führen können, erobert haben, sie allmählig immer weiter in die umliegenden Landschaften dringen. Auch ist dieses den Türken eigen, daß sie ein Unternehmen, das sie einmal begonnen haben, nicht leicht aufgeben; auch sind sie so vorsichtig, daß sie einen eroberten Ort stets zuvor wohl befestigen, ehe sie den Krieg fortsetzen. Und haben sie auch Deutschland noch nicht angegriffen, obwohl sie oft genug in Kärnten eingefallen sind, so werden sie doch, sobald sie des Ungerlandes mächtig werden sollten, auf jede Gelegenheit merken, daß sie uns, wenn wir am wenigsten gerüstet oder durch innerliche Zwistigkeiten getrennet sind, überfallen und überwältigen. Denn da sie sich weder der Arbeit noch der Gefahr haben verdrießen lassen, damit sie die Bulgaren und Walachen sich unterwarfen, wie viel mehr werden sie sich um Deutschland und Welschland bemühen, als die vornehmsten und größten Länder der Christenheit. Wenn sie, wovor Gott gnädiglich seyn wolle, Deutschland und Welschland unter sich gebracht hätten, so würden sie nicht nur den alten Römern an Macht und Umfang des Gebiets gleichen wollen, sondern sie würden es auch unternehmen, die ganze christliche Religion zu vertilgen, weil ihre Macht

denn so groß wäre, daß die übrigen Völker sich ohne Widerstand ergeben müßten.

Ihr aber, die Ihr jetzt Krieg führet, damit der Name Christi nicht vertilget, und daß die wahre Religion und Eure Freiheit geschützt werde, würdet sodann wider den Herrn Christum die abscheuliche Gotteslästerung zu unterstützen, Euch in den Krieg begeben, dem türkischen Tyrannen dienen und von einem jeden scythischen barbarischen Kriegs-Obersten Schläge empfangen und dulden müssen. Ach wie grausam würden sie, wenn sie Eure Herren seyn sollten, mit Euern Weibern und Kindern umgehen? Man darf vor züchtigen Ohren die Schande und Unzucht nicht aussprechen, die sie nicht nur mit den Gefangenen, sondern selbst mit ihren eignen Leuten treiben. Ich will nur ein Beispiel erzählen. Bei der Einnahme von Constantinopel wurde dem Kaiser Constantin der Kopf abgehauen, den der türkische Tyrann Mahomet auf einen Spieß stecken und in der Stadt zum Spott umher tragen ließ. Des Kaisers Gemahlin und Töchter aber hat er nicht in Ehren gehalten, wie man vom großen Alexander schreibet, daß er des König Darius Mutter und Gemahlin, da sie seine Gefangene waren, mit Achtung begegnet sey, sondern er hat sie zu seinen

Banquetten bringen lassen und seinen Janitscharen übergeben, Unzucht und Muthwillen mit ihnen zu treiben. Es ist aber leider nur allzuglaublich, daß ein gleicher Muthwille auch in andern Ländern gegen die armen Gefangnen von ihnen ausgeübet werde. Nun halte ich aber dafür, daß kein männlicher Blutstropfe in einem solchen seyn müßte, der durch dergleichen Beispiele nicht zu dem Wunsche entflammt werden sollte, daß gegen solche Feinde recht bald die Heertrommete geblasen werden möchte.

Weil also uns die höchste Noth dazu treibt, daß wir die wahre Religion, unsere Freiheit, unser Weib und Kind, die Ordnung guter Gesetze und die allgemeine Zucht und Disciplin retten und behalten mögen, so ermahne ich Euch sammt und sonders, daß Ihr diesen rechtmäßigen Krieg Euch angelegen seyn lasset, und ihn mit einander zu Stande bringen wollt. Denkt wie unsere Vorfahren so stattliche Dinge vollbracht, und wie sie der Mahomedanischen Verwüstung in Asien Einhalt gethan haben. Solches zu erlangen haben sie sich nicht gescheuet diesen grimmen Feind an fernen Orten aufzusuchen; jetzt aber haben dagegen die Türken so mächtige, uns nahe gelegene, Königreiche erobert und dringen je länger je mehr nach dieser

Gegend ein, da es ihnen mit den Kriegen, die sie unternommen haben, nicht sowohl um Ungarn, als um Deutschland selbst zu thun ist. Zwar ist durch der Ungarn Mannheit dieses barbarische Volk viele Jahre hindurch von unserem Halse, Ehre und Gütern abgefochten worden; aber eben deßhalb sind wir der so hoch um uns verdienten Nation wiederum Schutz und Rettung schuldig. Und weil so viele tapfere Leute, um die allgemeine Freiheit der Christenheit zu schützen, gefallen sind, so zeuget ihr Blut gegen uns, daß wir ihrem Vaterlande aus gebührender Dankbarkeit Schutz und Rettung schuldig sind. Doch im Grunde stehet uns nicht weniger Gefahr bevor, wie dem Ungarlande.

Als der zweite Hauptpunkt unserer Berathschlagung ist noch zu erwägen, mit wieviel Kriegsvolk man den Krieg anfangen, an welchem Orte man ihn führen, woher man Proviant nehmen und wie man es fortbringen soll. Doch hierüber ist es leicht sich zu vereinigen, wenn wir nur erst den ernsten Willen haben, diesen hochnothwendigen Krieg ins Werk zu stellen. Denn was die Seemacht anbelangt, so werden der Papst, der König von Spanien und die Venedier solche zu stellen sich angelegen seyn lassen, und damit die Städte an der Küste in Epirus

und dem Peloponnes angreifen. Unſer deutſches Kriegesvolk aber, mit dem Volk aus Frankreich und England wird zuerſt nach Ungarn geführt werden müſſen; denn darum eilen wir mit dem Kriege ſo, damit das Königreich Ungarn von der Türken Mord und Räuberei auf das eheſte gerettet und frei gemacht werden möge. Nachmals wird es aber am bequemſten und vortheilhafteſten ſeyn, daß man den Krieg in Illirien fortſetze.

Daneben will ich Euch aber hiemit ein Verzeichniß von dem zuſtellen, was ein jeder Fürſt des Reichs an Gelde, an Reiſigen und an Fußvolk zur allgemeinen Hülfe aufzubringen hat. Des Proviants wegen will ich es übernehmen es ſo einzurichten, daß derſelbe auf der Donau uns zugeführt werden ſoll. So Ihr nun, wie ich hoffe, einen ernſten Willen zu dieſem Kriege habet, ſo werdet Ihr Eure Berathungen in der Art anſtellen, daß Ihr Euch wegen des Verzeichniſſes von dem, was ein jeder leiſten ſoll, Euch mit einander vereiniget; denn deßhalb vorzüglich iſt dieſer Reichstag ausgeſchrieben worden. Und zwar werdet Ihr weder Unkoſten noch Mühe und Gefahr Euch zu ſchwer fallen laſſen, wofern Ihr nur bedenket, daß Ihr unſerm Herrn Gott dieſen Dienſt zu

leisten schuldig seyd, den Krieg wider die Türken mit allem Ernst zu beginnen. Der Herr Christus wird am Jüngsten Gericht Rechenschaft von uns fordern, so wir andere Nationen verlassen, und die Christenheit nicht schützen werden, weil Gott der Herr die Kaiserliche Hoheit des römischen Reichs uns übertragen hat.

Was die Feinde anbelangt, wider welche wir diesen Krieg führen werden, so habe ich dieselben nicht gering oder verächtlich machen wollen, und diejenigen irren gar sehr, die da meinen, daß die Türken läßig oder schwach in ihren Unternehmungen sind; denn die vielen stattlichen Siege, die sie errungen haben, beweisen genugsam, daß es ihnen nicht mangle weder an Kriegesrüstung, noch an Muth und Mannheit. Doch aber versehe ich mich dessen gänzlich und hoffe, es werde uns mit diesem Zuge wohl und glücklich gelingen; denn Gott der Herr giebt sein Gedeihen zu den Unternehmungen, die mit Gottesfurcht angefangen worden und eine rechtmäßige Ursache haben. So ist es auch ganz gewiß, daß er seiner Kirche sich annehmen und sie erhalten will. Er will uns aber erhalten, nicht daß wir müßig dabei seyn, sondern daß wir das Unsere auch dabei thun und ihn von Herzen um Hülfe und Beistand

bitten sollen. Deßhalb darf uns weder die große Menge der Feinde, noch die Macht und Gewalt derselben schrecken, sondern dieses soll unser Schild und unsere Waffe seyn, wovon der Psalm spricht: Jene verlassen sich auf Wagen und Roß, wir aber denken an den Namen unseres Gottes."

Die Rede des Kaisers verfehlte ihre Wirkung nicht, denn des Reiches Fürsten erklärten sich sämmtlich zum Türkenkriege bereit und machten auch wegen ihrer besondern Beiträge dazu keine Einwendungen; nur die Türkensteuer gab einige Anstände, die jedoch auch bald gehoben wurden. Man sahe das in Deutschland so seltene Schauspiel einer vollkommenen Einigkeit aller Reichsstände unter einander und mit dem Reichs-Oberhaupt; mit dem nächsten Lenze sollten die Rüstungen ihren Anfang nehmen und dem türkischen Halbmonde schien ein furchtbares Ungewitter zu drohen. Aber es kam nicht zum Ausbruch, denn am 12ten Januar des Jahres 1519 endete Kaiser Maximilian sein zwar thatenvolles, doch durch Mißlingen der Pläne besonders ausgezeichnetes Leben und sein Tod setzte den Rüstungen wider die Türken ein Ziel.

Attila, König der Hunnen.

(Nach Antonius Bonfinius.)

Im acht und zwanzigsten Jahre nach dem ersten Einzuge der Hunnen in Ungarn und nachdem bei der blutigen Eroberung dieses Landes die mehresten hunnischen Heerführer gefallen waren (430), fing dieses große und mächtige Volk, das Bedürfniß eines Oberhaupts zur Leitung des Gemeinwesens, zu fühlen an und dachte daran sich einen König zu erwählen. Als auf dem Wahltage sich die Stände versammelt hatten, fielen alle Stimmen auf Attila einen Sohn des Bendecucrig, der, weil er aus einem fürstlichen Stamme entsprossen und als ein weiser und tapfrer Mann bekannt war, einmüthig für den Würdigsten gehalten wurde das Hunnenvolk nach dem Tode seines Oheims des Königs Roas zu

regieren. Attila, der so kriegeslustig als ehrgeizig und herrschsüchtig war, nahm die ihm dargebotene Krone an und versicherte, daß die auf ihn gefallene Wahl sowohl ihm als den Hunnen ersprießlich werden sollte.

Attila war ein Mann von großem Scharfsinn und vielem Verstande, er besaß einen aufstrebenden Sinn, viele Großmuth, doch auch viele List, Verschlagenheit und Vorsicht, und in Kriegessachen war er sehr erfahren. Aber er war auch von einem unbändigen Stolze beseelt, zur Hinterlist und Betrug geneigt und seine Treulosigkeit übertraf die Untreue der Carthager. Was seinen Körper anbetraf, so rühmt man an diesem eine schöne Form. Er war nicht sehr groß, aber gedrungen, besaß eine große Leibesstärke und war zu Ertragung aller Beschwerden ungemein abgehärtet. Er hatte eine breite Brust, ein großes Haupt, aber kleine Augen und eine stumpfe Nase; sein Ansehen war furchtbar. Die schwarzen Haare waren stark mit grauen untermischt. Er trat stolz auf, die Augen rollten ihm im Kopfe und die Haltung seines Leibes deutete auf Uebermuth und Hofarth hin. Dennoch war ihm Güte und Milde nicht fremd und denen, die sich vor ihn demüthigten, ließ er gern Schutz und Gnade angedei-

hen. Seine Unkeuschheit war noch größer wie sein Ehrgeiz.

Attila glaubte im Besitz des Schwertes des Kriegesgotts zu seyn, und deßhalb hielt er sich von dem Verhängniß bestimmt, um über die Hunnen zu herrschen. Vielleicht war dieses ein bloßes Vorgeben von ihm, um sich des Gehorsams der unter seinem Zepter stehenden Völker desto mehr zu versichern; geglaubt wurde diese Sage aber von den Hunnen allgemein, die auf folgende Weise erzählt wird.

Ein Hirt bemerkte, daß sich ein Stück Vieh von seiner Herde am Fuße verwundet hatte und ging der Spur des Blutes nach, um die Ursache der Verwundung zu entdecken. Er fand die Spitze eines Schwertes aus der Erde hervorragen; dieses grub er aus und gab es dem Attila, der es für das Schwert des Kriegesgott Mars erkannte und es als sein Eigenthum bei den ander Heiligthümern des Volkes aufzuheben befahl. Bei einem so kriegerischen Volke mußte der Besitzer eines solchen Talismans in hohem Ansehen stehen, und wahrscheinlich hat Attila dieser Fabel seine Krone und den unbedingten Gehorsam, der ihm von seinem wilden Volke gezollt wurde, zu danken, da eine uralte Weissagung dem die Herrschaft über Scythien und

außerdem Sieg und Glück verhieß, der das Schwert des Mars besitzen würde.

Als Attila auf den Thron erhoben worden war, ließ er die Hauptleute der Heere und die übrigen Reichsbeamten zusammen berufen und hielt folgende Rede an sie.

Theure Kampfgenossen! Es ist mir wohl bekannt, daß sowohl die königliche, wie jede andere Gewalt nur allein durch den Rathschluß der Götter verliehen werden kann, und daß ihr nur der Götter Willen erfülltet, da ihr mich zu eurem Gebieter erkoren und mir die Herrschaft des scythischen Landes übertragen habet. Doch ziemt es mir zu bedenken, daß ich sowohl der göttlichen Gnade als auch eurer Liebe meine Erhebung beizumessen habe, daher es meine Pflicht ist, euch für ein Zutrauen, welches ich verdient zu haben mich noch nicht rühmen kann, meinen Dank abzustatten. Wie sehr ich aber auch die mir wiederfahrene Gunst zu schätzen weiß, so kann ich es mir doch nicht verhehlen, daß ich eine schwere Pflicht übernommen habe; denn der, dem die Regierung eines Reiches übertragen wird, soll so wie er der Vornehmste im Staate ist, auch der Tugendhafteste und Weiseste seyn, und nichts ist schmählicher für ihn, als seiner hohen Würde für unwerth gehalten zu werden. Hätte ich

mich geweigert, die mir angebotene Krone anzunehmen, so würde dies eine feige Denkart an mir bewiesen haben, wogegen große Sachen unternehmen und sich mit der Hoffnung eines glücklichen Erfolgs an ihre Ausführung wagen, wohl für ein Zeichen von Mannheit und Tugend gelten darf. Wiewohl nun schon diese Rücksicht meinen Entschluß leiten mußte, so sind doch noch viele andere Umstände vorhanden, die mich mit Zuversicht erfüllen und mich mit der Hoffnung beleben, daß ich dem großem Amte, zu dem ihr mich berufen habt, gewachsen seyn werde. Vor allem fehlt es mir nicht an Erfahrung; ich bin in Ueberwindung von Hindernissen geübt und der Müßiggang ist mir im Frieden wie im Kriege verhaßt. — Nimmer wird der gut regieren, der nicht zuvor gelernt hat zu gehorchen, und nimmer findet ihr einen wackern Krieger, der nicht schon in seiner Jugend Proben seiner Mannheit abgeleget hatte. In eurem Lager, theure Waffengenossen, bin ich geboren und erzogen. Ich griff früher nach dem Schwerte, als nach der Mutter Brust; statt in der weichen Wiege, wurde ich im ehernen Schilde gebettet, und man gewöhnte mich in zarter Kindheit Tag und Nacht im Freien zu liegen und Frost und Hitze zu ertragen. Noch als Knabe lehrte man mich die

Waffen führen, unter den Schanzkörben ſtreiten und mit meines Gleichen kämpfen. Dann müßte ich Kriegesämter übernehmen, Heerhaufen anführen und in Ordnung erhalten; ich mußte auf den Flügeln kämpfen, in der Vorhut den Angriff thun und oft im Streit der Letzte ausharren. Oft habe ich die Donau und andere große Gewäſſer durchſchwommen. Als ich aber älter geworden bin, da hab ich, ihr wackern Helden, nach euerem Beiſpiel, die furchtbarſten Feinde nicht geſcheut, und, weniger des Ruhmes, als des gemeinen Nutzens wegen, dem Tode ins Auge geſehen und mich furchtlos den größten Gefahren Preis gegeben. Ich bemühete mich und war auch ſo glücklich weiſe Lehrer zu erhalten, die mich in den Feinheiten der Politik unterrichtet haben, ſo daß ich es wohl unternehmen darf meinen Feind mit Liſt zu hintergehen, oder auch bei auswärtigen Völkern Hader und Zwietracht zu erregen, damit uns der Sieg deſto leichter werde, und ſie nach Umſtänden mit Verſprechungen zu locken, oder mit Drohungen zu ſchrecken. Dieſes alles habe ich von euch gelernt; ich habe bewundernd an euch geſehen, mit welcher Treue ihr, obgleich ihr ſogar deßhalb in Gefahr gerathen ſeyd, dem gemeinen Weſen vorgeſtanden habet, wie milde ihr euch gegen die Ueberwun-

denen bezeiget, wie ſtrenge ihr über Recht und Gerechtigkeit hieltet und wie ihr ſtets darauf bedacht waret eure Ehre fleckenfrei zu bewahren.

Erwäge ich dieſes, ſo weiß ich mehr Helden in unſerm Lager verſammelt, als außerdem noch der Erdkreis enthält. Doch noch andere Dinge erheben meinen Muth, daß ich euch viel Gutes von mir verſprechen darf. Es hat nämlich meiner Mutter den Tag vorher, eh ich geboren wurde, geträumt, daß den Knaben, den ſie gebären wird, Gott Mars ſelbſt geſandt und mit ſeinem Schwert umgürtet habe, damit er einſt die Geiſſel ſeines Zornes werde. Nun ſind noch nicht zehn Jahr vergangen, als mir ein Hirte wirklich das von ihm gefundene Schwert des Mars brachte, welches die Wahrſager dahin andeuteten, daß ich als Euer König die Menſchen um ihre Laſter willen ſtrafen und alle Völker überwinden ſollte.

Die Römer nennen uns Barbaren; ſie dieſe angeblichen Weltüberwinder haben uns lange Zeit hindurch verachtet, ſie die ſich rühmen die ganze Welt zu beherrſchen, haben doch noch nie die uns Stammverwandten Parther überwinden mögen, noch haben ſie jemals den Hunnen Geſetze gegeben, noch ſollen ſie dieſes je, ſo ich anders beim Leben bleibe. Wären wir in unſerm

Urlaube geblieben, so würde der Ruf allein uns mit diesen Römern bekannt gemacht haben.

Da nun unsere Vorfahren durch ihre Tapferkeit ganz Scythien sich unterworfen haben, so ziemt es uns, es ihnen an Großthaten gleich zu thun oder sie wo möglich noch zu übertreffen; denn uns gebricht es nicht an Macht, die Götter sind uns günstig und viele Völker sind mit uns verbündet. Darum ist es an uns, ihr wackern Helden, unsern Vorfahren würdig zu seyn und den römischen Namen von der Erde zu vertilgen. Ihr habt nicht den Fremdling, sondern den Sohn des Vaterlandes, nicht den ungeübten, sondern den wohlerfahrnen, nicht den namenlosen, sondern den berühmten Krieger, der mit brennender Begierde nach Unsterblichkeit strebt, zu eurem Könige gewählt; wo ihr mich nun unterstützen wollt, so wird eure Hoffnung, daß ich euch nur zum Siege führen und meine Versicherung, daß ich unsern Feinden eine scharfe Geißel seyn will, in Erfüllung gehen.

Diese Rede Attilas fand großen Beifall bei den Heerführern der Hunnen, die ihm unbedingten Gehorsam gelobten.

Nachdem Attila einige nöthige Anordnungen in der Verwaltung des Reichs getroffen und mehrere nützliche Gesetze gegeben hatte, beschäftigte

er ſich mit kriegeriſchen Angelegenheiten. Er ließ viel kriegeriſche Werkzeuge verfertigen und beſchäftigte damit eine Menge Künſtler und Arbeiter; er erfand ſelbſt mehrere neue Arten von Belagerungsgeſchütz; auch erſann er eine neue Art die Feldlager aufzuſchlagen. Bei allem dieſem vernachläßigte er aber auch den königlichen Pomp nicht und auch eben ſo wenig ſeine perſönliche Sicherheit; der Geſchichtſchreiber Priscus, der als Geſandter des jüngern Theodoſius nach Attilas Hoflager reiſen mußte, gibt darüber folgenden Bericht.

Ehe er zu den Hunnen gelangen konnte, mußte er über viele Flüſſe ſetzen, bis er endlich in die Gegend gekommen iſt, wo vor Zeiten Usdigria, der ſtärkſte aller Gothen, durch die Hinterliſt der Sarmatier umgebracht worden. Nicht fern davon lag Attilas Reſidenz, die einer groſſen Stadt glich. Sie war zwar nur mit Mauern von grünem Holz umgeben, aber dieſes war ſo genau in einander gefügt, als ob es aus einem Stück geweſen wäre. Man fand darin groſſe und weite Gemächer mit koſtbaren Polſtern verſehen und mit vergoldeten Teppichen bekleidet, groſſe freie Plätze und dann wieder Zimmer, die mit Gold, Seide und Edelſteinen ausgeſchlagen, und mit goldenen und elfenbeinenen Säulen ge-

ſchmückt waren. Andere waren mit polirtem Holze getäfelt; es waren einige Gemächer zum Speiſen andere zum Schlafen eingerichtet; überall herrſchte eine königliche Pracht: ſogar die Ställe waren mit ſeidenen Teppichen ausgeſchlagen und Krippen und Raufen von koſtbarem Holz gemacht. Von übereinſtimmender Koſtbarkeit mit ſeinem Pallaſte waren auch Attilas Geräthe und Waffen; alle ſo reich geſchmückt, daß man den Werth des Goldes und Silbers daran nicht achtete. Wurde aber der Geſandte durch dieſen Reichthum und Glanz in Erſtaunen geſetzt, ſo fand er in des Hunnenkönigs Benehmen und Anſtand nicht weniger Anlaß zur Bewunderung. Der wilde Krieger zeigte ſich hier ſowohl gegen die fremden Geſandten, als gegen ſeine Unterthanen, als einen gütigen, freundlichen Herren, der furchtbare Heerführer war in den gewandten ämſigen Staatsmann verwandelt, der mit Geſchäften überhäuft, doch für jeden eine Antwort in Bereitſchaft hatte und deſſen Scharfſinn in den verwickeltſten Angelegenheiten nie ermattete.

Zu der Zeit war, den ungariſchen Jahrbüchern zufolge, das Hunnenheer mit Inbegriff der Hülfsvölker an eine Million Menſchen ſtark. Dieſes wird nicht unglaublich ſcheinen, wenn man die

Ausdehnung des Scythenlandes, die Kriegeslust des Volkes, in welchem jeder Waffenfähige auch Antheil an den Kriegeszügen nehmen wollte, und Attilas Riesenpläne in Erwägung zieht. — Die Waffen der Hunnen bestanden aus einem Brustharnisch, in Bogen und Köcher; doch führten Einige auch Spieße und Schilder und bedienten sich eines Hunnensäbels und eines Dolches. Ihre Kleidung bestand mehrentheils aus Leder oder rauhen Thierhäuten, sie trugen lange Bärte und das Haupthaar verworren und ungekämmet, damit sie dem Feinde durch ihr wildes Ansehen desto furchtbarer erscheinen möchten. Attila selbst ging wenig ausgezeichnet vor seinen Unterthanen gekleidet, wiewohl er strenge auf sein königliches Ansehen hielt. Er schrieb sich in seinen Briefen: Attila, durch der Götter Gnade König der Hunnen, Medier, Gothen, Daeier, eine Furcht der Welt, eine Geißel Gottes.

Nachdem Attila den Thron bestiegen hatte, trachtete er zuerst darnach, die Liebe seines Volkes zu gewinnen. Er bezeigte sich milde, freigebig, beobachtete in allen seinen Handlungen eine ernsthafte Würde, vor allem aber übte er unpartheiisch Recht und Gerechtigkeit. Zu seinem königlichen Sitze wählte er Sicambria, die damals die Hauptstadt des Landes war und in

der Gegend gelegen haben muß, wo jetzt Ofen liegt. Er dehnte die Gränze des Scytherlandes bis an die Donau aus, und dazu wie zu der Wahl seines Wohnsitzes bestimmte ihn theils die große Fruchtbarkeit Ungarns, die seinen ungeheuren Heeren reichlichen Unterhalt darbot, theils aber auch die bequeme Gelegenheit von hier aus die Römer anzugreifen. Seine Herrschbegierde und Eroberungssucht wurde durch das Andenken an die blutigen Kriege, die wegen des Ungarlandes zwischen den Römern und den Hunnen geführt worden waren, entflammt und gesteigert, und er war begierig das vergossene Blut so vieler Tapfern seines Volkes, welches dieses Landes wegen geflossen war, zu rächen. Doch ehe er dieses ins Werk stellte, unterließ er nicht die Verwaltung seines Reiches aufs sorgfältigste zu ordnen. Er setzte überall in den Provinzen Statthalter und Richter an, ernannte die nöthigen Beamten und nahm seinen Bruder Buda oder Bleda zum Mitregenten an, damit, während er selbst im Kriege beschäftiget war, kein Stillstand in der Reichsverwaltung entstehen, und kein innerlicher Aufruhr das Reich zerrütten möchte.

Nachdem Attila auf diese Weise die innern Angelegenheiten geordnet hatte, drang er mit

einem mächtigen Heere in die Provinzen des römischen Reichs und überzog Ober- und Nieder-Mysien, Thracien, Macedonien und Illirien mit Krieg. Den Vorwand dazu nahm er von der Hülfe, die die römischen Präfecten Macrinus und Thetricus aus diesen Provinzen gegen die Hunnen erhalten hatten. Mit Attila waren Vallamir der Oſt-Gothen und Alarich, der Gepider König gezogen, auch befanden sich die Marcomannen, Quaden, Heruler, Thüringer und Sveven bei dem Hunnenheere, welches die römischen Landschaften mit Feuer und Schwert verheerte.

Zu der Zeit war der morgenländische römische Kaiser Martianus eben in den Kriegen mit Genserich dem Vandaler-Könige und mit dem Könige von Persien begriffen, und also um so weniger im Stande dem mächtigen Attila zu widerstehen. Martianus schloß nach dem Beispiele seines Vorfahren Theodosius einen Waffenstillstand mit den Persern und mit den Vandalen, und wandte seine ganze Macht gegen die Hunnen, denen er seinen Feldherrn Arnestides entgegen stellte. Als beide Heere zusammen trafen, schien sich anfangs das Glück auf Arnestides Seite zu neigen, denn er blieb im ersten Gefecht Sieger. Aber da er durch diesen Vortheil

kühn gemacht, seine Gegner gering schätzte und die nöthige Vorsicht vernachläßigte, wurde er von ihnen umringt und erschlagen.

Martianus empfand den Verlust seines Feldherren tief, und versuchte es nun seine furchtbaren Feinde mit List zu überwinden. In dieser Absicht hielt er es für das beste die drei verbundenen Könige durch Zank zu entzweien, um sie dadurch in Unthätigkeit zu erhalten, wobei er denn hoffte, daß bei ihren unermeßlichen Heeren bald ein Mangel an Lebensmitteln eintreten würde, wodurch sie gezwungen wären auseinander zu gehen. So fein dieser Plan auch angelegt war, und so behutsam Martianus bei der Ausführung desselben auch zu Werke ging, so blieb er dem Attila doch nicht verborgen, der nun durch Geschenke und Schmeicheleien seine Bundesgenossen sich ihm ergeben erhielt, durch strenge Mannszucht und zweckmäßige Sparsamkeit seinen Heeren den nöthigen Unterhalt sicherte, und durch starke Besetzung der festen Städte die eroberten Provinzen in seinem Gewahrsam erhielt. Den Plan auf Konstantinopel loszugehen gab er für dieses Mal auf, da Martianus sich mit einem Geschenk von 6000 Pf. Goldes und einem jährlichen Tribut von 1000 Pf. Goldes den Frieden erkaufte.

Nach seiner Zurückkunft in Ungarn befleckte sich Attila durch den Mord seines Bruders Buda, wovon die Geschichtschreiber folgende Ursachen angeben. Da Attila seinem Bruder die Verwaltung des Reichs übergab, befahl er ihm die Stadt Sicambria auszubauen, mit Ringmauern zu umgeben und sie nach seinem Namen Attila zu nennen. Statt dessen legte aber Buda der neuen Residenz seinen eigenen Namen bei, wodurch des Königes Argwohn, als ob ihm sein Bruder nach der Krone strebte, rege geworden seyn soll. Andere dagegen sagen, Buda, von Natur zur Friedfertigkeit geneigt, habe dringend und wiederholt seinem Bruder das Kriegführen abgerathen, wodurch dieser in einen solchen Zorn versetzt worden sey, daß er seine Hände in des Bruders Blut getaucht habe. Noch andere wollen wissen, die Vorstellung Budas gegen die Behandlung der Gepiden und Ostgothen, die Attila mehr wie Unterthanen, denn als Bundesgenossen betrachtete, sey der Anlaß dieser blutigen That gewesen. Wie dem auch sey, der Brudermord wurde von den Hunnen mit dem größten Abscheu betrachtet, und Attila fühlte, daß er dadurch seinem Ansehen bei dem Volke sehr geschadet habe; daher er denn für nöthig hielt sich wegen Budas Tod öffentlich zu rechtfertigen. In der

Rede, die er deßhalb an das Volk hielt, beklagt er sich über die traurige Pflicht, die ihn genöthiget habe Bruderblut zu vergießen und erwies die Nothwendigkeit von Budas Tode, da er ein Verräther gewesen sey und mit den Römern heimlich unterhandelt habe, um mit ihrer Beihülfe ihn um Thron und Leben zu bringen und selbst als ein Vasall der Römer zu herrschen. Um diese Schmach von dem Volke der Hunnen abzuwenden, habe er sich, wie schmerzlich es ihm auch geworden sey, entschließen müssen, das Leben des geliebten Bruders dem allgemeinen Wohl zum Opfer zu bringen: Er sey der Gerechtigkeit und seinem Volke dieses furchtbare Strafbeispiel schuldig gewesen, doch aber dürfe er auch nunmehr darauf rechnen, daß ihm das Volk nach diesem Beweise, daß ihm nichts zu theuer für das Beste desselben sey, stets in allen Dingen unbedingten Gehorsam leisten werde.

Attilas Rede verfehlte ihre Wirkung nicht, und sey es, daß er wirklich so tief von Schmerz und Reue über des Bruders Tod ergriffen war, oder daß er listig sich so stellte, genug er erregte allgemeines Mitleid und niemand mochte ihn mehr eines Mordes wegen verdammen, den nun jeder für eine gerechte Strafe ansah. Attila ließ seinem Bruder ein prächtiges Leichenbegängniß

halten und zeigte auch dadurch, daß er als Bruder die blutige That schmerzlich beklage, die er als König zum Wohl seines Staats zu vollbringen sich gezwungen sah.

Nicht lange darnach dachte er wieder auf einen Krieg, den zu führen ihm sehr leicht wurde, da er über eine zahllose Menge Krieger gebieten konnte, und seiner Kühnheit keine Unternehmung unausführbar deuchte. Doch da er nie die Waffen der List verschmähte, und sein großes Ziel, das römische Reich zu vernichten, nie aus den Augen verlor, so wollte er nichts von seinem Vornehmen merken lassen, bis er das Bündniß, welches zwischen den Römern und den West-Gothen bestand, getrennt oder beide wenigstens mißtrauisch gegen einander und sicher gegen einen Angriff von seiner Seite gemacht hätte, damit er sie einzeln und unvorbereitet überfallen könnte.

Diesem Zwecke gemäß wandte er sich an den römischen Feldherrn und Senator Aetius, einen gebornen Mysier, der sein persönlicher Freund war und mit welchem er schon früher ein Bündniß geschlossen gehabt, und machte ihm den Antrag das römische Reich wieder zu seiner früheren Größe zu erheben, wenn die Römer, ohne sich darin zu mischen, ihm die Westgothen,

die er seine abtrünnigen Unterthanen nannte, zu züchtigen erlaubten. Dem Könige der Westgothen, Diedrich, dagegen, beschickte er gleichfalls mit einer Botschaft und ließ ihm vorstellen, daß es vortheilhafter für ihn seyn würde, wenn er sich mit den Stammverwandten Hunnen, Gepiden und Ostgothen verbände und mit ihnen in das Weströmische Reich theilte, als wenn er den stolzen und treulosen Römern verbunden bleiben wollte, die doch über kurz oder lang sich ihres Schadens an ihm zu erholen trachten würden. Indem Attila diese hinterlistige Unterhandlung betrieb, erhielt er einen neuen Verbündeten an Genserich König der Vandalen. Dieser hatte seinen Sohn Hunnerich mit der Tochter des Königes der Westgothen vermählt; als derselbe aber in Verdacht gerathen war, daß er seinen Schwiegervater habe vergiften wollen, so wurde er mit abgeschnittener Nase seinem Vater heim geschickt, weßhalb denn eine tödtliche Feindschaft zwischen Genserich und Theodorich entstand und ersterer den Attila unablässig zum Kriege gegen letztern anreizte.

Attila sandte auch eine Botschaft an den Kaiser Valentinian, deren Zweck es war die Westgothen den Römern verdächtig zu machen. Er ließ dem Kaiser seine Freundschaft versichern

und ihm ſogar ein ewiges Bündniß antragen, wenn er ſich von den Weſtgothen trennen und ſie ſeiner Rache überlaſſen wolle, wobei er nicht unterließ den Schaden und die Schmach, ſo die Römer von ihnen erlitten hatten, in ein helles Licht zu ſetzen. Aber Valentinian merkte die Abſicht des Hunnenkönigs ſehr wohl, ſchrieb deßhalb an Theodorich und ermahnte ihn, indem er ihm Attilas Pläne enthüllte, feſt in ſeinem Bündniſſe mit den Römern zu beharren, da ſie getrennt ſonſt beide dem furchtbaren Feinde unterliegen würden.

Diedrich der Weſtgothen König war bereits durch den römiſchen Feldherrn Decius vor Attilas Umtrieben gewarnt worden, daher fand des Kaiſers Schreiben um ſo beſſern Eingang. Mehr noch that aber der Rath des Aetius, dem Valentinian die Verwaltung der weſtlichen Provinzen des Reichs übertragen hatte. Dieſer Aëtius, der ſo ſtaatsklug, als liſtig und tapfer war, hatte lange unter den Hunnen gelebt, als er einſt ſeiner Aemter und Güter beraubt, flüchtig hatte werden müſſen und war von ihnen mit vieler Freundſchaft aufgenommen und auch durch ihre Vermittlung wieder in ſeine früheren Aemter und Würden eingeſetzt worden. Er kannte daher ihre Stärke, ſo wie ihre Handlungsweiſe

und die Richtung ihrer Politik sehr genau, und gab nun dem Könige der Westgothen die nöthige Aufklärung darüber. Diedrich war nun überzeugt; daß er nichts Gutes von Attila zu gewärtigen habe und daß er sowohl fest mit den Römern zusammenhalten, als auch sich auf das ernstlichste zum Kriege rüsten müsse, wenn er nicht von den Hunnen unterjocht werden wolle. Er säumte also nicht ein mächtiges Heer aufzubringen. Vieren von seinen sechs Söhnen, nämlich Friedenreich, Eurich, Nolmer und Hunnerich übertrug er die innere Verwaltung seines Reichs; mit den beiden ältesten Thorsimund und Diedrich, die in Kriegesthaten schon wohl erfahren waren, zog er ins Feld, und versammelte sowohl im narbonnesischen Gallien, wie im tarraconischen Spanien alle waffenfähige Mannschaft, so daß selbst Knechte und Ackersleute sich zum Heere stellen mußten.

Die beiden Söhne Diedrichs erfüllten die gute Meinung ihres Vaters von ihnen; denn sie bewiesen sich thätig in der Ausrüstung des Heeres und in den Waffenübungen, belebten den Muth des Volks und bezeugten eine große Kriegeslust. König Diedrich, der darüber eine große Freude hatte, unterließ nicht ihren Muth durch Erzählung der Heldenthaten ihrer großen Vor-

fahren noch mehr zu entflammen, und beſonders machte er ihnen das Schmähliche der Furcht vor dem Tode und vor einem übermüthigen Feinde einleuchtend. Auf ſolche Weiſe thätig, brachte denn der König der Weſtgothen in kurzer Zeit eine furchtbare Kriegesmacht zuſammen.

Kaiſer Valentinian und ſein Statthalter Aetius, wohleingedenk welch ein mächtiger Feind zu bekämpfen ſey, waren unter der Zeit nicht weniger bemüht eine anſehnliche Heeresmacht auszurüſten und dabei kam ihnen der gute Wille des Volks, welches den Krieg ſo gerecht als nothwendig fand, bereitwillig entgegen. Die Furcht und der Abſcheu vor den Hunnen gab auch dem Feigſten die Waffen gegen ſie in die Hände und es fand ſich eine groſſe Menge freiwilliger zu dem römiſchen Heere ein, da es jedem das ſchrecklichſte Schickſal zu ſeyn ſchien unter der grauſamen Herrſchaft der Hunnen zu ſtehen. Denn die unmenſchlichen Grauſamkeiten, deren ſich die Hunnen in Myſien, Thracien, Illirien und Achaia ſchuldig gemacht hatten, ſo wie die Tyrannei Attilas ſelbſt, der ſeines eigenen Bruders nicht verſchont, erfüllten jedes Herz mit Schrecken vor einem barbariſchen Volke, von dem man noch außerdem, was wirklich ſtatt fand, die abentheuerlichſten Unmenſchlichkeiten

erdichtet hatte. So erzählte man, daß sie Menschenblut tränken, die Hirnschalen ihrer Feinde als Trinkgeschirre brauchten, ihren Göttern Mars und Hercules die Fremden opferten, ihre Väter und andere alte Leute erschlügen und das Fleisch der Erschlagenen speiseten, sich vom Pferdeblut nährten und andere dergleichen widernatürliche Sachen mehr.

Mußte aber jeder Römer den Attila fürchten, so hatten die Christen noch insbesondere Ursache dazu, da Attila nicht nur selbst ein Heide war, sondern auch kein Glaubensbekenntniß achtete, und wie der Ruf ging alles das that, was den Christen ein Greuel war.

Kaiser Valentinian bewies bei der Kriegsrüstung gegen Attila eine an den Imperatoren jenes Zeitalters ganz ungewöhnliche Thätigkeit und Kraft. Ihn übertraf nur Aetius, der sich die Sache beinahe noch mehr angelegen seyn ließ. Er befestigte das Bündniß mit Theodorich durch noch engere Verträge, führte die römischen Legionen aus Italien nach Gallien, ließ durch Legaten in allen römischen Provinzen Beistand aufbieten, suchte durch Gesandtschaften bei allen befreundeten Völkern in Gallien und Germanien um Hülfe an und brachte auf diese Weise die Burgunder, die Sachsen, die Ripurioler und

Lambrioner, wie auch den Frankenkönig Merovens und die Sarmater, Pariſier und Armacianer auf ſeine Seite. Als dadurch eine unzählbare Menge Kriegsvolk zuſammen gekommen war, wurden die erſchreckten Gemüther der Römer wieder beruhigt, ſie fingen an auf den Sieg zu hoffen und verlangten dem Feinde entgegen geführt zu werden, da ſie ſich auf das Glück und die Weisheit ihrer Heerführer und beſonders des Feldherrn Aetius verließen. Auch der König Theodorich begehrte den Kampf mit Attila. Er hatte eine unermeßliche Menge Lebensmittel zuſammengebracht und in viele Städte vertheilt, damit ſein Heer nirgends, wo es hinkäme, Mangel leiden möchte; auch hatte er alle Heerſtraßen und Engpäſſe beſetzt und überhaupt keine Maaßregel verabſäumt, die dazu beitragen konnte, ihm einen glücklichen Ausgang des Krieges zu ſichern.

Attila wurde auf das Höchſte überraſcht, als er durch ſeine Kundſchafter dieſe ſchnellen nachdrücklichen und umfaſſenden Rüſtungen ſeiner Gegner erfuhr, und ihn reuete nunmehr ſein Verfahren, wodurch er ſeinen Ruf verdunkelt hatte, ohne den geringſten Nutzen von ſeinen Ränken zu ziehen. Er ſahe ſich in ſeiner eigenen Falle gefangen. Man hatte ſeiner Hinter-

liſt eine noch größere entgegen geſetzt; er hatte ſeine Feinde gewarnt, indem er ſie ſicher machen wollte, war aber darüber ſelbſt in eine ſchädliche Sicherheit gerathen und hatte es verſäumt, ſich der Stärke ſeiner Feinde angemeſſen zu rüſten. Doch wie gern er auch jetzt den Krieg vermieden hätte, ſo erlaubte es ihm doch ſein Stolz nicht Nachgiebigkeit zu zeigen, oder Beſorgniſſe um einen glücklichen Ausgang des Feldzuges zu äußern, ſondern mit allen Zeichen eines ruhigen Gemüths bereitete er ſich zum Kriege vor.

Wie kühn aber Attila ſich auch ſtellen und in welch hohem Grade er dieſes auch wirklich ſeyn mochte, ſo konnte er es ſich doch nicht verhehlen, daß er es dieſesmal mit einem Feinde zu thun habe, der ihm an phyſiſchen Kräften bei weitem überlegen ſey. Auch war er unentſchloſſen, von welcher Seite er den Angriff auf ſeine Gegner thun ſollte. Da hiebei ein falſcher Schritt leicht über die ganze Exiſtenz ſeines Reiches entſcheiden konnte, ſo wollte er nichts thun, ohne vorher den Rath der Hauptleute ſeiner Heere und der Notabeln ſeines Volkes angehört zu haben, und ließ zu dem Zweck eine Verſammlung zuſammen berufen. Unter den erſcheinenden Ständen fand ſich auch Thetricus der Präfect von Diedrichs Bern (Verona) ein,

der früher Attilas heftigster Feind gewesen, nunmehr aber durch Geschenke und Gunstbezeugungen in einen warmen Freund des Hunnenkönigs verwandelt worden war. Mit ihm zugleich erschienen, Attila ganz unerwartet, die vornehmsten germanischen Fürsten mit dem Vorsatz sich um die Gunst und das Bündniß des Hunnenkönigs zu bewerben. Attila nahm diese hochwillkommnen Gäste mit der größten Freundschaft und ausgezeichneten Ehrenbezeugungen auf und schloß feste Bündnisse mit ihnen. Als nun die Frage zur Sprache kam, wo der Krieg eröffnet werden sollte? da gewann die Meinung des Thestriens ein großes Uebergewicht, der ob aus eigner Ueberzeugung, oder um dem Attila, bei welchem er gleiche Gedanken voraussetzen durfte, zu schmeicheln, den Rath gab, zuerst die westlichen Provinzen des römischen Reichs anzugreifen, weil deren Gränzen durch keine Legionen gedeckt und daher am leichtesten zu erobern wären. Attila gab diesem Rathe seinen Beifall.

Bei der darauf gehaltenen Musterung sahe Attila eine größere Kriegesmacht um sich versammelt, als er anfangs hatte hoffen dürfen zusammen zu bringen. Es waren ihm zur Hülfe geeilt der Gepider König Ardarich und die drei Brüder Valemir, Theodemir und Vindemir,

Könige der Oſtgothen; ferner die Makomanner, die Mährer, die Schwaben, die Heruler und Thüringer, welche alle vorzüglich wegen des Beutemachens Attilas Parthei ergriffen hatten. Das vereinigte Heer dieſer Völker ſoll fünfmal hundert tauſend Mann ſtark geweſen ſeyn.

Seiner gewohnten hinterliſtigen Politik gemäß, unterließ Attila nicht, jetzt, da er gerüſtet ſeinen Feinden gegen über ſtand, jedem von ihnen beſonders Friedensanträge thun zu laſſen, damit er ſie trennen und ſo den einen nach dem andern deſto gewiſſer überwältigen möchte. Aber dieſe erriethen die Abſicht ihres liſtigen Gegners und wieſen ſeine Anträge mit Feſtigkeit zurück. Nun fiel er in Illirien ein und verbreitete überall Mord und Verheerung. Dann ging er nach Deutſchland und verheerte es mit einer unerhörten Wuth. Dörfer und Städte wurden gebrochen, geplündert und verbrannt; weder geweihete noch ungeweihete Stätten wurden verſchont; ſowohl der Pallaſt wie die Hütte wurde verwüſtet und alle Einwohner ohne Unterſchied des Standes, Alters oder Geſchlechts beraubet, gemißhandelt, ermordet oder in die Sklaverei geſchleppt. Nur allein derjenige Theil von Deutſchland, der zunächſt an Ungarn gelegen und von den mit ihm verbündeten Völkern bewohnt wurde,

entging dieſer gräßlichen Verheerung. Nachdem ein großer Theil von Deutſchland verwüſtet worden war, ging Attila über den Adlersberg nach Helvetien und trug dahin des Krieges blutige Fackel. Die alte und feſte Stadt Coſtnitz wurde belagert und erobert. Der Fürſt Sigismund, der ſich ihm mit gewaffneter Hand entgegen ſtellte, wurde geſchlagen und da nach dieſem Attila auch Anſtalt machte Baſel einzunehmen, ſo bat Sigismund um Frieden, den er auch unter dem Beding erhielt, daß er ſeinen Heerhaufen mit der Hunnen Kriegesmacht gegen die Römer und Weſtgothen vereinigte. Alles Land zwiſchen dem Rhein und der Rhone wurde plündernd von dem Hunnenheer durchzogen und nachdem dieſe Provinz in eine Wüſte verwandelt worden war, fiel Attila in das belgiſche Gallien ein. Damals war die Stadt Argentuaria oder Argentina ſehr feſt und leiſtete dem Hunnenheere tapfern Widerſtand; aber Attila ſtürmte ſie Tag und Nacht, und ließ nicht ab, bis er ſie erobert hatte. Das Schwert der Sieger wüthete mit der bei den Hunnen gewöhnlichen Grauſamkeit unter den Einwohnern der eroberten Stadt, es wurde eine unermeßliche Beute darin gemacht und dann ließ Attila, als Denkmal ſeines Siegs, die Ringmauern der Stadt gänzlich niederreißen und ver-

bot sie je wieder zu erbauen. Von dieser Offenheit, da man auf allen Straßen hineinkommen konnte, soll diese Stadt den Namen Straßburg erhalten haben.

Durch das traurige Schicksal der Stadt Argentina in Schrecken gesetzt öffneten viele Städte Galliens dem Hunnenkönige ohne Gegenwehr die Thore, doch konnten sie dadurch kaum das nackte Leben retten; denn sie wurden geplündert und mußten die unmenschlichsten Mißhandlungen erdulden.

In Rheims wurde das blutige Schauspiel von Straßburg, und wohl noch mit einem höheren Grade von Unmenschlichkeit wiederholt. Rheims war eine sehr reiche Stadt und lockte daher die Habsucht der Hunnen vor andern an. Aber sie war auch stark befestigt und die muthigen Bürger waren nicht willens sich dem Sieger auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Sie leisteten den Belagerern kräftigen Widerstand und schlugen mehrere Stürme herzhaft ab. Indessen mußten sie einsehen, daß sie sich in die Länge einer so großen Uebermacht nicht würden erwehren können und dachten darauf durch einen Vergleich mit dem Belagerer Leben und Vermögen zu retten. Der aber wollte von keinem Vergleiche hören, sondern ließ ununterbrochen stür-

men und erſchöpfte dadurch die Kräfte der Belagerten, die ſich nur noch mit Mühe der Angreifenden erwehrten. Endlich mußten ſie der Uebermacht weichen, die Hunnen drangen an mehreren Orten über die Mauern in die Stadt und richteten nun ein entſetzliches Blutbad unter den Einwohnern an. Das Weib wie der Mann, der Greis wie der Säugling, der Prieſter wie der Laie, alles fiel unter dem blutigen Mordſtahl der Barbaren, und beinahe die ganze Bevölkerung dieſer großen Stadt wurde von den fühllosen Barbaren ermordet.

Damals verwaltete in dieſer Stadt der heilige Nicaſius das biſchöfliche Amt. Dieſer glaubte wenigſtens einen Theil der Einwohner retten zu können, und verſammelte ſolche im Dom. Er ſelbſt ſtellte ſich nebſt ſeiner Schweſter Eutropia vor die Kirchenthüre, und als die Hunnen in den Tempel dringen wollten, da redete er ſie an und bat um Schonung für die wehrloſen Unglücklichen. Aber man hörte nicht auf ihn, ſondern ermordete ihn. Seine Schweſter, als ſie nun ſahe, daß man ihrer ſchonen wollte, begehrte nicht länger nach dem Tode ihres Bruders zu leben, ſondern kratzte einem von den Mördern die Augen aus, und reizte dadurch die andern, ſie auch zu ermorden.

Die Eroberung von Rheims, weit entfernt den Blutdurſt und die Habſucht des Hunnenheers befriedigt zu haben, reizte es nur noch zu neuen Eroberungen auf; Attila führte ſeine Krieger über die Seine und Orleans war ſein nächſtes Ziel. Dieſe Stadt, die, wie man glaubt, von den Cenomannen oder Lombarden erbauet worden iſt und vom Kaiſer Aurelianus den Namen erhalten hat, war nicht allein ſehr reich, ſondern auch ſtark bevölkert und ausnehmend feſt. Die Bürger, die aus dem Beiſpiel der andern Städte, die Attila erobert, geſehen hatten, daß ſie auch bei einer freiwilligen Unterwerfung der Plünderung und Mißhandlung nicht würden entgehen können, beſchloſſen bis auf den letzten Blutstropfen ſich zu vertheidigen und lieber zu ſterben, als einem ſo grauſamen Feinde ſich zu ergeben.

Attila kam durch die hartnäckige Gegenwehr der Bürger von Orleans in Verlegenheit; denn das Heer des Aetius hatte ſich in der Landſchaft Toloſa mit dem Heere Theodorichs vereinigt, und dieſem entgegen zu gehen ſchien ihm höchſt nothwendig, wiewohl ſein Kriegesruhm auch die Eroberung der belagerten Stadt dringend zu fordern ſchien. Lange ſchwankte er in ſeinem Entſchluſſe, doch endlich entſchied er für die

Feldschlacht und hob die Belagerung von Orleans auf. Einige Geschichtschreiber legen dem heiligen Anianus, der damals Bischof in Orleans war, das Verdienst bei, die Stadt von der Belagerung befreiet zu haben. Er soll nämlich durch seine Gebete einen Platzregen erflehet haben, der mehrere Tage so heftig und ununterbrochen herabströmte, daß nicht nur die Hunnen am Stürmen gehindert, sondern auch viele Zelte und Lagergeräthschaften durch das überströmende Wasser weggeschwemmt und viele Krieger sogar selbst von der Wasserfluth fortgerissen wurden. Hierauf ging der heilige Bischof selbst zu Attila ins Lager hinaus, und bat um die Schonung der Stadt, in welchem Fall er ihre Unterwerfung versprach. Da aber Attila auf die Uebergabe auf Gnade und Ungnade bestand, kehrte St. Anian in die Stadt zurück, ermahnte die Bürger zur tapfern Gegenwehr und verhieß ihnen die Befreiung von ihren Feinden binnen kurzer Zeit. Um seine Verheißung wahr zu machen, schlich er sich heimlich bis zum Lager des Aetius, der sein Heer bereits mit dem der Westgothen vereinigt hatte, und forderte ihn auf den Attila anzugreifen und Orleans zu befreien. Aetius soll dieser Aufforderung genüget haben und bei dem Angriff der Hunnen, durch einen

Ausfall der Bürger von Orleans auf das tapferſte unterſtützt worden ſeyn, ſo daß Attila dabei eine bedeutende Niederlage erlitten hat. Andere Chroniſten erzählen dieſe Begebenheit noch auf eine andere Art. Es finden hiebei unaufklärliche Dunkelheiten ſowohl in Anſehung der Belagerung ſelbſt und der Veranlaſſung ihrer Aufhebung, als auch in Hinſicht ihrer Zeitrechnung ſtatt: was allein mit Beſtimmtheit angegeben werden kann iſt, daß Attila Orleans belagert, aber nicht eingenommen habe; daß aber er bei dieſer Stadt von Aetius Heer angegriffen und geſchlagen ſeyn ſoll, iſt nicht im mindeſten wahrſcheinlich.

Nachdem Attila die Belagerung von Orleans aufgehoben hatte, durchzog er mit ſeinem Heere das narbonneſiſche Gallien *) und ging auf Lyon los. Dieſe Stadt war vor allen andern in Gallien berühmt, und die Hauptſtadt des Landes. Sie beſaß eine Münzſtätte, hatte eine berühmte Meſſe, einen prachtvollen dem Augustus geweihten Tempel, der auf allgemeine Koſten des ganzen Landes errichtet war und auch auf dem Punkte, wo die Saone mit dem Rhodan zuſammen fließt einen herrlichen Altar, wel-

*) S. D'Anville Aul. Antiq.

cher der Altar der sechszig Völker heißt, da die genannte Zahl von Völkern hier opfern lassen. An einem andern Altar hielten die Dichter und Geschichtschreiber Wettstreite und der Ueberwundene wurde gezwungen sein Werk auszulöschen, oder es den Fluten des Rhodan preis zu geben. Diese herrliche Stadt ward auch von Attila belagert und in kurzer Zeit erobert, dann aber überzog der Hunnenkönig die Savoyer, Vienner, Valentinianer, Catalaner, Avianer, Arelater und andere am Rhodan gelegene Städte und Landschaften und plünderte, zerstörte und brandschatzte überall.

In einer dieser Gegenden war es, wo dem Attila ein langbärtiger, in groben Gewänder gehüllter Einsiedler begegnete, von dem der Hunnenkönig seine Zukunft zu erfahren wünschte. Lange weigerte sich der Klausner des Königs Wunsch zu erfüllen und entschuldigte sich mit seiner Unwissenheit; bei wiederholter Anforderung aber hielt er dem Eroberer seine Grausamkeit vor, der sich zwar eine Geißel Gottes nenne, aber die Frommen und Tugendhaften noch heftiger verfolge, wie die Gottlosen, und kündigte ihm den Verlust der nächsten Schlacht an. Attila wollte nun von seinen Wahrsagern, die er stets mit sich führte, seine nächste Zukunft er-

fahren, um zu ſehen, ob ihre Prophezeihung mit der des Einſiedlers übereinſtimme, und auch dieſe verkündigten ihm aus den Eingeweiden geſchlachteter Thiere, die ſie beſichtigt hatten, eine Niederlage; doch verhießen ſie den Tod des vornehmſten Feldherrn der Feinde. Attila war nicht frei vom Aberglauben, daher hatte ihn des Einſiedlers Weiſſagung zaghaft gemacht, aber ermuthigt wurde er wieder durch die Verkündigung des Todes des vornehmſten feindlichen Feldherrn; denn dieſes konnte, ſeiner Meinung nach, kein anderer ſeyn als Aetius, der allein ſeiner Klugheit und Tapferkeit wegen ihm furchtbarer war wie die übrige geſammte Macht ſeiner Feinde. War nun Attila, von dem Aberglauben ſeiner Zeit befangen, zaghaft geworden durch die Verkündigung ſeiner Niederlage, ſo hatte ihn die Hoffnung, Aetius werde in der Schlacht getödtet werden, wiederum mit Muth erfüllt und er zog unverweilt ſeinen Feinden entgegen. Dieſe hatten ſich in den catalaaniſchen Gefilden unfern der Stadt Toloſa gelagert, und das Lager, um jedem Ueberfalle vorzubeugen, mit Schanzen und Graben umgeben. Die Ebnen, in denen die Heere einander gegenüber ſtanden, wurden auch die mauriciſchen genannt; ſie waren an hundert funfzigtauſend Schritte lang und

hunderttausend Schritt breit und daher zu einer Feldschlacht wohl geeignet.

Als der König Attila die feindliche Heere betrachtet und die unzählbaren Verstärkungen gesehen hatte, die ihnen zugeströmt waren, da fing es ihn doch zu reuen an, daß er ein Drittel seines Heeres gegen den maurischen Sultan Mirmanon gesendet hatte. Dieser hatte Lusitanien erobert, war aber wieder, sobald ihm die Annäherung von Attilas Kriegesmacht kund geworden war, nach Mauritanien zurückgekehrt. Noch einmal versuchte es Attila den Aëtius zu überlisten; er sendete nämlich einen Brief an den römischen Feldherrn, worin er sein Mitleid ausdrückte über die große Menge tapferer Krieger, die nun bald von beiden Seiten als blutige Opfer des Krieges fallen sollten, und schlug, um dieses Blutvergießen zu vermeiden, einen Friedensschluß vor. Aëtius aber sah sehr wohl ein, daß es dem kriegerischen Hunnenkönige nicht sowohl um einen dauerhaften Frieden, als vielmehr nur um einen Aufschub zu thun sey, um die nöthige Verstärkung an sich zu ziehen, damit er dem vereinten römischen und westgothischen Heere desto besser gewachsen sey. Diese Ursache, die den Attila vermochte den Frieden nachzusuchen, bewog den Aëtius denselben abzuschlagen, und

es auf eine Schlacht ankommen zu lassen, in der seine Uebermacht ihm den Sieg zu versprechen schien.

Als nun Attila sich überzeugt hatte, daß er die Schlacht auf keine Weise vermeiden könne, da eilte er sein Heer in Schlachtordnung zu stellen und die Hoffnung auf des Feldherrn Aetius Tod beruhigte ihn über den wahrscheinlichen Verlust so vieler seiner Streiter, die er aus den vielen mit ihm verbündeten Ländern leicht wieder ersetzen zu können glaubte. Das Heer stellte Attila, nach Ablarius Bericht, in folgender Ordnung auf. Zuerst wurden die Frauen und Kinder in die an einen Hügel gelehnte Wagenburg gestellt, die ihnen als eine Schanze dienen sollte. Dann machten die Hunnen den Mittelpunkt des Heeres aus; den rechten Flügel bildete der König Ardarich mit seinen Gepiden, den linken aber die Ostgothen unter ihren Königen Valamir, Theodomir und Vindemir. Da Attila über den Ausfall der Schlacht, der Weissagungen zufolge, in Zweifel war, so bestimmte er die neunte Tagesstunde zum Angriff, damit bei einem für ihn unglücklichen Ausgange die Nacht den Kampf endigen möge.

Aetius und König Theodorich beeilten sich nicht auf eine gleiche Weise wie ihr Gegner ihre

Heeresmacht in Schlachtordnung zu ſtellen, denn ſie fürchteten den Verrath Singibers des Alanen Königes, von dem ſie erfahren hatten, daß er durch Attilas Geſchenke beſtochen worden ſey. Damit dieſer falſche Bundesgenoſſe nicht während des Streits zu den Hunnen überginge, oder die Römer und Weſtgothen gar im Rücken angriffe, mußten Vorkehrungen getroffen werden, die man der Natur der Sache nach, nur heimlich, damit Singiber nicht merkte, daß man um ſeinen Verrath wußte, und mit großer Vorſicht angewandt werden konnten. Um ſicher zu gehen beſetzten die Verbündeten die nicht fern von Toloſa gelegene Hauptſtadt Singibers, ihn ſelbſt aber mit ſeinem Heere nahmen ſie in die Mitte, um zu verhindern, daß er nicht unbeobachtet auf die Hunnen treffen und ſich mit ihnen verſtändigen könnte. Damit König Theodorich nicht mit ſeinen Stammverwandten den Oſtgothen ſtreiten dürfte, ward er nebſt ſeinem Sohne Thraſimund auf den linken Flügel geſtellt; den rechten nahm Aetius ein und weiter nach der Mitte zu ſtanden die Burgunder und König Meroveus. Zwiſchen beiden Heeren blieb ein Hügel unbeſetzt und er ſchien dem, der ſich in ſeinen Beſitz würde ſetzen können, den Gewinn der Schlacht zu ſichern.

Nachdem Attila sein Heer in Schlachtordnung gestellt hatte, hielt er folgende Anrede an dasselbe.

Endlich, theure Kampfgenossen, ist der längst herbeigewünschte Zeitpunkt da, wo das Römerheer sich entweder schmählig ergeben, oder den Tod von euern tapfern Händen empfangen muß. Bis ans äußerste Ende Galliens vor uns geflohn, können unsere Feinde nunmehr uns nicht entrinnen, denn auf der einen Seite von unersteiglichen Gebirgen, an der andern von dem gallischen Meere eingeschlossen, können sie euch nicht mehr entfliehen. Schlecht steht der Römer Sache, und wenn eure Tapferkeit sie jetzt besieget, so werdet ihr zum letztenmale mit ihnen gestritten haben; denn nimmer werden sie sich wieder erholen. All ihre Macht ist jetzt beisammen, und haben wir diese überwunden, so sind wir die Herren der Welt. Nie bleibet die Vergeltung aus und keine Erdenmacht hat eine ewige Dauer. Der Römer Herrschaft hat lange genug gewährt, lange genug haben sie allen Völkern der Welt Hohn gesprochen und sich über alle andere Menschen erhoben; auch würden sie vielleicht, wo nicht das Land der Scythen, diese fruchtbare Wiege so vieler Völker, ihrer Macht Schranken gesetzt hätte, noch lange Zeit hin-

durch den Erdkreis tyranniſiren. Zuerſt haben im Orient die Parther, auch von unſerm edeln Stamme entſproſſen, ihre länderſüchtige Kühnheit gehemmt. Vom Norden her thaten dieſes die Dacier, Geten, Sarmaten und noch neulich unſere Gothen. Im Occident kämpften die Cimbrier und Gallier ſiegreich gegen ſie, und im Süden, in früherer Zeit die Carthager, nun aber unſere Freunde die Vandalen und wir die Hunnen. Unſere Vorfahren gingen mit größerer Tapferkeit zu Werke; ſie eroberten bereits alle an der Donau gelegene Provinzen. Wir haben Pannonien, Myſien, Thracien, Macedonien, Achaia und Illirien uns unterworfen; ja wir haben Deutſchland als Sieger durchzogen, ſind erobernd über die Alpen gedrungen und haben durch ganz Gallien die blutigen Zeichen unſerer Siege verbreitet. Wir haben auch den Sultan aus Spanien nach Mauritanien zurück gejagt, und darum bleibt uns nichts mehr zu thun übrig, als das letzte Römerheer zu vernichten und die Weſtgothen, die ſo ſchmählich von den Oſtgothen abgefallen ſind zu züchtigen. Dieſe Elenden haben ſich mit den Römern verbunden, deren Reich ſie ſelbſt beinahe ganz vertilgt hatten; ſie haben ihr Stammvolk verlaſſen, um denen beizuſtehen, die ſtets dahin trachteten ihre Herren zu

seyn. O, der Thorheit und des sklavischen Verraths! Doch wenn wir jetzt den Sieg erringen, so sollen, ich schwör es euch, auf ewig die Westgothen die Knechte der Ostgothen seyn; denn es gebührt ihnen zu dienen, da sie zu herrschen nicht verstanden haben. Der Tag ist da, der all eurer Arbeit ein Ziel setzen wird; nicht werdet ihr förder mit Weib und Kind gleich Pilgern umherziehen dürfen; das blühendste und fruchtbarste Land der Erde, Italien soll euer Eigenthum seyn und von dem römischen Kapitel aus will ich das Reich regieren. Mars, unser großer Ahnherr, in dessen Händen das Schicksal der Reiche liegt, hat sich gnädig gegen uns bewiesen; er hat uns sein Schwert verliehen zum Zeichen, daß wir über die Völker der Erde herrschen sollen. Dieser, des Scythenvolkes mächtiger Gott, hat auch jetzt die Römer und Westgothen zusammengebracht, damit in einem großen Kampfe wir sie überwinden. Ihr habt so oft die Römer besiegt, die Westgothen sogar aus ihrem eignen Lande verjagt, darum werdet ihr keinen neuen Feind schlagen, sondern nur eure eigenen Knechte züchtigen. Deßhalb ihr unüberwindlichen Männer thut eure Pflicht; thut heute eure Pflicht und der ganze Erdkreis ist euer Eigenthum!

Auch Aetius suchte den Muth seiner Krieger durch eine Anrede zu entflammen. Er schilderte zuerst der Hunnen und der mit ihnen verbündeten Völker Rohheit und Wildheit, erzählte von ihrem Blutdurst, ihrer Mordsucht, ihren Menschenopfern; dann entwarf er ein schaudererregendes Gemälde von den Verheerungen und Metzeleien, deren sich die Hunnen in den von ihnen eroberten römischen Provinzen schuldig gemacht hatten. Er führte seinen Römern die Schmach und Unbill zu Gemüth, die das römische Reich so oft von diesem Volke erlitten hatte, und forderte sie zur Rache auf. Er bewies, daß sie nur allein durch unwankbare Tapferkeit sich selbst vor dem Tode oder der Sklaverei, ihre Weiber und Kinder vor Entehrung, ihre Tempel vor Entweihung retten könnten; er erinnerte sie an den Heldenruhm ihrer Vorfahren und bat sie, sich dessen würdig zu zeigen, und endlich ermahnte er sie auf sein Glück zu vertrauen, da er selbst noch immer in dem Kampfe mit den Hunnen Sieger geblieben sey.

Die beiden unermeßlichen Heere standen nun schlagfertig einander gegen über und erwarteten das Zeichen zum Anfange der Schlacht. Endlich, als der Mittag bereits herangenaht war, gab Attila die furchtbare Loosung zum Beginnen der

blutigen Arbeit. Vielleicht hatten noch nimmer zwei gleich große Heere, wie diese, mit einander gekämpft; wohl noch nimmer waren Feinde so erbittert gegen einander gewesen, wie diese. Der Kampf begann mit einem unerhörten Ungestüm; nicht Menschen sondern wilde Thiere schienen gegen einander losgelassen zu seyn, und es entstand eine Metzelei, die alles hinter sich zurückließ, was die Geschichte Blutiges und Grausames meldet. Noch nicht lange hatte der Kampf gewährt, als der Boden schon in einen Purpurteppich verwandelt war; aber bald strömten ganze Bäche von Menschenblut, die immer mehr anschwollen und zuletzt so groß wurden, daß die todten Körper darauf schwammen. Die römischen Legionen hatten den Vorzug einer bessern Taktik und zweckgemäßerer Waffen; den Scythen kam dagegen ihre überwiegende Körperkraft und ihre Abhärtung zu statten. Eine lange Zeit hindurch wurde von beiden Seiten mit gleicher Wuth gefochten, und der Vortheil blieb auch auf beiden Seiten gleich. Ganze Hügel von Leichen thürmten sich auf, man überstieg sie gleich Bollwerken, und focht so lange, bis man genöthigt wurde andere, die der grimmige Streit aufs neue gebildet hatte, zu übersteigen. Nach langem blutigen Kampfe, nach dem von beiden

Seiten mit Löwengrimm, mit Hyänenwuth gefochten worden war, schien endlich die Kriegeskunst des Aetius, die von der Tapferkeit Theodorichs auf das trefflichste unterstützt wurde, die Oberhand zu behalten. Diese beiden Kriegesfürsten, von denen der eine für die Erhaltung des römischen Reichs, der andere für seine Krone — beider Schicksal hing ganz von dem Ausfall dieser Schlacht ab — focht, drangen mit unwiderstehlicher Gewalt mit dem Kern ihrer Krieger auf die Gepiden und Ostgothen ein, und zwangen sie zum Weichen. Aber kaum gewahrte Attila solches, als er mit den besten seiner hunnischen Krieger seinen Bundesgenossen zur Hülfe eilte und die Schlacht wieder herstellte. Bei diesem Anlaß brachte Attila Viele, die dem Feinde den Rücken kehren wollten, mit eigener Hand um. Noch blieb der Kampf im Gleichgewicht, noch hatte kein Theil dem andern Boden abgewinnen können, als Thorsimund mit den römischen Legionen den Hügel, der in der Mitte beider Heere lag, besetzte und dadurch die Entscheidung zum Vortheil der Römer und der Westgothen herbeiführte. Vergebens strebten die Hunnen den Berg zu gewinnen; von diesem Haltungspunkte konnten die Römer nicht vertrieben werden und Attilas Heer, welches keinen ähnlichen

Rückhalt hatte, war nunmehr nicht im Stande sich im Wahlfelde zu behaupten und mußte die Flucht ergreifen. Die Sieger eilten den Ueberwundenen nach und brachten viele auf der Flucht um; selbst Attila kam in Gefahr erschlagen zu werden.

Attila hatte die Schlacht, aber auch zugleich etwas, dessen Verlust ihm noch empfindlicher als die Niederlage schmerzte, nämlich den Glauben an seine Unüberwindlichkeit, der allgemein bei seinem Volke herrschend gewesen, verloren. Viel, unendlich viel hatte er eingebüßt und man hätte sagen dürfen, Alles, wo seine eigene kräftige Natur ihm nicht unverändert, sein starkes Gemüth nicht ungetrübt geblieben und er dadurch im Stande gewesen wäre seine Lage klar zu überschauen und sogleich die zweckdienlichsten Mittel zu Wiederherstellung seiner Angelegenheiten anzuwenden. Die Niederlage hatte er nicht verhindern können, aber den Folgen derselben beugte er auf der Stelle vor. Er sammelte seine geschlagenen Krieger in der Wagenburg des Heeres, diese ließ er aufs engste zusammenziehen und die Lücken mit Schilden versetzen, so daß er sich eine Art von Festung gebildet hatte, in der er sich durch seine Bogenschützen mit Erfolg vertheidigen konnte und die dem Vordringen der Römer

plötzlich ein Ziel ſetzte. Die Römer und Weſtgothen ſtanden nun ſogleich vom Nachſetzen ab, aber Attila ließ ſeine Krieger die ganze Nacht hindurch unter den Waffen bleiben, damit kein Ueberfall ſeinen Schaden vergrößere. Daß die Lage des Hunnenheeres wirklich höchſt gefährlich ſeyn mußte, und daß die Sieger ihren Sieg wohl beſſer hätten benutzen können, erhellet daraus, daß Attila ſich ſchon den ſchlimmſten Fall als möglich dachte, und deßhalb Anordnungen gemacht hatte. Er hatte nämlich einen Scheiterhaufen von Sätteln errichten laſſen und ſeinem vertrauten Leibdiener den Befehl gegeben, ihn, wenn es den Römern gelingen ſollte in die Wagenburg einzudringen, niederzuſtoßen und ſeinen Körper auf dem Scheiterhaufen zu verbrennen, um ſich der Schande eines römiſchen Triumphs, und ſeinen Leichnam den zu befürchtenden Mißhandlungen zu entziehen.

In dem Römerlager wurde die Freude über den kaum gehofften Sieg bald durch die Nachricht von dem Tode des König Theodorich verbittert. Ob er durch einen Pfeil, den der Oſtgothe Andagis abſchoß, getroffen wurde, oder ob er bei dem Nachſetzen im Gedränge überge-ritten und zertreten wurde, iſt nicht mit Gewißheit auszumitteln. Auch Thorſimund wurde, da

er bis zur Wagenburg der Hunnen vorbrang, am Haupte, wiewohl nicht gefährlich, verwundet. Aetius ließ die Nacht nach der Schlacht seine Krieger, wie ermüdet sie auch seyn mochten, gewaffnet und in Schlachtordnung gestellt zubringen, auch ließ er fortwährend mit den musikalischen Instrumenten ein grosses Geräusch machen, damit die Hunnen nicht während der Nacht den Angriff erneuern möchten.

Viele sind der Meinung, daß es in Aetius Gewalt gestanden hätte, die Hunnen gänzlich und für immer zu vernichten, daß er dieses aber deßhalb nicht gethan habe, um nicht selbst entbehrlich zu werden, oder auch um die Macht nicht zu vertilgen, mit der nöthigenfalls die Westgothen im Zaume zu halten wären. Wie übereinstimmend dieses übrigens auch mit des Aetius arglistiger Politik seyn mag, so darf doch nicht übersehen werden, daß Attila so gar schwach noch nicht war, und daß der Versuch des Aetius ihn zu vernichten gar leicht seinen eigenen Untergang hätte herbeiführen können; und Aetius hätte nicht der kluge Mann seyn müssen, der er wirklich war, wenn er die ganze Existenz des Römerreichs auf ein so ungewisses Spiel hätte setzen wollen.

Thrasimund hatte sich vorgenommen den Tod

seines Vaters an Attila zu rächen, und seine Kriegesschaaren zeigten sich sehr bereitwillig dazu; aber Aetius gab ihm den Rath, sich vor allen Dingen in den Besitz des väterlichen Reiches zu setzen, damit seine Brüder ihm darin nicht zuvorkämen. Diesen weisen Rath befolgte der Prinz und ließ sich, nachdem er seinen Vater auf das prächtigste in der Hauptkirche zu Tolosa bestattet hatte, mit allgemeiner Beistimmung des Volks zum Könige der Westgothen ausrufen; dann aber belohnte er die Tapferkeit seiner Krieger mit königlichen Geschenken, so daß jeder gemeine Soldat dreißig Sestertien von ihm erhielt.

Aëtius sahe sich genöthigt sein Heer nach und nach heimlich abziehen zu lassen, denn seine auswärtigen Bundesgenossen wünschten in ihre Heimath zurückzukehren und allein war er mit seinen Römern nicht stark genug das Feld halten zu können. Attila dagegen spürte nicht sobald die Verminderung seiner Feinde, als er mit seinem Heere der Tunger und Tecacenser Land überzog und überall Mord und Brand verbreitete. Die furchtbare Schlacht, die hundert und funfzigtausend, nach andern hundert fünf und sechszigtausend Menschen das Leben kostete, hatte also die Folgen bei weitem nicht, die sich die kriegführenden Partheien davon versprochen hatten.

Das Drittel des Heeres, welches in Lusitanien
en mauriſchen Sultan vertrieben hatte, wollte
ttila, als es über die Pirenäen zurückkam, nicht
nehr für ihren Anführer anerkennen; er begegnete
en Kriegern dieſer Heerſchaar mehr wie ein Feind
enn wie ihr Feldherr, und zwang ſie dadurch,
ich dem Aëtius zu unterwerfen, der ihnen Wohn-
läße in den catalauniſchen Ebnen anwies. At-
tila zog nun, um die Lücken ſeines Heeres zu
rſetzen, nach Pannana zurück und bezeichnete
einen Rückweg überall mit den gräulichſten Ver-
heerungen, ſo daß man glauben mußte, er ſuche
llein im Verwüſten und Zerſtören ſeinen Ruhm.
Der Rückzug des Attila erfolgte aber weder ſchnell,
noch auf demſelben Wege, den er gekommen war;
denn ſolches würde einmal einer gezwungenen
Flucht gleich geſehen haben, denn aber würde
das noch immer ſehr große Hunnenheer in den
bereits verheerten Landſchaften nicht leicht zu un-
terhalten geweſen ſeyn. Er plünderte daher vor
allen Dingen die zwiſchen dem Rhein und der
Saone gelegenen Landſchaften aus und überzog
die Battaver, die Menapier, Ambianer, Aulir-
ger, Andicaner, Tricuſſer und Sammiter, die
an der Loire wohnen, welche Aquitanien vom
lugdunenſiſchen Gallien ſcheidet. Er verheerte
das ganze Land, welches gegenwärtig die Nor-

mandie ausmacht, und als er das ganze Gallien verwüstet hatte, da ging er an den Rhein zurück und unterwarf sich die Sikambrier und Busacterer, die zwischen dem Rhein und dem Vidrus wohnen. Darauf brandschatzte er die Lütticher und die Nitrionen und ging dann gegen die Friesen und die kleinen Chauzer, nach deren Plünderung er über die Weser und Elbe ging, bis jenseits des Siegeszeichens des Drusus, und die größeren Chauzer nebst den Wirunern und andere deutsche Völker sich zinsbar machte. Auch die Sachsen und die Völker, die an den Gestaden des sarmatischen Meeres wohnen, suchte er mit seiner verderblichen Gegenwart heim. Er überging kein Land, welches ihm irgend erreichbar war und verschonete selbst diejenigen Völkerschaften nicht, die mit ihm verbunden waren. Nur allein die Städte Paris und Utrecht blieben von seiner Gegenwart verschont, welches den Heiligen, die sich damals in beiden genannten Städten befanden, zugeschrieben wird. Als er bis nach Thüringen gekommen war, beschloß er seinem Heere eine Rast zu gönnen, damit es aber den Anschein haben möchte, als sey er in den catalaunischen Feldern Sieger geblieben, hielt er Ritterspiele und Siegesaufzüge. Auch fand er es angemessen, sich milde und freundlich zu zeigen; er lud die benachbarten Fürsten

n, seinen Festen beizuwohnen und gab ihnen
azu ein sicheres Geleit. Er belieh die Haupt-
ute seines Heeres mit Landbesitzungen, theil-
reiche Gaben unter seine Krieger aus, be-
benkte seine Gäste ansehnlich und zeigte
ch als einen großmüthigen und freigebigen
ürsten.

Hiebei muß erwähnet werden, daß die Ge-
chichtschreiber in Ansehung der Züge Attilas durch
allien sehr von einander abweichen. Einige be-
aupten, er sey unmittelbar nach der Schlacht
n den catalaunischen Gefilden geradezu nach
annonien gezogen und habe gleich darauf einen
weiten Zug nach Gallien gethan. Welchen Zweck
ätte er aber damit verbinden sollen, da er in
em Lande selbst sich nicht festsetzen wollte und
ene verheerte Gegenden seinen Heeren selbst nicht
inmal den nöthigen Unterhalt darbieten konn-
en. Es wäre denn, daß man mit Jornandes
nnehmen wollte, daß er nach dem italischen
riege wiederum nach Gallien gezogen sey. Am
ahrscheinlichsten ist es aber, daß er nur einmal
n Gallien gewesen, und bei diesem einen Zuge
lle die Völker, die mir oben genannt, und die
och folgenden, heimgesucht, gebrandschatzt und
nterworfen habe.

Ehe Attila in seine Heimath zurückkehrte

drang er noch bis nach dem venetiſchen Meere vor, und machte ſich die an deſſen Geſtade wohnenden Preußen und dann deren Gränznachbarn, die Lithauer zinnsbar. Darauf aber ſetzte er ſeinen verheerenden Zügen für dieſesmal ein Ziel, und führte ſeine zahlreichen Schaaren durch Deutſchland nach Pannonien zurück.

Als er in ſeiner Hauptſtadt Sicambria angekommen war, brachte er zuerſt dem Kriegesgott reiche Opfer von der eroberten Beute dar, dann aber ließ er zu Ehren ſeiner Feldzüge glänzende Feſtſpiele halten. Attila führte nun eine Pracht und ein Wohlleben an ſeinem Hofe ein, welches mit ſeinem kriegeriſchen Charakter gar nicht ſtimmte, und früher etwas unerhörtes bei ihm war. Er ließ ſchwelgeriſche Gaſtmähler veranſtalten, die bis tief in die Nacht währeten; man ſahe Schauſpiele und Tänze in ſeinem Pallaſt aufführen und er ſelbſt gab ſich mehr, als es ſonſt ſeine Gewohnheit war, der ſinnlichen Liebe hin.

Man iſt darüber nicht einig, ob er in Hinſicht dieſes ſchwelgeriſchen Lebens bloß ſeiner Neigung folgte und ſeinen Leidenſchaften ſo zügellos fröhnte; oder ob er nicht vielmehr unter dieſer Hülle eines unerſättlichen Wüſtlings nur die Geſinnungen ſeiner Unterthanen und Bundesgenoſſen

und die Absichten seiner Feinde desto besser erfor-
schen wollte. Gewiß ist es, daß er in vier Ge-
genden seines weiten Reiches Landschafter unter-
hielt, denen Läufer beigegeben worden waren, die,
ihm in der größten Eile alle Neuigkeiten, die ihm
wichtig seyn konnten, überbringen mußten. Auch
war er ungeachtet seines wohllüstigen Lebens doch
weder unthätig noch sorglos; denn er sammelte
Schätze, brachte Kriegesvorräthe zusammen, er-
gänzte und verstärkte seine Legionen und ließ sie
häufige Waffenübungen halten, versorgte die Ve-
teranen seines Heeres, und bestellte andere, die
jungen Kriegern Unterricht in der Waffenführung
geben mußten. Man bemerkte überhaupt an ihm
während dieser Zeit des Friedens eine seltene Mi-
schung von Tugend und Laster, und sein Betra-
gen war von der Art, daß jeder an ihm irre wer-
den mußte. Es schien unbegreiflich, wie Attila
zu gleicher Zeit so tief in allen Genüssen versun-
ken seyn konnte, als ob er nie ein anderes Ziel,
nie ein anderes Geschäft gehabt hätte, und doch
wieder sich so eifrig und sorgfältig auf den Krieg
vorbereitete, als ob der Kampf seine einzige Lei-
denschaft sey. Einen gleichen Widerspruch bot
die unerträgliche Bedrückung des alten Urvolkes
von Pannonien dar, wodurch sie gezwungen wur-
den auszuwandern und sich mit Attilas eigener Er-

laubniß mit Zurücklaſſung aller ihrer Habe neue Wohnſitze in Apulien zu ſuchen, und dann wieder die ſorgfältige und gelinde Verwaltung neu eroberter Länder.

Fünf Jahre währete dieſer Friedenszuſtand, während welcher Zeit Kaiſer Martianus zu Konſtantinopel und Kaiſer Valentinian in Rom ruhig regierten. Auch die gothiſchen, galliſchen, vandaliſchen Könige ließen die Waffen ruhen und der Friede ſchien ſeine Segnungen über die ganze Erde verbreiten zu wollen. Doch es war nur eine Windſtille vor dem Sturm; Attila war zum Frieden nicht geboren und nicht umſonſt hatte er die Kriegesrüſtungen ſo eifrig betrieben, deren Ziel nun bald bekannt werden ſollte.

Die Zertrümmerung des abendländiſch-römiſchen Reiches, wenigſtens aber die Unterwerfung deſſelben, war es, was Attila ſich vorgeſetzt hatte, und wozu er nach einer fünfjährigen Ruhe ernſthafte Anſtalten machte. Da er nach der Schlacht in den catalauniſchen Feldern einen Frieden mit den Römern geſchloſſen hatte, der ſo ehrenvoll für ihn als drückend für jene war, und da die Römer die Bedingungen des Friedens auf das pünktlichſte erfüllten, ſo bedurfte es eines Vorwandes, um ſie mit Krieg zu überziehen, doch deßhalb konnte Attila, wenn ihm auch die

öffentliche Meinung nicht mehr ganz gleichgültig war, nicht verlegen seyn, denn wer den Streit sucht, findet auch den Anlaß dazu sehr leicht. Attila ließ um die, durch eine freie Lebensweise einigermaßen berüchtigte Schwester des Kaisers, Placidia, zur Gemahlin anhalten und forderte zugleich die Hälfte des Reiches als Heirathsgut. Die Prinzessin selbst würde ihm vielleicht nicht vorenthalten worden seyn, da sie ohnehin sich ihm selbst soll haben antragen lassen, aber die geforderte Morgengabe mußte denn doch natürlich verweigert werden, und dieses war für den Hunnenkönig ein ausreichender Grund zum Kriege, den er nun ohne Aufenthalt begann.

Die zunächst an der östlichen Küste des adriatischen Meeres gelegenen Länder wurden zuerst von Attila überzogen, damit er einen Zusammenhang zwischen Pannonien und Italien, welches er hauptsächlich angreifen wollte, haben möchte. Jene Provinzen waren zu der Zeit beinahe von aller militärischen Besatzung entblößt, daher an keinen ernstlichen Widerstand zu denken war. Demungeachtet wurde aber die männliche Bevölkerung an den mehresten Orten niedergehauen, gleich als ob sie sich zur Wehre gesetzt hätte, Weiber und Kinder wurden in die Sklaverei geführt, die Städte und Dörfer, aber erst

geplündert und dann verbrannt. Außer mehreren weniger berühmten Oertern traf dieses Loos auch Tregurium, den Römern wegen des dort sich findenden schönen Marmors wichtig, ferner Scardona an Dalmatiens Gränze und dann Belgrad und darauf Sicum oder Sibinicum, wo Kaiser Klaudius den Veteranen einen Aufenthalt gegründet hatte. Diese berühmte Stadt wurde mit Sturm erobert, daher ihr Schicksal um so trauriger war. Als nun alles bis zum Berge Sardonius mit Feuer und Schwert verwüstet war, belagerte Attila Corona. Diese Stadt öffnete zwar freiwillig ihre Thore, demungeachtet wurde sie geplündert und ihre ganze männliche Bevölkerung in die Dienstbarkeit geschleppt.

Bis dahin hatte das Hunnenheer noch keinen Widerstand von Bedeutung erfahren, denn nirgends waren hinreichende Streitkräfte auf einem Punkte beisammen, die mit einigem Erfolg dem ungeheuren Heere hätten entgegen gestellt werden können; aber in Solona machten die Einwohner ernsthafte Anstalten zur Gegenwehr. Diese reiche, mächtige, durch ihren Handel und ihre jährliche Messen damals berühmte Stadt lag etwa dreitausend Schritte vom Meere in einer fruchtbaren Ebne und wurde von einem schiffbaren Flusse durchströmt. Sie war stark befestigt

und die zahlreichen und muthigen Einwohner, die aus dem Beispiel anderer Städte wohl wußten, daß auch eine freiwillige Unterwerfung ihnen keine Schonung bei diesen Barbaren bewirken würde, beschlossen sich bis auf das Aeußerste zu vertheidigen. Für die Hunnen war der große Reichthum dieser Stadt längst ein Gegenstand ihrer Habsucht gewesen, und mit großer Bereitwilligkeit rückten sie davor. Doch sie fanden die Thore verschlossen, die Bürger zu einer hartnäckigen Gegenwehr gerüstet und die Aufforderung Attilas wurde bestimmt und mit Verachtung zurückgewiesen.

Dieser unerwartete Widerstand und der Trotz, mit welchem er angekündigt wurde, erbitterte Attila so sehr, daß er schwur ehe sein ganzes Heer vor dieser Stadt aufopfern, als ohne sie erobert zu haben, davon ziehen zu wollen. Er ließ nun unverzüglich stürmen, doch er erhielt nichts dadurch, als die Ueberzeugung, daß Soissons wenigstens keine leichte Eroberung seyn würde. Nach einer kurzen Pause von drei Tagen, die dazu angewendet wurde die Belagerungswerkzeuge zu vervollständigen, wurde der Sturm mit dem größten Nachdruck erneuert. Ein Theil der Belagerer griff mit Widdern und andern Sturmmaschinen die Thore an, während

ein anderer bemühet war die Gräben auszufüllen und hohe Thürme, die in der Eile errichtet worden waren, an die Mauern zu ſetzen, um von da aus in die Stadt zu dringen. Doch auch die Bürger waren nicht unthätig; ſie empfingen die Anrückenden mit einem Hagel von Pfeilen und Steinen, ſtürzten ſie von der Mauer herab, zerſtörten das Belagerungszeug und tödteten eine groſſe Menge ihrer Feinde. Dieſe unerwartete tapfre Gegenwehr erhöhete die Wuth der ſtürmenden Hunnen; ſie machten ſtets neue Angriffe und ließen nicht nach, bis eine Anzahl von ihnen die Mauer erklimmt hatte. Doch indem ſie dadurch ſchon Meiſter von der Stadt zu ſeyn glaubten, ſahen ſie ſich auf einmal mit Blitzesſchnelle aus ihrem Vortheil verdrängt und von der Mauer geworfen. Da es nach dieſem Verſuche nicht möglich ſchien die Mauer zu überſteigen, ſo bemüheten die Belagerer ſich ſie zu zertrümmern. Nun wurde zu gleicher Zeit die Stadtmauer untergraben und mit den Widdern berennet, bis endlich ein bedeutendes Stück davon einſtürzte. Doch die Bürger waren darauf ſchon vorbereitet, rollten Weinfäſſer, die mit Steinen gefüllt waren, vor die Oeffnung, warfen in der Eile Schanzen auf und hemmten auf dieſe Weiſe das Vordringen der Feinde. Aber die

Belagerer ſchienen nicht eher ablaſſen zu wollen, bis ſie die Stadt erobert hätten; ſie ſtürmten aufs neue und kamen wirklich in die Stadt. Nun glaubten ſie ſich am Ziele, allein die Straſſen waren verrammelt, aus den Häuſern ſtrömte ſiedendes Pech auf ihre Häupter, ſtürzten Steine und Holz auf ſie herab und ſie ſahen in den Bürgerinnen der Stadt, die auf dieſe Weiſe ſie angriffen, einen neuen Feind gegen ſich entſtehen, auf den ſie in keine Weiſe gerechnet hatten. Dieſe hochherzige Weiber ermunterten ihre Gatten und Söhne zu einer tapfern Gegenwehr, kämpften ſogar ſelbſt in ihren Reihen und feuten mit dem glühend gemachten Pech und Harz den Hunnen ſo ſehr zu, daß ſie die errungenen Vortheile wieder fahren laſſen und ſich abermals aus der Stadt begeben mußten.

Einer ſolchen Tapferkeit hatte ſich Attila von den Bürgern Solonas nicht verſehen, und er ließ mit dem Angriff inne halten, um das Leben ſeiner Krieger zu ſchonen. Zweitauſend Hunnen waren bei dieſem Sturm geblieben, die Solonenſer aber zählten nur hundert Todte. Die Bürger benutzten die Waffenruhe, um ſich mit Speiſe und Trank zu erquicken, dann aber beſſerten ſie die Mauer aus, warfen hinter derſelben Verſchanzungen auf und legten dazwiſchen

tiefe Gräben an, damit sie auch nach der Erstürmung der Mauer sich zu vertheidigen im Stande wären.

König Attila sah wohl ein, daß je längere Zeit er den Bürgern gestattete, sich auf die Vertheidigung vorzubereiten, je schwerer ihm die Eroberung der Stadt werden müsse, daher ließ er den Angriff kurz darauf wieder erneuern. Er hoffte die Belagerten durch Erschöpfung ihrer Kräfte endlich zur Uebergabe der Stadt zu bewegen; deßhalb ließ er unaufhörlich stürmen, und da es ihm an Mannschaft nicht fehlte, so wurden die Stürmenden, wenn sie ermüdet waren, durch andere Krieger abgelöset, die dann mit neuen Kräften den Angriff fortsetzten. Die Bürger wälzten große Steine und Balken von den Mauern und hielten so die Angreifenden fern, und da die Nacht einbrach und sie ihre Feinde nicht mehr sehen konnten, da hieben sie mit Aexten von der Mauer herunter, um jede Annäherung zu verhindern. Aber dadurch waren sie so sehr erschöpft, daß, als der Tag anbrach und Attila mit seiner ganzen Macht ausrückte und selbst eine Sturmleiter bestieg, sie die Mauer verlassen mußten. Doch noch hatten sie den Kampf nicht aufgegeben, sie zogen sich hinter die Verschanzungen zurück und als die Hunnen nach-

drangen, fielen sie in die Fallgruben und wurden ihrer darin eine große Menge von den Bürgern mit hinabgeworfenen Steinen zerschmettert. Attila ließ die Gruben ausfüllen und drang in die Verschanzungen ein. Die Bürger sahen nunmehr wohl, daß es ihnen nicht gelingen würde, die Stadt zu erhalten, aber sie waren auch überzeugt, daß sie von dem Sieger keine Gnade zu erwarten hätten, darum wollten sie wenigstens ihr Leben so theuer als möglich verkaufen und fochten mit der Kraft der Verzweiflung. Dadurch erschwerten sie zwar die Eroberung der Stadt und brachten den Hunnen einen ungeheuern Verlust bei, aber retten konnten sie sich nicht mehr. Die Hunnen drangen endlich über die Leiber der Tapfern vor und die Stadt war gewonnen.

Hatte Attila nie Schonung gegen eine eroberte Stadt geübt, so durfte man sie hier von ihm um so weniger erwarten, da ihm die Belagerung dieser Stadt eine Menge seiner besten Krieger gekostet und einen langen Aufenthalt verursacht hatte. Er ließ alles ohne Unterschied des Alters und des Geschlechts umbringen, und nach einer allgemeinen Plünderung wurden die herrlichen Gebäude, wodurch Solona berühmt war, von Grund aus zerstört und eine der

ſchönſten Städte des römiſchen Reichs ſo ganz von der Erde vertilgt, daß auch ſelbſt nicht einmal eine Spur ihres einſtigen Daſeyns zurückblieb.

Nach der Zerſtörung Solonas überzog Attila verheerend das ganze Land bis an den Berg Adrium, der mitten in Dalmatien liegt und darauf nahm er die Städte Absyrtium und Phariam, ferner Priamon, Ninia, Sinecium und Meleda oder Corcyra. Damit er aber deſto ſchneller Italien erreichen möchte, begab er ſich nach dem Fluſſe Turus, der von den rhebiſchen Gebirgen herabkommt, die Gränzſcheide zwiſchen Liburnien und Dalmatien macht und zwiſchen den Städten Solona und Jadra ins adriatiſche Meer fällt. Hieſelbſt ſchlug er ſein Lager auf und traf Anſtalten zur Eroberung der Stadt Jadra.

Dieſe Stadt, die kaum weniger groß, reich, prachtvoll und feſt war wie Solona, lag auf einer Halbinſel, die durch eine Ebne von großer Fruchtbarkeit und Schönheit, die ſich nach einem unſern davon gelegenen Gebirge hinzog, mit dem feſten Lande zuſammen hing. Attila ließ die Stadt zur Uebergabe auffordern, doch gewährte er, was Jedermann Wunder nahm, den Häuptern der Stadt auf ihr Anſuchen fünf Tage Bedenkzeit wegen der Uebergabepunkte. Dieſe un-

erwarteter Milde entſtand wahrſcheinlich aus einer Art von Reue, die der Eroberer über die entſetzliche Metzelei in Salona fühlte, auch war die Stadt ſehr feſt und bei einer entſchloſſenen Gegenwehr ohne groſſen Menſchenverluſt von ſeiner Seite nicht zu nehmen. Während der fünftägigen Bedenkzeit ließ Attila durch einzeln ausgeſandte Abtheilungen ſeines Heeres viele Städte und Dörfer, die in der Gegend lagen, einnehmen und plündern, die am Meere gelegene Städte Evona, Cortinum, Agyruntum und Vegeia unterwarfen ſich freiwillig dem Hunnenkönige.

Unterdeſſen hatten die Bürger von Jadra ihre Lage erwogen und, von Salonas Schickſal abgeſchreckt, den Gedanken an eine Vertheidigung aufgegeben. Sie erboten ſich Attila für ihren Herren anzuerkennen, ihm als ſolchen Folge zu leiſten, und ihm eine Summe von zwanzig Talenten zu zahlen, wenn er ihnen ihr Leben und Eigenthum belaſſen wollte. Attila ging den Vertrag ein, doch mit dem Beding, daß ihm die Stadt geöffnet würde, damit er mit einer mäßigen Bedeckung einziehen könnte. Wegen der Anzahl ſeiner Begleiter entſpann ſich nun eine neue Unterhandlung, die den König einigermaßen unwillig machte; doch mußte man ſich in ſeinen Willen fügen. Er beſetzte nun die Feſte und ließ

einen Befehl ergehen, daß niemand an der Habe der Bürger ſich vergreifen ſollte. Aber als die Hunnen den großen Reichthum der Stadt ſahen, waren ſie aufgebracht, daß ſolcher ihnen nicht zu Theil werden ſolle und erlaubten ſich einzelner Beraubungen. Die Bürger, auf Attilas Verſprechen bauend, widerſetzten ſich der Plünderung und bei der Gelegenheit wurden einige der zügellosen Hunnen umgebracht. Solches wollten Andere rächen, wogegen ſich die Bürger mit gewaffneter Hand zur Wehr ſetzten. In der Nacht kam es zum völligen Aufruhr. Attila wurde davon aufgeweckt und eilte ihn zu dämpfen, da er dieſes aber nicht im Stande war, ſo ließ er mehrere Mannſchaft herbei kommen und befahl die Stadt zu plündern und die Bürger umzubringen. Mehrere der Vornehmſten flüchteten ſich mit ihren Familien und mit ihren Schätzen auf die Schiffe und ſchifften nach Italien über, doch der größte Theil der Einwohner kam um und die Stadt wurde darauf bis auf den Grund geſchleift.

Die Belagerung, Stürmung und Eroberung Roms

durch Kaiſer Caroli V. Kriegsvolk,

ein merklich Hiſtori, voll verborgener Geheimniß Gottes.

Anno 1527. trieb die große Noth an Geld und Proviant des Kaiſers Volk auf Bononia und zu, in welchem Zug der gemeine Hauf etlich Tag wenig oder gar keine Lieferung hätt und war der Mangel von Placenz ein Scherz dagegen, darum die Knecht deſto förderlicher auf Rom eilten. Kamen in das Kloſter St. Onufrii, welches vor der Stadt lieget, darin funden ſie ein wenig Wein, damit ſich das Kriegesvolk labet, und wieder zu ihm ſelbſt kam. Da lagen ſie mitten unter den Feinden, vor ihnen der Papſt, die Urſiner und die ganze Römiſche Gewalt, hinter ihnen zog auf ſie mit des Papſtes Kriegesvolk des

Herzog von Urbino die bis auf dreißig tausend geschätzt wurde, Französisch, Venedisch und Italianisch, dazu alle umliegende Landschaft was Kaiserl. Majestät Feind, allein Senis ausgenommen. Der Herzog von Bourbon, des kaiserlichen Volks Oberster Hauptmann, schickt seinen Trompeter zwei mal in Rom von wegen Kaiserl. Maj. begehrend Erstlich, dem Volk paß, ihrem Fürnahmen nach ferner zu ziehen zu geben und Proviant um eine ziemliche Bezahlung. Dieses ward mit verächtlichen Worten abgeschlagen. Zum ander begehrt der Herzog von Bourbon die Stadt Rom zu öffnen in Kaiserl. Majestät Namen. Darauf Signor Bencio, des Bapst oberste Hauptmann, an den Trompeter sagen ließ, er sollte sich weg machen, und nicht mehr kommen, oder er wollt ihn henken.

Darauf ging der edel theure Fürst, Herzog von Bourbon, mit sein Doppelsöldnern, Fändrichen, Hauptleuten, alten Kriegsleuten elends zu Rath. Die Noth war da, sie waren hinten und vorne mit Feinden umlegt; allein daß der Herzog von Urbino mit seinem Haufen 30,000 Mann stark daher ziehend, noch nicht da war, und wurden bald zu rath, sie wollten morgen früh die Vorstadt Burga Nova elends aus dem Steigreif mit Leitern, wie sie mochten, stürmen,

weil die Mauer zu brechen kein genugsam gewaltig Geschütz da war, darinnen sie sich aber baß erhalten möchten, und dardurch deſto eher ein Vertrag um Geld, das Kriegsvolk zu bezahlen, vom Bapſt erlangen. Es war ihnen auch ein nicht kleiner Troſt, die Zwietracht der deutſchen und der wälſchen Beſatzung zu wiſſen. Zum vierten, die auf dem Hals liegende Noth des Hungers und der Feinde halb, die ſie hoch in ihren Nöthen verlachten. Darum ward beſchloſſen, es wär's beſt, friſch und ellends am Morgen früh zu ſtürmen, und ernſtlich mit Gott anzugreifen, ehe der Herzog von Urbino ſich mit ſeinem Haufen nahet.

Da ward am Morgen in einem Nebel, der ſie zum Theil ziemlich bedeckt, der Sturm heimlich angetreten, die Leitern angeworfen, mit einem verlornen Haufen an die Stadtmauer gelaufen, und in des Bapſts Zeughaus, darin eine große Menge Hakenbüchſen lagen, gefallen. Der verlorne Hauf der Deutſchen ſtürmt zur Pforten St. Spiritus hinein und fielen gewaltig in die Vorſtadt Rama Burga nova genannt, und der größere Heerhaufen eilte ihnen unerſchrocken nach. Alſo ward Vormittags die Vorſtadt, und des Bapſts Pallaſt darin, mit Sturm erobert. Es kamen darin an fünftauſend

Wälschen, von des Bapſt Clementis Soldaten um; von des Kaiſrs Kriegsvolk ſind ungefähr dreihundert, meiſt nur Spanier, geblieben, auch ward der edle und theure Herzog von Bourbon kaiſerl. Maj. oberſter Kapitain in dieſem Sturm erſchoſſen. Alſo war die Vorſtadt in der Eil geplündert und wenige gefangen genommen. Da gab der Bapſt mit viel Cardinälen, Florentinern, Biſchöfen und andern großen Hanſen die Flucht in das Caſtel St. Angeli.

In ſolchem Fliehen über die Engelsbrück ſind viel jung und alt, Weib und Kind, dannes der getreten und geritten worden, auch etliche zerdrückt und alſo tod geblieben. Darum das römiſch Volk erſchrecket und verzagt, hat nicht wiſſen mögen wohin es in ſolcher elender Angſt ſoll fliehen und iſt oft als ſey es unſinnig, den feinden in die Hände gelaufen. Dieſen Flüchtigen eilten die Spanier mit ſieben Fähnlein nach und erſchlugen faſt alles. Man mocht auch aus dem Caſtell nicht ſchießen, weil es alſo in einander lief, in Sorgniß zu treffen das eigne Volk.

Als nun die Römer ſolchen Ernſt erfuhren, deſſen ſie ſich nach des Bapſtes Vertröſtungen nicht verſehen hatten, haben ſie elends Markgraf Albrecht, der als ein geborner Deutſcher, den Deutſchen angenehm ſeyn ſollt, mit großen

Bitten vermögt, mit Kaiſerl. Majeſtät Kriegsvolk um einen Frieden und Anſtand zu handeln, ſie wollten thun was begehrt würde und ihnen möglich ſey, damit weiter nicht mit dieſer Strenge verfahren würde. Der Fürſt ließ ſich in Anſehung der vielen unſchuldigen Kinder bereden, und den Jammer bewegen mit des Kaiſers Volk um einen Stillſtand auf eine merkliche Summ Geldes und andere Condition gütlich zu handeln. Aber die Zeit war dem genannten Fürſten ſchier zu kurz in ein Haus zu fliehen und ſein Leben zu erretten, der denn auch darnach gefangen und alles deſſen beraubet ward, was er in Nam hatte, allein des Lebens nicht, da ihr ein Hauptmann aus der Spanier Hände mit guter Practik erledigt, ohne weitere Schätzung. In ſolchem hitzigen Gemüth fielen die Knecht auf Mittag in das andere Quartier der Stadt über die Brücke, Sanct Pancratii trans Tiberim genannt, und ſtürmten für und für. Sie drangen gewaltig vor, alles was ſie fanden ward verderbt, ſackſtirt, geplündert, gefangen oder erſtochen; ein Jeglicher wurde, nach dem Anſehen ſeines Standes geſchätzt, alſo daß man wahrhaftig meint, im ganzen Rom wäre gar wenig Volks über drei Jahr gefunden, das der Schätzung entgangen ſey. Etlich wurden drei mal geſchätzt, mehr

denn ſie vermochten, und wenn an ihr Unvermögen nicht geglaubet wurde, wurden ſie erſtochen oder aus Rom ins Elend getrieben. Man vermeint, daß nach bezahlter Schätzung noch aus Rom gezogen ſind, um ihr Leben zu erretten, an zwanzig tauſend Menſchen.

Es ward gar niemandes, auch des deutſchen Spitals nicht verſchont, und alſo deſſelben Tages ferner über die Brück St. Sixti mit Glück in die rechte Hauptſtadt Rom (die auf einen Tag nicht gebauet und doch in einem Tage zerſtört ward) gedrungen, die wurde gewaltig erobert ganz durchaus verheert, es wurde erſchlagen oder gefangen, was ſie ankamen, etlich Cardinál, Biſchöf, Prälaten, Pankerer, Mönch, Nonnen gefangen, geſchätzt, zum Theil ihren Willen bei den Nonnen geſucht; viel Bücher, päpſtliche Bullen, Brief, Regiſter, alle alten Privilegia und was deßgleichen funden worden, iſt alles verbrennet und durchſtochen, mit Zähnen zerriſſen, mit Füßen darauf geſprungen, daran den Kaufleuten und Bankerern ſonderlich viel gelegen war und ſonſt viel lieber alles verloren hätten. Alſo lagen die Gaſſen, Häuſer und Ställ darin Eſel und Roß geſtanden hatten, voller Brief und päpſtlicher Bullen ſo den Beſtien untergeſtreuet. Es ſind auch die Kirchen St.

Peters, Pauls, Laurenz ꝛc. keine ausgenommen, durchaus gar geplündert; Kelch, Meßgewand, Monſtranzen und allen Ornat darin, alles aufgebrochen und hinweg genommen, auch alles Heiligthum mit Gold oder Silber verziert ausgezogen, vom Silber und Gold entblößt, und das Heiligthum liegen laſſen, alſo daß in ganz Rom kein Kelch oder Zierd auf dieſer Zeit gefunden werden mocht in allen Kirchen. So ſind dazu in St. Peters Kirchen und vor dem Altar darin, an zweihundert Perſonen erſchlagen worden; darunter ſind viel Schweizer, des Bapſts Trabanten auch umgekommen, und alſo die ganze Stadt Rom durchaus ob dreizehn Tag von Deutſchen und Spaniern geplündert, ſackimiet, gefangen und erſchlagen worden iſt. Viel aber die viel Jahr von Armuth wegen hart gedient haben, und allweg gut kaiſerlich dem Bapſt nie wider den Kaiſer haben wollen helfen, ſo ſie das dem Kriegesvolk angezeigt, hat ihnen doch nichts mögen nützen, ſondern das Kriegesvolk hat zu ihnen geſagt: warum ſie nicht zu ihnen hinaus an die Mauer gekommen ſeyen, und beim Stürmen geholfen hätten.

Summa allerlei Volks aller Nation, Juden, Heiden, arm und reich, was Geld hat mögen geben, iſt geſchätzt und gemartert worden

und ist ihnen die strapa cordæ gegeben. Etliche die sich ihrer Unvermöglichkeit wegen (wie gesagt) geweigert haben viel Geld zu geben sind bei den Hoden aufgehängt, oder sonst gepeinigt worden. Dazu sollen etliche böse Buben unter den Spaniern Mägdlein unter zehn Jahr angewendet haben ihren Muthwillen mit ihnen zu vollbringen, daran ihr etlich sollen gestorben seyn; darob etliche treffliche Krieger groß Mißfallen bezeugt und zuletzt mit der Hand zu strafen sich unterfingen.

Auch ferner sind etliche Bischöf und Prälaten, als die Dieb mit den Händen auf den Rücken gebunden, zu Rom von einem Losament in das andere geführet worden, mit großem Gespött, bis sie ihre Schatzung baar aufgezählt erlegt haben.

Es haben auch etliche Spanier viel schöner edler Clusterjungfrauen zu ihrem Willen hinweg geführt. Etlich Römer haben ihre Töchter wieder von ihnen erkauft und, nach schändlichem Brauch von ihnen erlöst, etliche um zwanzig, etliche um dreißig Ducaten; etliche die sonst oder aus vielfältiger Schatzung in Armuth gekommen waren, haben das Lösegeld für ihre Kinder kläglich unter den Knechten erbettelt; also daß Rom funfzehn Täge ohne Ordnung gestanden, Jeder-

mann sein a'zen Gewalt und Muthwillen darin geübt hat, und alles Recht ist gewesen was jedem geliebt und gelüstet hat. Es ist auch etwa einer zwei oder drei mal geschätzet worden, also daß viel Römer aus Rom entlaufen und nach bezahlter Schatzung mit Weib und Kind von Haus und Hof gen Venedig, Ancona und Neapolis gezogen sind, allein daß sie mit dem Leben davon gekommen; und ist in Rom all Ding so zerrüttet und verwüstet, daß kein ganzer Bau zu Rom mehr steht. Es sind auch etliche Cardinäle gefangen, nämlich Cardinal Sena, der aus seinem eignen Haus geführt, geschätzt und darnach sein eigen Haus durchaus geplündert, zuvor gestürmt ist und die Pforten verbrannt worden sind. Item Cardinal Ponceto; dabei etliche Spanier groß Gut an Gold und Silber funden; Cardinal Aracöli, so ein Barfüßer gewesen und Cardinal Mineroa, ein Predigermönch. Die sind geschätzet worden; wie hoch weiß man nicht eigentlich. Es ist auch ein alter trefflicher Römer Dominicus maximus gefangen, zwei seiner Söhne im sechs und zwanzigsten Jahr ihres Alters erschlagen, da sie zum Schutz ihres Vaters zur Wehr sich stellten. Die Spanier, durch ihre Kundschaft haben die trefflichsten Hofe in Rom vor den Landsknechten (dieweil sie in der

Ordnung, in Eroberung der Stadt [illegible] erſten waren) eingenommen, die Herren darin gefangen, geſchätzt und darnach den Herren und ſein Haus ſalvieret, Fried, Geleit und Schutz zugeſagt. Darob die Landsknecht, die ſolches über vier oder fünf Tage erfahren, erzürnt waren und ihrer etliche Rotten den Spaniern in die Häuſer gefallen ſind und mit Gewalt genommen, was ſie gefunden haben. Alſo iſt das Kriegsvolk ſo reich geworden davon nicht genugſam zu ſagen iſt, alſo daß in tauſend Jahren dergleichen nicht gehört, noch keine Chronik Meldung thut. Die Römer und ihre Weiber vermeinen die Zerſtörung der Stadt Jeruſalem, ſey ihrer Zerſtörung und Elend nicht gleich geweſen. Denn zu allem Unglück haben etliche Römer Schand an ihren Weibern und Töchtern von Spaniern zugefügt anſehen müſſen, ſo daß ſie lieber geſtorben wären und um den Tod baten. Gemeine Knechte thäten taglich große Fürſtenſpiel vor St. Peterskirchen und auf dem Campo Florá dadurch alle Stunden Lärmen unter ihnen und den Spaniern entſtand und etliche verwundet wurden etliche auf dem Platze blieben. Es wurden auch dazumal in Rom von dem Kriegesvolk Waare und Güter, an Ringen, Kleinod, Edelgeſtein, Perlen und Seidenzeug um einen Ducaten ver-

kauft, was mit zehn oder zwanzig Ducaten nicht geſchaffet worden iſt. So lagen alle Gaſſen voll zerſchlagenen und zerriſſenen köſtlichen Hausraths, voll Polſter Betten, Teppichen, ſeiden Leinwand Kleider, und von mancherlei ſchöner Arbeit, Kunſt und Schönheit gemacht. Es ſind auch die todten und erſchlagenen Körper, deren Zahl man nicht wiſſen mag (etliche ſagen von achttauſend, etliche von zehentauſend, doch an fünfhundert kaiſerliche darunter) fünf oder ſechs Tag unbegraben geblieben und ſtinkend geworden.

Das Kreuz an der guldnen Pforten St. Peters Münſters ward abgeſchlagen, deßgleichen in St. Peters Grab Geld geſucht. Ein venediſcher Hauptmann, Signor Alexander de Vitela genannt, kam nach zehen Tagen nach Eroberung der Stadt mit tauſend Mann zu Roß und zu Fuß Dienſt begehrend; dieß ward ihm und all ſein Volk gegeben und er zum Cardinal Columna geordnet. Es ſchneiet gleichſam Volk zu, aber keinem wurde nach dieſem mehr der Dienſt verhießen. Des Kriegesvolks etliche Rotten und gute Geſellen ritten auf Roß und Eſeln täglich in der Stadt um, vor das Caſtell St. Angeli. Einer unter ihnen, zum Geſpött dem Bapſt, kleidet ſich mit drei Kronen, Chermantel und dergleichen Pomp, wie der Bapſt pflegt zu reiten.

Viele Landsknechte folgten ihm, die ſich als Cardinäle angezogen hatten, andere mit Biſchofshüthen angethan. So ſie vor des Bapſtes Caſtel kamen oder ſonſt Cardinäle, Biſchöfe und Prälaten gefangen gehalten wurden, gab der falſche Bapſt ihnen den Segen. Einmal ließ ſich der gemacht und ſelbſtgewachſene Bapſt mit einem Pokal voll Wein vor die Engelsburg tragen, den Wein ſegnete er und trank ihn dem verdrungenen Bapſt zu. Darnach tranken die ſelbſtgemachten Cardinäle all, als des Bapſtes treue und gehorſame Glieder, und ſchwuren dem vermeinten Bapſt keine Kirch zu bauen, den Kaiſer als ihren rechten Herren zu erkennen, keine Herrſchaft oder andere Praktik zu üben wider das römiſche Reich, ſondern als geiſtliche Leut der Obrigkeit gehorſam zu ſeyn, wie Chriſtus, Petrus und Paulus befehlen, und ſelbſt gethan haben. Darnach ſchrie der landsknechtiſche Bapſt: den Luther will ich zu meinem Nachkommen machen und ihm das Bapſtthum ſchenken, wem ſolches gefällt, der ſoll mit mir einen Finger aufheben. Alſo huben ſeine Cardinäle ihre Finger auf und viele ſeiner Biſchöfe ſchrien Luther Bapſt, Luther Bapſt! Darob freilich der rechte Bapſt eine kleine Freude hat gehabt, keinen Augenblick ſicher, wenn es über ihn gehe, alſo, daß ihm

wohl mit seinen beiwohnenden Cardinälen und Bischöfen der Angstschweiß ausgebrochen seyn mag und wahrlich das Lachen ihm theuer geworden ist. Ein anderer Kriegsmann, der Grünwald genannt, der hat sich öffentlich gegen das Castel hören lassen: er wollt gern ein Stück aus des Bapst Leib fressen, damit er solches dem Luther sagen möcht, weil der Bapst Gottes Wort verstopft und verhindert.

Aus der alten Capelle im Pallast, darin man dem Papst all Offica, Meß, Vesper ꝛc. gesungen hat, haben die Landsknecht einen Roßstall gemacht und mit Bäpstlichen Bullen darunter gestreuet. Den Herzog von Bourbon, ihren obersten Feldhauptmann, der im Anfange des Sturms erschossen worden ist, haben sie in die Capelle St. Sixti darin der Bapst seine Messe im Beiseyn der Cardinäle mit großem Pomp singt, gelegt und ihm sein Schwert im Arm nach Fürstlicher Gewohnheit gegeben, begraben.

Der Cardinal Columna von Kaiserl. M. Parthei, der aus Furcht vor dem Bapst und seinen Anhängern eine Zeitlang aus Rom entfernt gewesen war, kam in eigner Person mit tausend Mann zu Roß und Fuß wohl gerüstet am achten Tage nach der Eroberung der Stadt gen Rom. Als er alle Verwüstung nach der Länge angesehen,

hat es ſich verwundert und geſagt; es ſey ein Werk Gottes, daß ſolches mit ſo weniger Mannſchaft vollbracht worden.

Ein Jahr ungefähr zuvor hat der Vicekönig von Neapolis in eigner Perſon, mit ihm Don Hugo de Monchada ein Spanier, als das kaiſerliche Volk aus dem Königreich Neapolis abzog, den Bapſt auch ungewarnter Sach mit viertauſend zu Fuß und mit tauſend Pferden überfallen. Sie ſind bei Tag und Nacht fürder gezogen und haben ihre Maaßregeln ſo genommen, auch alle Päſſe ſo aufgehalten, daß man von ihrem Ankommen in Rom nichts erfahren, bis ſie ſelbſt da waren und die Stadtthore einnahmen mit ſechshundert Pferd und an jedem Stadtthor zweihundert Pferde halten ließen; worauf der geſammte Haufe nachrückte und in Colona gekommen iſt. Daſelbſt haben ſie ſich bis in die dritte Stunde gewehrt und reſervirt. Da macht das kaiſerlich Kriegsvolk auch alsbald ſeine Ordnung, in die Burg zu ziehen und das Palatium im Namen kaiſerl. Maj. zu nehmen und auch das Schloß St. Angeli. Als ſie nun vor das Palatium zogen, fanden ſie Niemand darin, denn ſich der Bapſt in der Eil und ins geheim ins Caſtel St. Angeli geflüchtet hat. Alſo haben ſie die Pforte im Palatium aufge-

ſtoßen, darin ſie viel Güter gefunden, da in der Eil nichts hat mögen geborgen werden, die haben ſie ſackiret und geplündert. Sie haben auch des Bapſts Capelle ſackiſiret.

Da der Bapſt, daß es nicht Scherz ſey, vernahm, hat er mit Don Hugo als Oberſten des kaiſerlichen Volks ſich zu vertragen, handeln laſſen. Das iſt geſchehen ein Jahr davor 1526. Dazumal ließ gedachter Don Hugo durch einen Trompeter ausrufen, daß ſich niemand fürchte, denn er werde gegen niemand von Kaiſerl. Majeſtät wegen nichts handeln noch geſtatten. Aber unangeſehen ſolches Berufs, haben etlich in Rom aus Furcht eines Ueberfalls das Beſte an gewahrſame Ort gebracht und man höre nichts denn ſchreien Imperio, Imperio, Liberta Colanco!

Dieſer oberſter Hauptmann kam, ſprich ich, mit dem Vice Rei, wie geſagt iſt, nach ſechszehn Tagen der Eroberung auch nach Rom mit dreitauſend Landsknechten, ſiebentauſend Spaniern ꝛc. und mit viel Geſchütz. Setzten von wegen Kaiſerl. Majeſtät in Rom drei oberſte Gubernatores, die an Statt des Kaiſers als Verweſer alle Ding ſollten verwalten.

In des Cardinals Enkefort Haus, der auch von Kaiſerl. Maj. Parthei war, flüchteten die Römer und auch viel andere Cardinäle, Biſchöfe

und Prälaten viele Güter, in Hoffnung es sollt da alles sicher seyn, bei des Kaisers Freund. Das warne den Spaniern verkundschaftet, die bald dasselbe Haus einnahmen, worauf sich des nannten Cardinal mit ihnen vertrug für seinen Leib, Haus, Hof und alle seine Güter zu zahlen dreißig tausend Ducaten, dafür haben sie ihn salvirt. Darnach über fünf oder sechs Tagen ist Herrn Jurgen von Fronspergs Sohn Melchior genannt, zum Cardinal kommen, guter Gesellschaft halben, darob die Spanier Sorg trugen, er würd die Landsknechte an sich ziehen und das Haus mit allen Gütern einnehmen, darum sie fürkamen und bei der Nacht alle Kasten und Kisten, Truhen und Schloß geöffnet, voll Geld und groß Gut gefunden, dasselbe eilend in ein ander Haus gethan und des andern Tages das öde Haus verlassen, dessen sich der Cardinal nicht beklagen durfte, und darauf sind deutsche Knechte darin loseret worden. Es waren überall Küchen und Keller frei, niemand kauft weder Speis noch Trank und es gebrach mehr an Austrägern, denn an Trank.

Ein alberner Mensch bei Senis geboren Johannes Baptista genannt, der etliche Zeitlang in Rom elend und halb nackend gegangen war, setzte sich, am Grünen Donnerstag anno 1527,

als man das Abendmahl beging und die Bulla In Coena domini verlas, mit groſſer Pracht in St. Peters Münſter, auf ein groſſes Bild St. Peters und fing öffentlich wider den Bapſt, die Cardinäl, Biſchöfe und Prälaten an zu predigen. Bekehrt euch zu Gott, eurem Herrn, ſagte er, die Zeit iſt hin; ſtehet ab von eurem böſen Weſen. Wo es nicht bald geſchieht, ſo werdet ihr und ganz Rom zerſtört; denn Gott will es länger nicht mehr anſehen. Und du Bapſt bis nicht rechter Bapſt, denn du willt deinen Gott austreiben und dich gröſſer machen ꝛc. Mit dergleichen und viel andern Worten zeuget der Thor gegen den Bapſt und die Geiſtlichen, die Red ward verlacht und für eines albernen Menſchen Red geachtet. Etliche groſſe Hanſen ſagten: er iſt ein Narr und dieſelben reden viel und haben die Freiheit zu reden was ſie wollen. Dieſe Red hat der Arme gleich wieder beantwortet und geſagt: er ſey kein Narr jetzund, ſondern hat ihnen den Befehl Gottes verkündigt. Man hat aber die Red für eines Thoren Red gelten laſſen. Gleich darauf am h. Oſtertag ſetzt er ſich wieder an die vorgemeldete Statt und als der Bapſt ſein Pomp und Zeremonien gehalten hat, fing der arme obgemeldte Menſch an dergleichen ernſtliche Red zu thun wider den Bapſt und alle

ſeine Glieder. Soll auch mit etlichen Worten den Bapſt wegen ſeines Herkommens geſchmäht und geſchändet haben, darob viel ſeines Volkes großen Verdruß trugen und endlich des Bapſt Cämmerer, Florentiner und Guardi ſein verwahret und den armen Menſchen ins Angeſicht geſchlagen. Da hat er zur Antwort gegeben, das woll' er gern um ſeines Herrn Willen leiden, darauf man ihn denn eilends in das Kaſtel St. Angell gefangen geführt. Zu denen hat der Arme geſagt: Ich werd nicht lange euer Gefangener ſeyn; eure Gewalt über mich wird bald ein End haben.

Nach bemeldeten Tagen iſt das Kriegesvolk, wie oblaut am ſechsten Tag des Maien nach Oſtern Rom überfallen und hat dieſen armen Menſchen aus ſeiner Gefängniß erledigt. Als der Arme alles zerrüttet ſah, verwundert er ſich ſtillſchweigend hoch, und als der Plunder und Raub hin und wieder getragen ward, ſprach er: Lieben Geſellen, die Zeit iſt hin; raubt und nehmet was ihr findet, denn ihr müßt das alles wieder ausſpeien ꝛc. Dieſes Menſchen Prophezeihung hat ſich bei dem Bapſt und bei dem Kriegsvolk bewähret; beim Bapſt wie gehört iſt, beim Kriegsvolk nicht weniger. Denn es fiel eine Peſtelenz ein unter die Knecht, daß ſie da-

hin fielen wie die Schnaken, und wer schon dieſer entrann, konnt ſein Gut doch nicht aus Wälſchland bringen, und muß ſich Leibes und Lebens dabei beſorgen, wie denn viel von den Riſſiänern ausgezogen umkamen und trugen ihre eigen Feind bei ihnen, die ihr viel ums Leben brachten. Der Mehrtheil, wie etlich ſagen, mußten mit ihrem alten Handwerk, das iſt, mit garten *) in Deutſchland kommen. Alſo garten ihrer viel bei dieſem Reichthum, etliche verſpielten ihr Theil der Mehrtheil ſtarb.

Der Bapſt, da er im Schloß St. Angeli mit allem Geſchütz und kleiner Proviſion gelegen, machte in der Zeit mancherlei Practik und berufft Stillſtand, in der Meinung, er wolle ſich ergeben dermaaßen: Bapſt Clemens ſoll Kaiſerlicher Majeſtät frei überantworten Parma, Placencia, Modola Bononia, Oſtia, Voza, Caſtellana, ſo iſt Neapolis bis gen Rom ſelbſt zu Kaiſerl. Majeſtät gefallen. Dazu ſoll gemeldter Bapſt allen Knechten ihren ausſtändigen Sold etwa viel Jahr her von Kaiſerl. Maj. wegen entrichten, der ſich bis auf viermal hundert tauſend Ducaten belaufen würd! Item ſein eigen Perſon in Kaiſerl. Majeſtät Hand gefangen ſtellen.

*) Betteln.

Ferner von Sr. Maj. Gnad erwarten was und wie man mit ihm handeln würde. Alſo ergab ſich der Bapſt, mit allen denen ſo bei ihm in der Engelburg waren, Kaiſerl. Majeſtät gefangen, am ſechsten Tage Junii. Da legte man ein Fähnlein Deutſcher und ein Fähnlein Spanier in die Engelburg und mußten alle Gefangene geloben wider Kaiſerl. Majeſtät nimmer zu thun. Ueber etliche Tag wollte man durch heimliche Practik den Bapſt ohne Wiſſen gemeinen Heers hinweg führen. Da das ein Spanier hört macht er eilends Lärmen und die dieſer Abſicht verdächtigen Herren mußten entlaufen und durften nicht mehr unter den Haufen kommen. Die Kriegsleut wollten kurzab vom Bapſt bezahlt ſeyn, was ihnen Kaiſerl. Maj. von zehn Jahren ſchuldig geblieben iſt, deren etliche Hauptleut tauſend Ducaten an ihn forderten. Während dem ſoll ſich der Herzog von Urbino ſieben tauſend Mann ſtark an Kaiſerl. Maj. ergeben haben. Es lagen auch der todten Körper, Vieh, Roß, Eſel in der Stadt Rom mehrentheils nicht tief begraben, daß die Menſchen, da ſchon Fried ward, ſchier nicht in Rom konnten bleiben und eine treffliche Peſtilenz und Theurung aller Ding folgt darauf, dergleichen vor nie gehört iſt worden.

Alſo iſt der Römer Hochmuth geſtraft und des Kriegesvolk Raub auch an den Galgen gegangen.

Die vorſtehende Beſchreibung der Eroberung und Plünderung Roms iſt wörtlich, bis auf einige unweſentliche Abkürzungen und Veränderungen gänzlich unverſtändlicher Ausdrücke aus der Chronik des Sebaſtian Franken von Woerd genommen, der ein Zeitgenoſſe der erzählten Begebenheit war und ſeine Chronik ſchon neun Jahre darauf (1536) herausgab. Dieſe Eroberung der Hauptſtadt der chriſtlichen Welt nimmt unter den merkwürdigen Ereigniſſen des ſo thaten- und begebenheiten reichen ſechszehnten Jahrhunderts eine bedeutende Stelle ein und darf als die erſte große ſichtbare Folge der Reformation angeſehen werden, obgleich es nur Katholiken waren, die gegen einander kämpften. Bis dahin hatte der päpſtliche Hof ungeſtraft ſeine intriguante Politik ausüben und demjenigen Fürſten, der in Italien ein Uebergewicht zu erhalten anfing, eine Menge Widerſacher erwecken dürfen, um ihn zu ſchwächen und ſeinen Einfluß auf die italiſchen Angelegenheiten zu mindern. Wurde auch dieſe, dem erſten Prieſter

des Gottes des Friedens unwürdige Zwietrachtsstiftung bekannt, und der, gegen den die Feindschaft erregt war, wollte Rache nehmen, so wurde ihm der furchtbare Bannstrahl entgegen geschleudert, seine Krieger versagten ihm den Dienst und der dreifach Gekrönte blieb Sieger in dem Kampfe. Die Macht der deutschen Kaiser in Italien war vor allen ein Gegenstand der Eifersucht der Päpste, daher waren gegen diese ihre Kabalen auch vorzüglich gerichtet. Frankreich dagegen wurde mehr geschont, damit dasselbe dem deutschen Reichsoberhaupte das Gleichgewicht halten konnte; doch wenn auch Frankreich zu mächtig werden wollte, so wurde es schnell mit Deutschland in einen Krieg verwickelt. In Frankreich hatte das Ansehen der Päpste durch ihren langen Aufenthalt darin während des 14ten Jahrhunderts zwar viel eingebüßt, und Carl der VIII. durfte es schon wagen sich mit einer Armee Rom zu nahen und dem Papst erniedrigende Bedingungen vorzuschreiben, aber es war doch noch bei Unterhandlungen geblieben, die die Würde des Papstes als geistliches Oberhaupt ungekränkt ließen und der unglückliche Zug dieses Königes nach Neapel wurde noch immer als eine göttliche Strafe, für die Vermessenheit, das Gebiet des Papstes feindlich beschritten zu haben,

angeſehen: noch blieb immer eine gewiſſe Scheu, vor dem geiſtlichen Blitz des Vatikans und deſſen möglichen Folgen zurück, und die Meinung von der Allmacht des gekrönten Prieſters beſtand noch immer im Weſentlichen, wenn ſie gleich auch hie und da wankend geworden war. Die Reformation war aber nun gegen die päpſtliche Hierarchie in die Schranken getreten, der Glaube an die Heiligkeit des Papſtes war durch ſie erſchüttert worden und wie wenig Karl und ſeine Krieger auch der Reformation ſelbſt anhingen, ſo waren ſie doch durch die Lehren derſelben aufgeklärt genug geworden, um überzeugt zu ſeyn, daß ihr Seelenheil durch einen Krieg gegen den Papſt nicht in Gefahr gerathe. Schwerlich hätte man vor Anfang der Reformation es wagen dürfen mit einem ſo kleinen Heer, von mächtigen Feinden umgeben, vor Rom zu gehen und es durch das Verſprechen der Plünderung der heiligen Stadt zur Eroberung derſelben anzureizen. Und der in der Engelsburg eingeſchloſſene Papſt wagte nicht den Bannſtrahl auf die Belagerer zu ſchleudern; er wagte es ſogar nicht damit zu dröhen; denn er wußte ſehr wohl, daß dieſe einſt furchtbare geiſtliche Waffe durch die Reformation alle Kraft verloren habe und auch den Rechtgläubigen nicht mehr ſchrecke.

Wie vortheilhaft aber auch die Demüthigung des Papstes der Sache der Aufklärung auch seyn mochte, so kann der Freund der Menschheit doch nicht umhin die bei der Eroberung Roms vorgefallenen Gräuelscenen und den unersetzlichen Verlust zu beklagen, den Kunst und Wissenschaft durch die barbarische Verwüstung dieser Stadt erlitten haben. Rom hatte kurz vor und unter Leo X. Pontificat sein zweites goldenes Zeitalter erlebt. Es herrschte ein großer Reichthum in der Stadt, und die Schätze der Kunst und Wissenschaft lagen daselbst in unermeßlicher Menge aufgehäuft. Was bei Roms Plünderung davon verloren gegangen ist, kann nicht anders als höchst beträchtlich seyn, und ist als ein Verlust zu betrachten, der die ganze Menschheit betroffen hat.

Karl der V. hatte durch die Eroberung Roms den höchsten Triumph erlebt; er hatte das zwischen Frankreich, Venedig und Rom gegen ihn errichtete Bündniß vernichtet, und das Kirchen-Oberhaupt, einst mit den Kronen seiner Vorfahren willkürlich schaltend, war sein Gefangener auf Gnad und Ungnade geworden. Karl hatte auf diese Weise Nutzen von der Kirchenreformation gezogen (denn, wie schon gesagt, ohne sie wäre er nie zu einem solchen Siege über den

Papſt gelangt) aber nun fing er ſie auch mehr als je zu fürchten an, da er ſie als das größte Hinderniß ſeiner, auf die Erblichkeit und Unumſchränktheit ſeines Stammes auf dem deutſchen Kaiſerthrone berechneten, Plane betrachtete. Die Reformation verwarf alle Willkür, wies Herkommen und Gebrauch zurück und ließ keine Machtſprüche gelten. Sie brachte Ideen in Umlauf, die allerdings der Unumſchränktheit nicht günſtig waren; wie mochte Carl, der ſo gern das Suppremat in Europa geſtiftet und auf ſeine Nachkommen vererbt hätte, ihr Anhänger ſeyn? Er hielt es für nöthig ſie zu unterdrücken, doch glaubte er ſolches durch den Arm der weltlichen Macht nicht ausführbar, und daher beſchloß er das Anſehen des Papſtes wieder herzuſtellen, damit von Rom aus die neue Lehre mit Nachdruck bekämpft werden könnte. Auf dieſe Weiſe wenigſtens iſt nur die Veranlaſſung der mit ſo höchſt erniedrigenden Zeremonien verbundene Krönung Karls in Bologna zu erklären. Karl beſaß die Würde und Macht des deutſchen Kaiſers ſeit mehreren Jahren und es konnte ihm wohl nicht beikommen eine Vergrößerung und Befeſtigung derſelben von einer eiteln Zeremonie erwarten zu wollen, bei der er ſich ſo großen Demüthigungen unterwerfen mußte. Auch reiſ-

gldse Rückſichten konnten ihn ſchwerlich dazu vermögen, wohl aber die ihm einleuchtende Nothwendigkeit durch die Feierlichkeit der Kaiſerlichen Krönung, die Würde des allgemeinen geiſtlichen Oberhaupts anzuerkennen, damit ſolches der Reformation, die er fürchtete, ſich mit Nachdruck entgegen ſtellen könne. Wir theilen die

Krönung Kaiſer Karl V zu Bononia, gleichfalls nach der Beſchreibung Sebaſtian Frankens mit.

Einzug Kaiſerlicher Majeſtät gen Bononia auf die Krönung.

Nun von der Einreitung kaiſerlicher Majeſtät auf die Krönung gen Bononia, Anno 1529 am 5 Tage Novembris. Dem Kaiſer ſind von Bononia entgegengeritten fünf und zwanzig Cardinäl wohl gerüſtet; die ſind von ihre Eſeln abgeſtiegen, Sr. Majeſtät einen halben Büchſenſchuß weit entgegen gegangen und haben ſie mit großer Reverenz empfangen. Die Bürger von Bononia ſind nachmals, bis etwa dreitauſend Pferd, entgegen geritten, da iſt der Kaiſer mit ſolchem wohlgeputztem Zeug eingeritten, dergleichen vormals in Italien nicht geſehen worden iſt, mit ſeinem Geſchütz, Hund, Schanzern, alle mit Sträuſern aus Lorbeernlaub in den Händen

tragend. Ferner dreizehn Fähnlein deutſcher Knecht, viel groſſer Herren in lauter Küraß, denen man zwei Fahnen hat vorgeführt; eine von weiſſen Damaſt, darin ein rothes Kreuz, auf der andern Seite der Papſt; das iſt der Kirchen Fahn; die andere ganz gulden, mit einem ſchwarzen Adler. Der Küraſſier ſind bei ſieben hundert geweſen, von denen der Mehrtheil mit ihren Pratſchen, in gulden und ſilbernen Stücken, gelbem Sammet, ſchönen Federbüſchen und Geſchmück gekleidet. Bei ſechshundert kaiſerl. Maj. Trabanten, all' in gelben Kleidern mit blau und braun verbrämt. Darunter iſt Kaiſerliche Majeſtät geritten unter einem guldenen Himmel, auf einen weiſſen ſtolzen Hengſt, mit einem goldnen Gebiß, Zaun und Steigreif; in einem ganzen Küraß und darüber einen guldnen Wapenrock anhabend. Der Marſchalk hat ihm ein bloß Schwert vorgeführt. Auch fünf und zwanzig guter Edelleute ſind neben Sr. Majeſtät geloffen, in guldnen Leibröcken, mit weiſſen Atlaß überzogen, darob zerſchnittenen roth Sammeten Hoſen, mit rothem Carmoſin Wämſen von Atlas. Auch Sr. Majeſtät aber ſind gefolgt dreiſſig Küraſſiere, mit geel und ſchwarzen Sammetröcken, darauf ſechs Fähnlein Spanier, der Mehrtheil Büchſenſchützen, deren bei dreitauſend

ſind geweſen mit dem König aus Hespania gezogen. Als ſie auf den Platz ſind kommen hat die päpſtliche Heiligkeit ſich auf einem guldin Seſſel mit großer Köſtlichkeit aus dem Pallaſt laſſen tragen, auf eine Stellung der Kirchen Sanct Petronii.

Als nun Kaiſerliche Majeſtät unter das Thor kommen iſt, ward ihm ein Creuz von einem Cardinal vorgehalten, das küſſet Sein Majeſtät. Darauf wurden ausgeworfen eitel Ducaten und Kronen, länger denn eine halbe Stunde, lauter Gold. Nachmal Münze, darunter etliche Kronen in Gold, daß man ſchätzt bis in dreitauſend Ducaten oder fünftauſend Gulden ausgeworfen ſind. Als nun Kaiſerl. Maj. auf den Platz kam, iſt ſie abgeſtiegen und unter einem guldnen Himmel hinauf in den Tempel zu der vorgemeldten Stellung gegangen. Da iſt der Bapſt aufgeſtanden und hat ſich drei mal vor ihm geneigt. Indem iſt Sr. Majeſtät zum Bapſt hinzugekommen, vor ihm nieder gefallen auf beide Knie und hat dem Bapſt Füße, Hände und Backen geküßt, iſt darauf wieder niedergefallen und hat auf eine Seite des Bapſtes gekniet, bis die andere Herren alle ihm die Füße geküßt haben. Der Kaiſer hat alſo kniend zum Bapſt in Latein geſagt: „Heiliger Vater ich bin hie

bei Ew. Heiligkeit, zu der ich mich lang gefreuet hab, als Ewr. Heiligkeit Sohn, des Christlichen Glaubens Vater zu seyn und meine Werk sollen meine Worte übertreffen. Indem ist der Bapst aufgestanden hat Sein Kaiserl. Majestät drei mal geküßt an den Backen, sich schuldig geben und Gnad begehrt, hat auch gebeten Sr. Maj. soll ihm die Fußküssung nicht verargen, sein Will sey nicht dabei gewesen, aber die Ceremonie wollens also haben, so wie Kaiser die Krone holt. Da ist der Bapst wieder in den Pallast getragen worden und Sr. Maj. ist zu Fuß hienach gegangen. Da ward ein solch Trummeten, Posaunen und Zinkenblasen, als käme der jüngste Tag; wo er ging schrie alles Volk für und für ohne Aufhören mit lauter Stimm Vivo imperio per mar et per terra, daß manchem Mann und Frauen vor Freud die lichte Zähren sollen herab seyn geflossen. Kaiserl. Majestät schenkt dem Bapst einen Seckel voll Gold, darin eitel guldin Medayen mit Kaiserl. Maj. Haupt, geschätzt auf drei tausend Ducaten in Gold. Darnach ist alles Geschütz abgangen, ob dreitausend Halen und Halbschlangen, alle Glocken geläutet, so in der ganzen Stadt waren und künstlich Freudenfeuer gemacht auf dem Platz.

Am sechsten Tag ist Kaiserl. Maj. den ganzen Tag mit dem Bapst in den Räthen gesessen und allda die Krönung fürgenommen worden.

Kaiserl. Majestät beide Krönungen in Bononia.

Darnach am 22. Februarii Anno 1530 ward zu Bononia in Italia Kaiserl. Majestät mit der eisernen Kron gekrönt auf diese Weis. Man trug ihm vor aus seinem Pallast ein Schwert in einer sehr köstlichen Scheid von Perlen und Edelgestein in Gold gesetzt; item den Zepter und Apfel und eine guldene Kron mit einem eisenen Reif. Da ging Kaiserlich Majestät zwischen zweien Cardinälen, und als er vor dem großen Altar in der Kirchen vor einem Cardinal niederkniet, mußt er schwören den gewöhnlichen Eid (Ich unterlaß hie viel Zeremoni und Pomp, was für Herren vor und nach S. Majestät seyn gegangen, in was Rüstung und scheinbarlicher, köstlicher Kleidung; die funfzehn Fähnlein Landsknecht und Hispanier in einer Schlachtordnung auf den Kaiser haltend, item bei achthundert Roß alles halb Küraſſier). Nachdem salbet der Kardinal den Kaiser am rechten Arm und auf den Rücken zwischen den Schultern. Nachdem kam der Bapst Clemens VII. mit viel Cardi-

nälen und ſetzet ſich in einem Stuhl zwei Staffeln höher denn der Kaiſer. Als man die Epiſtel ſang, kniet Kaiſerl. Majeſtät vor dem Bapſt nieder. Da zog der Bapſt das ihm gereichte Kaiſerliche Schwert aus und gab es dem Kaiſer in die Hand und ſtecket es wieder ein und gürtet es dem Kaiſer an die Seite. Der Kaiſer zog das Schwert aus ſteckt es drei mal in die Erde und ſchwang es eben ſo oft in die Luft. Nachmals ſetzt der Bapſt Sr. Majeſtät die Kron auf und gab ihm das Zepter und den Reichsapfel mit viel Gebeten und Benedictionen.

Nach dem Evangelio ward Kaiſerl. Majeſtät zum Altar geführt, der opfert zwölf Doppelducaten. Da riſſen ſich die Pfaffen, ſo zum Altar dienten alſo darum, daß das Geld verloren ward und keiner nichts haben wollt. Da man das Agnus Dei ſang, ſtund Kaiſerl. Maj. abermals auf und küſſet den Bapſt an den Backen, und ging zum Altar und communicirte. Nach vollbrachtem Amt der heiligen Meß ging der Bapſt und der Kaiſer aus der Kirche mit einander, jeglicher in ſein Gewahr. Alſo iſt kürzlich die erſte Krönung vollendet. Der es geſehen und beſchrieben hat, der hat ſich nichts Höheres verwundert, denn der köſtlichen Inful ſo der Babſt hat getragen, die viel höher iſt

geschätzt worden denn alles, so der Kaiser an diesem Tag an sich getragen hat.

Darnach auf den vier und zwanzigsten Februari ist die guldene Krönung geschehen mit solchem Pomp und Triumph, daß nicht zu beschreiben ist. Erstlich ist die Kirch, mit solcher Zier der Teppich zugerichtet, daß groß Gut nicht bezahlen kann, und eine Brück, wo man hoch vom Saal des Pallastes gehen konnt bis zur Kirche, wunder zierlich geschmückt mit Bäumen und grünem Laub. Und als Kaiserliche Majestät über diese Brücke kam und etliche Schritte fürüber war, brach hinter ihr die Brücke bei zwei Klafter weit und fielen viel seiner Hatschiere herunter, was etlichen Schaden bracht. Auf dem Platz waren aufgerichtet zwei Löwen und ein Adler in der Mitte, aus deren Mäulern entsprang rother und weißer Wein. Nahe dabei briet man einen ganzen Ochsen, der war ausgefüllt mit einem Schwein, einem Lamm und vielen Rephühnern, Kapaunen, Pfauen und anderm Geflügel, die reckten alle die Köpfe zu des Ochsen Bauch heraus, welches alles geplündert worden ist. Und nach der Krönung hielt man im Palatio freie Küche für Jedermann.

Auf dem Platz waren gestellt tausend und achthundert Landsknechte und tausend und fünf

hundert Spanier; um dieſe ringsum war großes Geſchütz gepflanzt. Darnach ward der Bapſt daher getragen, von zwölf Männern auf einem roth ſammtnen Seſſel mit goldnen Knöpfen; neben ihm lief ſeine Guardia von Landsknechten bis zum Tempel. Der Bapſt war geſchmückt mit vorbemeldeter köſtlicher Kron; ihm folgte ſeine Muſik und Saitenſpiel und vor und nach gingen viel Doctores, Pfaffen, Notarien, Canonici, vier und ſechszig Biſchöfe und zwanzig Cardinäle in großen Ceremonien; alle in Meßgewändern und geinfult. Auf dieſe kam Kaiſerliche Majeſtät mit hundert Hiſpaniſchen Herren, alle in Gold gekleidet mit köſtlichem Zobel und Kleider mit Perlen und edlem Geſtein geſtickt. Da ward nichts denn goldene Stück geſehen, und ihre Diener und Hofgeſind waren auch in Gold, Sammet und Seiden gekleidet. Ich geſchweig hie des großen Geſchell, der Inſtrument, Orgeln, Pfeifen, Poſaunen, Trummeten ꝛc. ꝛc. item wer die Regalia und Kleinot, als Schwert, Apfel, Zepter, Kron vorher getragen hab und mit was ſeltſamer Rüſtung. Der Kaiſer ging in einem guldnen Stück mit einem Ueberſchlag von Hermelin zwiſchen zwei Cardinälen, die führten ihn in eine Capelle und nahmen abermals von ihm einen Eid, wonach er in einem

weißen Chorrock zum Prieſter geſalbet ward. Bald darauf wurde er in einer andern Capelle wieder umgekleidet und mitten in die Kirche geführt, wo er niedergekniet und zum andernmal einen gewöhnlichen Eid geſchworen hat, die Chriſtliche Kirche und den Bapſt zu erhalten.

Darnach, als ſich der Kaiſer auf die Erde niedergeleget, fing man an die Litanei zu ſingen und ſang: ora pro eo. Nach dieſem ging Sr. Majeſtät vor den Altar, ſprach kniend ſein Gebet, und ging dann nochmals zu dem Bapſt und machte ihm eine Reverenz bis auf die Erde. Darauf ward er wieder in eine Capelle geführt, da ſchwur er abermals dem Cardinal, der ihm den rechten Arm und den Nacken ſalbte, das Evangelium zu beſchützen und machte der Cardinal aus ihm ein Evangelier.

Da blieſen die Trummeter auf und als Kaiſerl. Majeſtät wieder vor dem Bapſt kam, nahm ihm der Graf von Naſſau die Krone von ſeinem Haupt; da fiel er dem Bapſt zu Fuß, küßte ihm Hand und Füße mehrmals und darauf gab ihm der Bapſt den Segen. Darnach ging Sein Majeſtät in einen Stuhl, da küßten die Cardinäle dem Bapſt die Händ und die Biſchöfe die Füße. Die vier Stücke, Zepter, Apfel, Schwert und Krone wurden auf den Altar geſetzt und zur

Epiſtel ward Kaiſerl: Majeſtät in den Chor geführt vor dem Bapſt. Der Kaiſer kniete daſelbſt vor dem Bapſt, der ihm das Schwert gab, welches er, als er damit umgürtet worden war, auf die Weiſe wie ſchon vorgemeldet auszog und in die Erde ſteckte und in die Luft ſchwang. Nun ſetzte der Bapſt dem Kaiſer mit vielen Zeremonien die Krone auf ſein Haupt, die war ſehr köſtlich. Darauf blies man aber auf und jetzt gab erſterer dem letztern den Reichsapfel und das Zepter wodann ſich der Kaiſer vor dem Bapſt bückte und zu ſeiner Rechten geſetzt wurde, doch etliche Staffeln niedriger, den ſchuldigen Gehorſam anzuzeigen. Da man das Evangelium ſang, warf der Kaiſer alle ſeine Zier und Kron von ihm und kam vor den Bapſt wie ein Levit gekleidet, fiel nieder auf die Erd, küſſet dem Bapſt die Füß und ſtellet ſich nachmals hinter dem Bapſt. Dem brachte man Waſſer die Händ zu waſchen und gleich darauf wurde er zum Altar geführt. Dem ging der Kaiſer auf der Socken nach; und als er zum Altar kam nahm er die Paten, darauf die Hoſtie lag. Die küſſet der Kaiſer und gab ſie dem Bapſt mit einer Reverenz bis an die Erd und küſſet und kredenzet dem Bapſt ſeine Hand, kniet darnach hinter dem Bapſt. Und da es gewandelt ward und die

Meß bis aufs Pacem gebracht, küſſet der Kaiſer den Bapſt, deßgleichen thäten alle Cardinäle. Darauf ward der Bapſt in einen Stuhl geführt, dem ging der Kaiſer hinten nach. Da brachte man dem Bapſt, der da in ſeinem Stuhl ſaß, das heil. Sacrament und den Kelch, welches er ſitzend empfing. Bald darauf kniet Kaiſerl. Maj. vor dem Bapſt nieder und empfing das Sacrament von ihm. Nachdem wuſch man beiden die Hände.

Nach vollendeter Meß wartet das Sacrament vor der Kirche auf den Bapſt in einem Käſtlein, auf einem weißen Zelter gebunden, mit einem guldnen Stück umhängt. Als nun das Amt der h. Meß aus war, ward eine Prozeſſion verordnet, mit allen Cardinälen und Ständen der Kirchen. Da nun der Bapſt und der Kaiſer vor die Kirche kamen, da hielt man zwei ſchöne türkiſche Pferd, eines für den Bapſt, das andere für den Kaiſer. Auch waren gemacht drei Staffel mit Carmoſin Sammet bezogen, dahin führet der Kaiſer den Bapſt zu ſeinem Roß und ſtellet ſich, als wollt er nach dem Steigreif greifen, daß der Bapſt den Fuß darin ſetzet; aber er ergriff ihn nicht. Denn fiel Sr. Maj. ſeinem Roß in den Zaum und hielt es bis Sr. Heiligkeit aufgeſeſſen war, da ſaß Sr. Maj.

auch auf und ritten mit dem Sacrament unter einem güldnen Himmel Proceßweis bis in den Pallast. Hinter ihnen wurden drei ledige englische Zelter geführet, die waren mit güldnen Stücken behängt. Es wurden vier und sechszig gnldner langer Röcke gezählt, ohne die Leibrock deren schier ein jeder Edelmann einen hatte; denn Sammet, Atlas und Damast galt da nicht: alles dem Kaiser zu Ehren. Sr. Majestät Herold warf geschlagen Gold aus, Ducaten in Gold und andre Münz, durch alle Gassen. Man führt dem Bapst ein aufgemacht Zelt auf einem Pferde nach. Zuletzt ritt Kaiserl. Majestät vor dem Bapst in St. Dominikus Kirchen mit großer Zeremonien und schlug allda viel Wälscher, Deutscher, Burgundischer, Spanier und Franzosen zu Ritter. Darauf begab sich der Kaiser ins Palatium zurück und nun war das Geschütz auf dem Platz abgeschossen und das Kriegesvolk zog ab. Nachmals hat man thurniert, scharf gerennet, gestochen und viel Freudenspiel angefangen. Soviel von der Krönung.

Die vorbeschriebene Krönung Karl des V. zeichnet sich vor vielen früheren kaiserlichen Krönungen, von denen die Beschreibungen bis auf

uns gekommen ſind, durch die oft wiederholten Demüthigungen des Kaiſers gegen den Bapſt aus. Daß ein Kaiſer dem Papſt vor der Krönung die Füße küßte, war ein herkömmlicher Gebrauch, doch nirgends findet man, daß er dieſes ſo wiederholt gethan hätte, und es muß allerdings auffallen, daß Karl V. ſich einer ſolchen Demüthigung gegen einen Papſt unterwarf, der ſich ihm zum Gefangenen auf Gnade und Ungnade hatte ergeben müſſen; einer Demüthigung und Erniedrigung, die weder ſeine Macht vermehrte noch unmittelbar befeſtigte. Wer mit Kaiſer Karls Charakter und Handlungsweiſe bekannt iſt, der wird wiſſen, daß dieſer Monarch nicht ohne Eyrgeiz war und den Umfang ſeiner Macht ſehr wohl kannte, alſo auch überzeugt ſeyn mußte, daß er daran durch die päpſtliche Krönung, deren ſchon mehrere ſeiner Vorfahren ſich begaben, keinen Zuwachs erhalten konnte. Wenn er ſich dennoch dieſer erniedrigenden Zeremonie unterzog, ſo iſt es wohl beinahe ausgemacht, daß er, wie bereits früher bemerkt, es allein that, um das geſunkene Anſehen der Kirche herzuſtellen und ſich darin eine Vormauer gegen den von ihm gefürchteten Proteſtantismus zu erhalten.

Karl, obgleich ein gewandter Politiker, und keineswegs bigott, konnte ſich doch nicht ſo ſehr

über die Begriffe und Vorurtheile seiner Zeit und seines väterlichen Glaubens erheben, daß er mit Unbefangenheit das Wesen der neuen Glaubenslehre untersucht und deren Verhältniß zur Staatsgewalt erkannt hätte. Wäre dieses der Fall gewesen, so würde er, wo nicht selbst zu der neuen Lehre sich bekannt, dennoch sie auf alle mögliche Weise begünstigt und sie zum Mittel angewandt haben, Deutschland in eine erbliche Monarchie zu verwandeln. Dieses große Ziel seines Strebens würde er allerdings haben erreichen können, wenn er es zum Preise gemacht hätte für die Duldung und den Schutz, den die Genossen der protestantischen Glaubensform von ihm forderten; aber freilich hätte er denn auch wirklich Zutrauen zeigen und zu gleicher Zeit einflößen müssen, damit man seine Maaßregeln nicht ahnete, ehe sie zur Reife gediehen waren. Karl verkannte den günstigen Augenblick und später blieb ihm nichts übrig, als sich mit der Römischen Kirche auf das engste zu verbinden, um gegenseitig zu schützen und geschützt zu werden.

Von den deutſchen Turnieren.

Die Turniere, eine Erfindung der Völker germaniſchen Stammes, obgleich nicht zuerſt in Deutſchland ſelbſt im Gebrauch, haben einen höchſt wichtigen Einfluß auf die Kultur und auf die Sitten der Deutſchen gehabt, und verdienen daher eine genaue Berückſichtigung der Geſchichtſchreiber dieſes Volkes. In einem Zeitalter, in welchem die Geſetzgebung noch höchſt unvollſtändig, die Rechtspflege ſo äußerſt mangelhaft war und ein kriegeriſcher Adel ſich nur dann den Ausſprüchen der geſetzlichen Richter unterwarf, wenn dieſe ihr Urtheil mit Waffengewalt geltend machen konnten; in einem Zeitalter, wo in dem Dickicht undurchdringlicher Wälder und hinter den Mauern unerſteiglicher Burgen ungeſtraft ſo manches Verbrechen von dem ſtets die Waffen zu ſeiner Vertheidigung führenden Adel began-

gen werden konnte, in einem Zeitalter endlich, wo das Feld der Kunst und Wissenschaft unbebaut lag, die Religionslehrer roh und unwissend waren, die schändlichen Ketten der Leibeigenschaft immer enger um die große Masse des Volks gezogen wurden, und in den immerwährenden theils auswärtigen, theils inländischen Fehden die Lehnsherren ihre Lehnsträger stets mit schonender Rücksicht und mehr wie Waffengenossen, als wie Untergebene behandeln mußten: da konnte der rohe, mächtige, stets zur Widersetzlichkeit geneigte Adeliche nur dadurch vor gänzlicher Verwilderung bewahret werden, daß man sein Betragen als Christ, Staatsglied und Mensch, in so weit solches zur öffentlichen Kunde kam, einer strengen Prüfung unterwarf und ihn der allgemeinen Meinung als einen Ehrenmann, oder als einen Böswicht und Verächtlichen darstellte. Dieses erlangte man allein durch die Turniere.

Für einen Stand, dessen Beruf der Kampf, dessen höchster Ruhm der Ruf der Tapferkeit war, mußte es für das höchste Lebensglück gelten, an dem Turnieren Antheil nehmen zu können. Dort, vor den Augen der vornehmsten, tapfersten und berühmtesten Fürsten und Herren Deutschlands, vor den Augen der schönsten und edelsten Frauen, Proben der Gewandtheit, der Waffen-

kunde und der Tapferkeit oblegen, ſich mit den gefeiertſten Helden meſſen, mit ihnen um koſtbare Preiſe ringen zu können, mußte das Ziel der Wünſche jedes waffengerechten Adlichen ſeyn. Und welche Ehre, welche Auszeichnung, welche Freude ſtand nicht noch ſonſt auf dem Turnier zu erwarten! Dem Sieger wurde der Preis ſeines Sieges von zarter Frauenhand dargereicht, ſein Lob erſcholl von jeder Lippe, die Häupter des Volks und edle Damen begegneten ihm mit ausgezeichneter Achtung und der ganze Volksſtamm, der den Sieger zu den Seinigen rechnete, glaubte ſich durch ihn geehrt. Aber wem auch dieſes Glück nicht zu Theil wurde, der fand doch auf dem Turniere eine Luſt und Freude wie ſonſt nirgends mehr. Alle Pracht und Herrlichkeit des ganzen Reiches war daſelbſt zur Schau geſtellt. Die vortrefflichſten Pferde, die ſchönſten und kunſtreichſten Waffen, die reichſten Kleider, die koſtbarſten Geſchmeide wurden auf den Turnieren in einer wunderbaren Fülle erblickt; der Kaiſer und die hohen Fürſten Deutſchlands, die ſchönſten Frauen waren dabei anweſend und in dieſer vornehmen Geſellſchaft durfte der Turnierende beim köſtlichen Mahle ſich gütlich thun, im muntern Tanze ſich drehen und an den mannigfaltigen Beluſtigungen Theil nehmen, die

während mehrerer Tage statt hatten, und wobei mit verschwenderischer Pracht alles aufgeboten war, was die Sinne reizen konnte, um die Erinnerung daran recht dauernd zu machen. Wohl kannte der die Menschennatur sehr genau, der die Befugniß auf dem Turniere erscheinen zu können, zum Preise eines fleckenfreien Wandels, eines tadellosen Rufs machte, und gewiß hat diese weise Anordnung tausende Adlicher von Verbrechen zurück gehalten. Unter allen Leidenschaften der Menschen giebt es kaum eine gefährlichere als den Ehrgeiz, aber unter allen kann auch wohl keine zweckmäßiger angewandt werden, um Verbrechen und Frevel zu verhüten und den Menschen in den Schranken der Ordnung zu erhalten, als eben diese. Die Turniere liefern einen schlagenden Beweis davon, denn ohne daß der Ehrgeiz des deutschen Adels, turnierfähig zu seyn, aufgeregt und unterhalten worden wäre, würde Deutschland, bei den verwickelten Verhältnissen seiner Oberhäupter, und bei der Mangelhaftigkeit seiner Gesetze, während des Mittelalters, zur Mördergrube geworden seyn.

Noch ein andrer Vortheil, den die Turniere gewährten, darf nicht übersehen werden. Die Deutschen des Mittelalters waren in fünf Hauptstämme, nämlich in Rheinländer, Schwaben,

Franken, Baiern und Sachsen zerspalten, die an Sitten, Gewohnheiten, Rechte und Verfassungen bedeutend von einander abwichen und die sich durch National-Eifersucht und Befehdungen oft noch mehr entfremdet waren, als Völker, zwischen denen keine Stammverwandtschaft statt fand. Die Turniere dienten ihnen allen zum Vereinigungspunkt. Daselbst, bei der Freude munterm Gewühl, lernten sie einander kennen und achten; daselbst wurden Waffenbrüderschaften, Freundschaften und Familienbündnisse geschlossen: des National-Festes Frohsinn schmolz das starre Vorurtheil, das Deutsche verschiedner Stämme gegen einander hegten, und in der fröhlich bewegten Brust ging das kleinliche Gefühl der Landsmannschaft in dem stolzen Bewußtseyn, dem deutschen Volke anzugehören, unter.

Endlich wurde durch die Turniere auch der Kunstfleiß gefördert, da sie die in jenen Zeiten so seltene, Gelegenheit darboten, wo die reichen Dynasten und die stark begüterten Lehnsträger ihren Wohlstand zur Schau stellen konnten. Alles, was die Kunst zu leisten vermochte, wurde aufgeboten, um bei dem Turniere in einem glänzenden Aufzuge erscheinen zu können, kein Gewand, keine künstlich gearbeitete Waffe, kein Schmuck war zu kostbar um nicht einen Käufer

zu erhalten, Tausende von Künstlern und Handwerkern fanden bei einem solchen Anlaß Nahrung und ein Turnier konnte als eine große Ausstellung betrachtet werden, wo alles, was die Kunst vorzügliches leisten mochte, herbei gebracht wurde, und jedes zierliche, oft auch nur seltsame Kunstwerk seinen Käufer fand.

Wenn nun aus allem diesem der wichtige Einfluß, den die Turniere auf die Kultur und Sitten der Deutschen gehabt haben, deutlich erhellet, so ist es wichtig zu wissen, zu welcher Zeit und von wem die Turniere in Deutschland eingeführt und auf die Weise, daß sie eine so wohlthätige Wirkung äußern konnten, geordnet worden sind. Leider fehlt es uns an allen historisch begründeten Nachrichten darüber.

Die Quelle, woraus man sonst alle Auskunft über die Turniere schöpfte, und aus der so viele Angaben über diese Kampfspiele in die Geschichtbücher übergegangen sind, war Rüxners berühmt gewordenes Turnierbuch. Lange galt dieses Werk für klassisch und wurde treulich nachgeschrieben; als aber die historische Kritik dasselbe mit ihrer Fackel beleuchtete, da konnte es nicht unbemerkt bleiben, daß Rüxner seine Angaben nicht immer aus Urkunden entnahm. Um dieses anschaulich zu machen, wird nöthig seyn

zu wiſſen, wer Rüxner war und woher er ſeine Nachrichten ſchöpfte.

Georg Rüxner war ein Herzoglich-Baieriſcher Wapenherold, der ſein Turnierbuch im Jahr 1532 herausgab und es dem Pfalzgrafen und Herzoge Johann von Baiern zueignete. Allerdings mußte er, vermöge ſeines Amtes, die genaueſte Kenntniß von den Artikeln und allem, was bei den Turnieren Brauch und Sitte war, haben; auch darf man ihn, was dieſe Gegenſtände betrifft, unbedenklich zum Gewährsmann annehmen. Allein was den chronologiſchen Theil ſeines Werkes betrifft, ſo hat man alle Urſache ſeine Glaubwürdigkeit in Zweifel zu ziehen; denn nicht nur finden ſich häufig erwieſen falſche Angaben von Jahrzahlen und Namen, ſondern auch der Bericht von dem Original, aus welchem Rüxner geſchöpft haben will, klingt ſo räthſelhaft, daß man nicht umhin kann ſeine Wahrheitsliebe zu bezweifeln. Rüxner ſagt nämlich, er habe ſeine Nachrichten und beſonders die von dem erſten, in Magdeburg gehaltenen, Turnier aus einem niederdeutſchen Original genommen, welches dem magdeburgiſchen Dom-Vicarius Johann Kirchberger zuſtändig geweſen ſey. Dieſer Kirchberger iſt früher Kapellan des Erzbiſchof Johann von

Magdeburg *) geweſen, aus deſſen Nachlaß er das Original in ſeine Hände gebracht habe. Das klingt alles wahrſcheinlich und mag auf ſich beruhen. Wenn aber Rüxner ſagt, er habe von dem Beſitzer, des vor Alter beinahe verbliechenen Buchs, Johann Kirchberger begehrt, daß er es niemanden weiter zeigen ſolle, und dieſer habe es vor ſeinen Augen ins Feuer geworfen, ſo hat man nur die Wahl ihn für einen Lügner, oder für einen rohen Ignoranten zu halten: denn welcher Schriftſteller vernichtet wohl die Beweiſe der Glaubwürdigkeit ſeines Werks bloß aus dem Grunde, damit ein Anderer ſie nicht auch benutzen könne? **)

So verdächtig Rüxner durch ebenberührte Umſtände aber auch wird, ſo darf er denn doch nicht ganz und gar verworfen werden, und dir-

---

*) Erzbiſchof Johann, ein geborner Pfalzgraf am Rhein und Herzog zu Baiern, ſtarb im Jahr 1478.

**) Ein unlängſt verſtorbener deutſcher Gelehrter, der im Beſitz eines reichen Schatzes ſeltner wichtiger hiſtoriſcher Dokumente war, drohete freilich auch ſie ſämmtlich zu vernichten, da er ſie einem großen Fürſten zu Kauf geſtellt und dieſer den Preis zu hoch gefunden hatte. Hoffentlich war die Drohung aber nur eine Aeußerung des gereizten Unmuths.

jenigen gehen in der That zu weit, die sein ganzes Turnierbuch vom Anfange bis zu Ende für erdichtet erklären; denn schwerlich würde er in diesem Falle sein Buch einem Fürsten zugeeignet haben, der sicher in der Geschichte der Turniere nicht fremd war, auch wäre ihm eine solche Erdichtung in der Zeit, wo er schrieb, und wo noch so viele Nachrichten über den Gegenstand in den Archiven vorhanden seyn mußten, sicher nicht ohne schwere Rüge hingegangen. Das Wahre scheint zu seyn, daß Rürner den guten Willen hatte, in der Hauptsache wahr zu seyn, und es auch war, so weit seine Quellen reichten; daß er aber auch sich kein Gewissen daraus machte, da, wo seine Nachrichten ihn im Stiche ließen, Conjecturen als erwiesene Thatsachen aufzustellen, und daß er, um das Alter und den Rang gewisser Familien zu erhöhen, willkürlich ihre Namen in die älteren Turnierlisten trug.

Ob Kaiser Heinrich der I. mit den vornehmsten Fürsten des Reichs die Turniere geregelt und die Turnierartikel entworfen habe? ist eine Frage, die häufig verneint worden ist, nur scheinen die Gründe zu dieser Verneinung nicht gar zu haltbar zu seyn. Daß unter den Ottonen feierliche Turniere gehalten wurden, ist wohl von den ältern Historikern zu deutlich und überein-

stimmend angegeben, als daß es bestritten wer-
den könnte. Wenn aber sie von keinem Schrift-
steller die Stifter der Turnier-Artikel genannt
werden, so ist wohl die größte Wahrscheinlich-
keit vorhanden, daß niemand anders als Hein-
rich der I. die Turnier-Artikel entworfen, oder
deren Entwerfung veranlaßt habe, da von sei-
nen Vorfahren auf dem deutschen Throne ihrer
Verhältnisse, ihrer Persönlichkeit und des Zeit-
alters wegen, in welchem sie lebten, sich solches
nicht annehmen läßt. Ob übrigens Heinrich das
Vorbild zu den Turnieren aus Frankreich erhielt,
oder ob die Idee dazu bei ihm zuerst entstand,
dürfte nicht wohl zu ermitteln seyn. Turniert
ist sowohl in Deutschland, wie in Frankreich
und in England lange vor Heinrich I. Zeit; aber
der Erste, der bestimmter Turnier-Regeln ge-
denkt, ist der Franzose Gottfried von Preuilly,
der um das Jahr 1066 Verordnungen darüber
sammelte; und dieser kann also nicht zum Be-
weise dienen, daß die Franzosen die Turnier-
Artikel früher besaßen, wie die Deutschen. Wir
dürfen daher die Aussage Rürners von der Ent-
werfung der Turnier-Artikel, wenn gleich nicht
für erwiesen, doch für wahrscheinlich, gelten
lassen, und theilen das, was er darüber sagt,
mit seinen eignen Worten mit.

Wie Keiser Heinrich der erst Botschaft ausschickt, und sich wider die vngläubigen rüst.

Zu den zeiten als Leo der sibend diß Nammens den römischen Stul aus geistlicher Oberkeit besaß, und Keiser Heinrich der erst, von Geburt ein Herzog zu Sachssen, das heilig Römisch Reich als Römischer Keiser (der genannt wird der Vogler, darumb daß im so wol mit solchem Weidwerk wz) regiert, als der nun die keiserlich Kron erlangt, vermeint er, nachdem er solt ein öberstes Haupt der Christenheit genannt werden, stünd im schimpflich, sein Erbland den vngläubigen zinßbar zu lassen, oder die Land so seiner Majestät vorfarn, Keiser Karl der Groß, vnd andere zum Römischen Reich erobert, vnd zu christlichem glauben bracht, die vnder seiner Regierung, vnd darvor, wider mit gewalt vom Reich abgedrungen vnd abgefallen waren, nit widerbringen, handhaben noch behalten solt; dann sie den Hunnen (so zu der zeit Heyden waren, den Christen großen gedrang theten, vnd nunmehr Hungern genannt sind) schwer zinß vnd Tribut geben vnd bezalen müsten, solchs wolt er in seinen Erb vnd deß heyligen Reichs Landen nit mehr leiden, vnd davor sein, als in Ost vnd West Sachsen, auch in den Fürstenthummen Brandenburg, Stetin, Pomern, Meckeln-

burg, Wenden und Rügen, die der zeit mit andern namen, als Obitritten, Kaſſin, Sürben, Meltzine vnd Delmantz benannt wären, mit mehr anſtoſſenden Fürſtenſtammen, Herrſchaften vnd Gebieten, darumb der lobwirdig Keiſer, im jar als man ſchrieb nach Chriſti vnſers lieben Herrn Geburt, Neun hundert vnd im fünf vnd dreyſſigſten *), auß Keiſerlicher Macht vnd Oberkeit, erſtlich ließ ausſchreiben, vnd alle Stende mit jrer Majeſtät Mandaten erſuchen, bei groſſer Peen, verlierung aller Priullegien vnd freyheiten, gebot auch darauff allen den ſeinen vnd des Reichs, das ſie fürbaßhin den Hunis kein Zinß noch Tribut geben ſolten, welches die Hunl bald gewar wurden, vnd verſammleten ſich in gröſſer mennig, mit Reußen, Tartern vnd andern, zogen mit Heerskrafft in die Land der Obitritten vnd Wenden, auch in die Fürſtenthumb, Sachſen, Brandenburg, Düringen vnd andere Gebiete, die ſie bald bezwungen vnd einnamen,

*) Dieſes alles geſchah im Jahr 933, und wenn Kaiſer Heinrich, wie allerdings wahrſcheinlich, die Turnier-Artikel eingeführt und ihnen gemäß das erſte Turnier gehalten haben ſoll, ſo müßte ſolches 935. geſchehen ſeyn, nicht aber, wie Rüxner will, 938, da K. Heinrich ſchon 936 ſtarb.

beſatzten die nach jrem wolgefallen vnd raubten darnach auff den Keiſer vnd deß Reichs Lande, theten an allen orten groſſen ſchaden, mit mordt, raub vnd brandt. Als aber ſolch ſchad zunahme, vnd vnertreglich was, beklagt ſich der Keiſer deſſelben gegen alle Fürſten vnd Stenden deß Reichs dermaſſen, wie das Tyranniſch, bös vnd vngläubig Volk, genannt Hunī, um in ſeinen erblichen, auch deß Reichs Landen vnd Gebieten, ſolchen vnleidlichen abbruch theten, vnd ſchaden zufügten daß im als Römiſchen Keiſer, in ſein vnd des heiligen Reichs Gebiete, weiter nit ſtünd zu gedulden, ꝛc. ꝛc.

Darumb er auß Keiſerlicher macht bewegt ward, ernſtlich aufzumanen vnd zu gebieten, bey verlierung deß Reichs Prullegien, auch ehren vnd eidspflichten, einem jeden in was Wirde oder Standts der were, jeglicher Reichsſtand, in dreyen Monaten den nechſten, nach inhalt ſeiner Majeſtät Mandaten, in eigner perſon oder vollmächtigem gewalt vnd Hauptmann, bei gemelter ſeiner Majeſtät, vor der Stadt Meydburg, im Felde zu erſcheinen, zu Pferd vnd füß, ein jeder nach ſeinem vermögen, vnd als er das von ſeiner Majeſtät wolt danckbarlich genieſſen, daſelbſt ſich gegen den Feinden Chriſti vnſers Erlöſers alles ernſts zu gebrauchen. Sein Maieſtät

were auch des endtlichen Fürnemens mit Hülff Gottes, daselbst vor Meydburg bey jnen eigner person mit auffgeworffnem fliegenden des heiligen Reichs Fänen, wider das vngläubig böß Volk zu erscheinen, ꝛc. ꝛc.

Wie die Stende des Reichs dem Römischen Keiser wider die vngläubigen zu Hülff kamen.

Als nun Kaiserliche Kai. Mandaten, bey allen Stenden deß Reichs fürbracht vnd gelesen, waren sie all auß Christlicher liebe vnd schuldiger gehorsame, willig vnd bereit, Hülff vnd reistung zu thun, nach allem jrem vermögen, schickten vnd ordneten sich zu solchem löblichem Heerzug zu Pferd vnd fuß, mit jrem Feldgeschütz, vnd was jnen zu der Notturfft dienen möcht, ein jeder in guter ordnung nach seiner anzal, vnd das on verziehen.

Nemlich Conrad Pfalzgrave bey Rhein, deß heiligen Römischen Reichs Vicari der Ende vnd Grentzen, dem zügen zu etlich ander Fürsten auß Niederland vnd mehr anstossenden Gegnen seines geeircks, einer vm entledigung des Christlichen Volks, der ander vmb Ritterlicher erfarung willen, der dritt auß gehorsamer vnd schuldiger pflicht des heiligen Römischen Reichs, dz alßo gemelter Pfaltzgrave Conrad mit seinen Herren,

guten Freunden vnd Nachbaren des Gecircks, als Oberſter Hauptmann einem Römiſchen Keiſer zuführt ob eilff tauſend mann, zu Pferd vnd füß, mit ſeiner wohlgeordneten Wagenburg vnd dem Feldgeſchütz.

Herman Hertzog zu Schwaben, Oberſter Hauptmann deß Gecircks, führet einem Römiſchen Keiſer das Krießvolk zu, dz jr zuſammen biß an zehntauſend mann, zu Pferd vnd füß, wolgerüſt vnder ſeinen Hauptfan, mit ſeinem Feldgeſchütz vnd einer wolgeordneten Wagenburg kamen.

Berchthold Hertzog in Beyern, Oberſter Hauptmann des Gecircks, führet dem Keiſer zu biß an zwölf tauſend Mann. Conrad Herzog zu Franken, Oberſter ꝛc. ꝛc. führet dem Keiſer zu bis an neuntauſend Mann. Daß alſo die vier Fürſten, Pfaltz, Schwaben, Beyrn vnd Franken, einm Römiſchen Keyſer, von des heiligen Römiſchen Reichs wegen zuführten ob fünffzig vnd fünf Fürſten, mit vil Graven, Herren, Rittern vnd Knechten in einer mennig, damit ſie dem Keiſer ins Feld brachten biß in zwey vnd vierzig tauſend mann, zu Pferd vnd füß, mit einem gewaltigen Feldgeſchütz vnd jren wolgeordneten Wagenburgen.

Als der löblich Keiſer Heinrich vernam, daß

jm all Fürſten vnd Stend im Reich ſo willig vnd gehorſam waren, ward er daß hoch erfreut vnd danket Gott ſeiner gnaden, gebot ernſtlich auff in allen ſeinen Erblanden, damit er nit mit ſeinem Volk der letzt were, bracht alſo ſeins eigene Landvolks in ſchneller eil zuſammen ob achtzehn tauſend man zu fůß, vnd bey zwey tauſend Pferden, faſt wolgerůſt.

Wie der Keiſer mit ſeinem verſammelten Hauffen die Hynos vertrieb, vnd die Obtritten bezwang.

Da nun das volk, wie verſteht, alles zuſammen kame, befand ſich, das biß an die neun vnd ſechszig tauſend mann, zu Pferd und fůß, im Feld waren. Da ſahe man wunder im ganzen Heer, von freud vnd begierd wider das vngläubig Volk zu ziehen. Alſo rückt die Kaiſerlich Maieſtät eygener Perſon fürbaß, mit dem ganzen Heer, im Namen Gottes, dem böſen Tyranniſchen Volk entgegen, welches ſich auch verſamlet in vnzalbarer mennig. Was ſich da begeben hat, wer lang vnd vil von zu ſchreiben, das mir aber zu meiner materi des Thurniers nit dienſtlich ſeyn will, ſonder will ich das den Cronickſchreibern befohlen haben. Jedoch will ich nit underlaſſen anzuzeigen, daß durch ſolch gut Ordnungen vnd Ritterlich tapfer Thaten

diß löblichen Christlichen Heers das sich so mannlich erzeigt gegen den Feinden Christlichs Glaubens vnd Namens der Vnglaubigen König mit allem seinem Volk erschlagen, in die flucht bracht vnd vertrieben ward auß dem Königreich zu Obtritten vnd der Wenden, biß wider in jr Reich vnd Fürstenthumb zu Vngern ꝛc. ꝛc.

Wie der Keiser wider heim zeucht.

Als nun das böß vnchristlich Volk durch die Teutschen gar vertrieben, vnd die Land all vor jnen gefriedet worden, zoch der Keiser mit den Fürsten vnd andern deß Reichs verwandten allenthalben in den Reichen vnd Fürstenthümen der Obtritten, Wenden, Gotlendern vnd Rügen vmb, darinn er ein grossen Vorraht an Getreid vnd allerhand narung fand, das alles schickte er hinder sich, vnd besatzt die Land nach aller notturfft, die diser zeit Brandenburg, Meckelburg, Pomauern, Rügen, Holstein, auch Wenden genannt werden.

Man findt auch, daß diser Keiser Heinrich zuvor vnd ehe er in den Streit wider die Hunes gezogen, vmb erlangung willen sigs, sich einer Wallfart zu vnser lieben Frauwen gen Maurkirch im Land zu Beyern, verhiessen, auch nachmain

dieſelbige ſampt ſeinem öberſten Feldhauptmann (Grauen Waltern von der Hohe) geleiſtet, vnd deß gedechtniß jrer beyder Bildtnuß von Ertz oder Metal abgieſſen vnd in dieſelbig Kirch hat ſetzen laſſen.

Es wendt ſich der Keiſer mit allem ſeinem Heer vnd deß Reichs gehorſamen wider anheims durch ſein Land, als vorder vnd hinder Sachſen, mit dem Land zu Düringen vnd Heſſen zu zie hen, vnd kam über die Duſter vnd Lön hin gen Götting, welches er alſo nennt, darum, daß er die Gothos vnd Hunos zu der Zeit bezwungen hett. Alſo behielt er bei im die Fürſten vnd alle Herrſchaft vom Adel auß Teutſchen vnd Wel ſchen Landen. Ich glaub, daß von allen Teut ſchen von keinem ſo vil Herrſchaft bei einander geſehen ſey als da, vnd vmb deßwillen, dz ſie ſo gehorſamlich erſchinen waren, auch ſo ehr lich vnd Ritterlich an jm vnd dem heiligen Reich gehandelt hetten, hielt er jnen einen ehrlichen Hof mit allerley Ritterſpiel vnd Seitenſpiel, mit rennen, ſtechen, tantzen, jagen, ſchieſſen, vnd allen freudenſpielen, die man erdenken mocht, was freud vnd kurtzweil macht ward nichts ver mieten. Das alles aber den Keiſer jrem ver dienſt nach bedaucht zu wenig ſein, vnd vermeint ſeinen werthen Geſten noch mehr kurtzweil zu

machen, damit er ſie lenger bey jm behielt, ob ſich das ungeſtüm Volk weiter rüren wolt, damit er ſein Volk noch bey einander behielt, vnd gedacht ein Thurnier vnd frembd Ritterſpiel auffzurichten, da er ſelbſt mit einreiten vnd Thurnieren wolt, dieweil dem Adel in Hoch Teutſchen Landen vnd im Reich ſolchs noch vnbekannt wer, Aber in Gallia, Engelland, vnd Britania, auch derſelben art mehrmals geübt vnd gebraucht. Wenn der Adel daſelbſt ſig in Kriegen erlangt hett, alßdann Thurnirten vnd Triumphierten ſie zu offenbarung deß ſigs, der überwindung jrer Feind, lebten ſie in freuden.

Demnach was die Keiſerlich Majeſtät fleiſſig betrachten vnd nachgedenken, dieweil ſo vil außerleſen Fürſten, Grauen vnd Herren, mit andern Rittern vnd Knechten verſammlet, vnd vor ine bey einander geſehen waren, ein dapffer ehrlich Ritterſpiel vnd Thurnier anzuſchicken, welches ſein fürnehmen er den Fürſten fürhielt, darzu ſie jm ſolchs mit ganzem willen zuſagten, zu verhelffen, wiewol jr auch zum Theil was, die lieber anheimiſch geritten weren, wie ſolchs die notturft bey jr etlichen wol erfordert, wenn ſich die reiß biß in das ander jar verzoch, vnd mit dem Thurnier in das dritt jar verlengt. Dennocht blieben gemeinigklich alle Fürſten,

Grauen, Herren vnd Ritterſchaft bey einander verharrend, dem neuwen Ritterſpiel folg zu thun. Alſo ward der Thurnier mit recht Keiſerlicher Majeſtät vnd gemeiner Fürſten fürgenommen vnd berahtſchlagt, beſonder mit den vier Fürſten des Reichs öberſt Feldhauptleut nemlich: Conrad Pfaltzgrauen bey Rhein, Berchtholden Herzogen in Beyrn, Hermann Herzogen zu Schwaben, Conraden Herzogen zu Franken. Der jeder ſolt zum Rahtſchlag geben drey mann, ſo wolt der römiſch Keiſer auch drey darzu verordnen. Diſe fünfzehn Mann ſolten geſetzt werden den Thurnier zu ſchicken vnd ordnen vnverzüglich.

Da alſo die fünfzehn Mann erwehlt waren, befalch jnen der Keiſer, daß ſie ſich one alles verziehn zuſammen theten vnd anſchlügen wie ſolcher Triumph vnd Ritterſpiel zum zierlichſten vnd ehrlichſten zugericht, angehaben und vollendet würde.

Wie der Thurnier berahtſchlagt ward.

Auff ſolchen befelch, ſo ſie vom Kaiſer empfingen, vnd annamen, ſaſſen ſie nider, vnd fingen an von der ſach zu reden, da was keiner vnder in allen, der bey ſeinen zeiten je eigentlich von eim Thurnier hat hören ſagen, noch weniger einigen beſucht oder geſehen hatte, wann

Graue Herman von Mülberg, der wißt doch auch nit weiter davon, dann so vil er von Meister Philipsen, der des Keisers Secretari was, gehört hatte. Vnd als gemeldter Graue Herman merckt, daß ir keiner der ding bericht was, sprach er: Lieben Herren vnd Freundt, seitmals die Keiserlich Majestät vns verordnet vnd befelch geben hat, daß wir dem gemeinen Reich vnd allem Teutschen Adel zu Ehren vnd wirden ein Triumph vnd Ritterspiel anschlagen sollen, solchs als wir uns versehen, in löbliche und langwirige Gedechtnuß auffkommen möchte, gebürt vns, daß wir fürsichtiglich vnd wolbedechtlich darinn handlen, damit solch Ritterspiel Keiserlicher Majestät, vnd den Fürsten deß Reichs, auch gemeinem Adel zu hohen ehren, betracht werd; Dann solt darinn mangel erfunden werden, wer vns vnd allen vnsern nachkommen verwißlich. Darumb wil mich für gut ansehn, so unser keiner der Ding, weder in worten, wercken oder geschrifft bericht oder erlehrnet hat, wir suchen weiter roht, vnd beschicken Keiserlich Majestät Secretari Meister Philipsen, ein weis verstendig und fromm mann, von dem ich mehrmal von Thurnierordnung vnd freiheit hab hören sagen, wenn er die in frembden landen gesehen, vnd viel davon geschrieben, hat deß auch guten ver-

ſtandt, wie der vor zeiten, vnd noch in Britannien gehalten wird, vnd ſo es euch, meinen Herren vnd Freunden, gefellig were, nach ime zu ſchicken, von im erfahrung zu nemen, ſo wolten wir in berüffen, vnd mit ſeinem Raht handeln, vngezweiffelt, er wirde vns in ſolchem nutzbarlich erſchieſſen, vnd ſo vil im davon wiſſend were, gründtlicher bericht thun, ꝛc. ꝛc.

Wie der verſtandt des Thurniers erſtmals durch Meiſter Philipſen, Keiſerlicher Majeſtät Secretarien, angezeiget ward.

Nachdem als Meiſter Philips vernam, daß die benannten Grauen, Herren vnd vom Adel vmb ſolcher vrſach willen nach im geſchickt hetten, gab er einen die Antwort: Wolgebornen, Edlen, Geſtrengem Gnedigen vnd günſtigen Herren, was ich guts in der ſach handlen vnd rahten kann, deß bin ich gantz willig vnd bereit. Anfangs als ich die Sach vernim, ſo iſt die Keiſerlich Majeſtät willens einen Thurnier zu halten, darin man jrer Majeſtät billig willfaren ſol, wiewol es diſer Zeit auch zu vermeiden were. Wenn ſo viel ich an dem Thurnier geſehen, auch davon geleſen hab, die vor jaren in Britania, in Gallia, Engelland vnd andern Prouincien da herum gehalten worden ſind, vnd

noch der ende gehalten werden, iſt geſchehen dem jungen Adel zu gebrauchung, vmb das ſie ſo viel thätiger, freydiger vnd geſchickter werden gegen Feinden, beſchieht auch den Frauwen vnd Jungfrauwen zu gefallen vnd kurzweil, mit dem Gebrauch, welche vier in ſolchem Thurnier vnd Ritterſpiel das beſt theten, daß die für die andern gelobt vnd gepreißt wurden, denen gaben Frauwen vnd Jungfrauwen den Danck, das was ein Krentzlein beyweilen mit einem angeheuckten Kleinot oder Hefftlein, wie Ew. Gnaden vnd Gunſt in vnſern Landen in Rennen und Geſellenſtechen auch treiben, vnd euch der Danck gebrauchen, vnd iſt mit wenigers, ſolchs macht den jungen ein Adelich gemüt vnd mannlich Hertz in allen Ritterlichen ſachen, denn anders hetten ſie kein belohnung, Ordnung noch Satzung. Solches mir aber in dieſem Fall nicht gefallen will, in drey weg. Zum erſten, Daß mancher iſt der ſolchs Dancks vnd der Krentz nit viel acht, hat vmbſunſt müh vnd arbeit, ſchlägt andere vnd wirt er wider geſchlagen, bekompt mancher wenig Ehr vnd Danck darauß. Zum andern, iſt kundtbar, meine Gnedige vnd günſtige Herren, Ritter vnd Knecht, viel Ritterlicher groſſer Müh vnd arbeit, nun gar nach zwey jar von des gemeinen heiligen Reichs wegen erlitten,

vnd nun zum dickermal Euch ehrlich vnd nolges halten haben, einem ernſtlichen Thurnier wol gleich. Darumb dem mehreren theil vnder Euwern Gnaden vnd Gunſten ein ruwige freud (meins erachtens) beſſers gefallen brechte. Zum dritten, ſo nun diſer ernſthaftig Krieg ein gute lange Zeit gewäret vnd (wie oben gemeldt) ſich gar nach in das ander jar erſtreckt hat, kan ich bey mir nit anderſt ermeſſen, dann daß gemeiner Adel Hochteutſcher Nation, die alten vnd mitlen gleich den jungen, in gemein all thätig, frendig vnd mannlich gnug geweſen ſind, wie ſie ſolchs mit iren Ritterlichen Henden in diſen Kriegslaufften augenſcheinlich bewieſen haben. So aber die Keiſerlich Majeſtät gethurniert haben wil, wolt ich rahten einen Thurnier in gemeinem Reich mit wolbedachtem raht etlicher Artikel vnd Satzungen fürzunemen, darin ein jeder Ritterwiſſiger auch Welichen ehren, vor andern, ſo ſtrafbar weren, erkannt werden möchte ꝛc. ꝛc.

Wie Meiſter Philipſen meinung Kaiſerlicher Majeſtät vnd den Fürſten angezeigt ward.

Als die Herren und Räth des Thurniers die meinung von Meiſter Philipſen vernamen, gefiel inen ſein anzeigen faſt wol, giengen darauff zu

dem Keiser vnd den Fürsten deß Reichs, legten inen derselbig Meister Phillipsen meinung für, weß sie sich bedacht vnd mit vnderredt hatten, ob es irer Majestät vnd Gnaden auch gefallen wolte. Antwort inen der Keiser in beiseyn der Fürsten deß Reichs. Wir achten gentzlich, so unser Secretari Meister Philips dabey vnd mit hat helffen rahten, jr haben das Ritterspiel nach Fürstlichen vnd Adlichen ehren bedacht, vnd gantz wol ermessen. Wenn wir auch vor wissens haben, daß unser Secretari zum theil guten bericht darin gehabt hat. Doch so wollen wir vns vnd vnsern lieben getrewen Fürsten die Oberkeit hierinn vorbehalten haben, vnd mit sampt inen so hie entgegen, fünff Artickel die ersten setzen.

Der erst Artickel von Keiserlicher Majestät gesetzt.

Anfenglich wöllen wir auß Keiserlicher Macht vnd Oberkeit stellen den ersten Artickel. Den andern sol setzen ein Pfaltzgraue bey Rhein. Den dritten ein Hertzog von Schwaben. Den vierten, ein Hertzog von Beyern. Vnd den fünfften, ein Hertzog zu Francken, die sollen Gott dem allmächtigen zu lob, dem heiligen Römischen Reich Teutscher Nation, vnd allem Adel zu ehren vnd wirden, gesetzt, vnd darinn die vntugend deß Adels vor menniglichen gestrafft, vnd

die Jugend deſſelben öffentlich erkannt ſol werden, innhalt derſelben Artikul, hiernach benannt. Die andern vier Articul ſollen des Thurniers verordnete Rähte, vnd den zehenden Articul die vier neuwerwehlten Thurniervögt erkennen vnd ſetzen, Vnd was an den zehen Articuln vnderlaſſen, oder mit lauter, nach dem die notturfft erheiſcht, geſetzt were ſol, Meiſter Philips vnſer Secretari (dem wir ſolches zu thun fleiſſiglich befehlen wöllen) Corrigieren vnd ordnen, damit der Articul zwölff werden, vnd welcher füro an dieſer zwölff Articul einen oder mehr nach gehaltenem Thurnier verachtet, vnd breche, das denn derſelb in offenem Thurnier vor allermenniglich geſchmecht geſchlagen, vnd mit im vmb das Pferdt gethurniert, Er auch ſelbſt auf die Schranken geſetzt werden ſol, bey peen vnd verluſt ſeines Adlichen Namens, Schilt vnd Helms. Das ſol alles vor verkündt vnd außgeruffen werden, damit ſich ein jeder vom Adel geborn, darvor zu hüten, vnd darab zu ſcheuwen wiſſe. Wie ein guter Chriſt ſein Herz vnd Gemüt ſetzen ſoll in die zwölf Stück deß Chriſtlichen Glaubens, darin er will vnd begert gefunden zu werden. Alſo ſol er dieſen verbotten zwölff ſtücken deß Thurniers widerſtandt thun, damit der Thurnier in ordnung gehalten werde, als

Ueb einem jeden ſey ſein ehr vnd angeborner Adel, ſich ſelbſt, ſein Namen vnd Geſchlecht, mit höchſtem fleiß vor ſchmach vnd ſchande zu verhüten.

Auff das ſolche abrede, ſo wir mit euch von wegen aller Fürſten vnd Herren, auch gemeinem Adels im Reich angefangen, feliglich vollendet werde, ſo ſetzen wir den erſten Articul, dermaſſen vnd alſo: Daß alle die, ſo Rittermäßig vom Adel geborn vnd herkommen ſind, die wiſſentlich handeln, oder freffentlich theten wider den hochſten Schatz der heiligen Dreyfaltigkeit vnd die Chriſtlich Kirch mit Anrührung deß Chriſtlichen Glaubens, Es wer mit freffen worten oder Werken, einiger gethaten, wie das gehandlet würde, das der mit recht nit in den Thurnier reiten ſol. Wolte aber einer vber ſolch verbrechen darinn reiten, in meinung zu genieſſen Adlicher tugentlicher Werk vnd gethaten ſeiner Voraltern, vnd deren herkommens, ſein boßheit damit zu bedecken, mit dem oder denſelben ſol man in offnem Thurnier vmb das Pferdt Thurnieren, vnd jne auff die Schranken ſetzen. Dieſen Articul ſetzen wir für den erſten nach Thurniers freyheit und Gerechtigkeit, ꝛc. ꝛc.

Der zweite Artikel geſetzt von Pfalzgrave Conrad bey Rhein.

Als der Keiſer das erſt Thurnierſtück geſetzt hett, ſprach er dem Pfalzgrauen zu das ander Thurnierſtück zu ſetzen. Der ſprach ꝛc. ꝛc.: Welcher vom Adel geboren iſt, der wider Kaiſerlicher Majeſtät Gebot und verbot, auch dz heilig Römiſch Reich freffentlich thete, und verächtlich handelt mit worten und wercken, heimlich oder öffentlich, der ſoll im offnen Thurnier vor allermänniglich geſtraft, und mit ihm umb dz Pferd gethurniert, er auch ſelbſt auf die Schranken geſetzt werden. Solches erkenne ich für den andern Articul des Thurniers.

Der dritte Artikel.

Herzog Herman von Schwaben: welcher vom Adel geboren und herkommen were, der Frauwen oder Jungfrauwen entehret und ſchmächet, oder dieſelbige ſchmecht mit worten oder wercken, und bemahet ſeiner ehren, der ſol im offnen Thurnier vor Frauwen und aller männiglich, für ein Frauwen und Jungfrauwenſchender geſtraft, und mit im umb das Pferd gethurniert, er auch auf die Schranken geſetzt werden, nach inhalt Thurniers freyheit und gerechtigkeit. Dieſen Articul

ſetze ich mit willen Keiſerlicher Majeſtät für den dritten Articul.

Der vierte Artikel.

Der Herzog Berchtold von Beyern: damit Gott geehrt, vnd der Adel von ſchanden und ſünden gezogen werde, ſo acht ich fürs beſt: Welcher vom Adel geboren vnd von ſeinen Eltern Adelsgenoß herkommen iſt, der Siegelbrüchig, meyneidig, ehrloß erkannte, geſcholten vnd dafür gehalten wirt, daß derſelb in keinem Thurnier zugelaſſen werden ſol. Keme aber einer oder ſolches darin geritten, mit dem ſol vmb ſein Pferd gethurniert, vnd er im offnem Thurnier auff die Schranken geſetzt werden. Das wil ich mit verwilligung Keyſerlicher Majeſtät für das vierdt Thurnierſtück geſetzt haben.

Der fünfte Artikel.

Hertzog Conrad zu Francken: Welcher von Adel geboren vnd herkommen ſey, der ſeinen eigen Herren verrahten oder feldflüchtig von im würde, oder in ander weg one not ein feldflucht machte, auch ſeine Burger vnverſchuldt vnd one Recht vnderwart ſeiner ehren, vmb brechte, das mit demſelben vor aller mennigklich in offnem Thurnier vmb ſein Pferd gethurniert vnd er ſelbſt auff die Schranken geſetzt werden ſol.

Der Sechst Artickel von den vier Vögten des Thurniers geſetzt.

Alſo faſſen die vier Thurniervögt zuſammen jren Artickel als für den ſechsten auch zu ſetzen, vnd vereinten ſich deß alſo: Welcher vom Adel geborn vnd herkommen were, der ſeinen Eydsgenoſſen heimlich oder öffentlich vmbracht, auch rath vnd that dazu gebe, daß ſein eigner Herr ermordt oder todtgeſchlagen würde, mit demſelben ſol man in offnem Thurnier vmb das Roſſ Thurnieren, vnd jn auff die Schranken ſetzen, nach außweiſung des Thurniers freiheit vnd gerechtigkeit.

Weiter faſſen des Thurniers Räth nider, beſchluſſen die vier Artickel wie jene von Keiſerlicher Majeſtät befohlen was, vnd erklärten den

Siebenten Artickel alſo:

Welcher vom Adel geboren vnd herkommen were, der Kirchen, Clauſen, Wittwen oder Weiſen beraubte, auch jnen das jr gewaltigklich vorhielt, ſo doch ein jeglich Rittermäſſig Mann, vnd die vom Adel dieſelben allzeit vor gewalt vnd vnrecht ſelbs ſolten ſchützen vnd beſchirmen, welcher darin verbreche, mit dem ſol man vor mennigklich in offnem Thurnier vmb ſein Pferd Thurnieren, vnd jn ſelbs auf die Schranken ſetzen.

Der Acht Artickel.

Welcher vom Adel geboren vnd herkommen vnd eins andern Feindt iſt oder wirdt, one rechtlich erforderung vnd anſprach, oder ſolch recht nit nach Kriegsordnung gebraucht würd, ein Theil den andern brennete vnd beſchedigt, beſonder an Früchten, Wein vnd Getreidt, das mit der gemeinnutz gehindert würde, welcher auch für ein offen Straſſenrauber berüfft vnd vermäret were, mit offen oder heimlich gethaten, vnd der Stück eins oder mehr überführe, durch ſich ſelbſt oder die ſeinen vnbewart ſeiner ehren, der ſol nach außweiſung Thurniers freyheit, darumb wie vmb andere vorgemeldte Artickel geſtraft werden.

Der Neunde Artickel.

Welcher vom Adel geboren vnd herkommen iſt, der im Reich neuwerung vnd beſſerung machen wolt, mit weiterer auffſatzung dann vor der gemein Landsgebrauch, übung vnd alt herkommen were, es ſey in Fürſtenthumen, Herrſchaften, Stetten oder andern Gebieten, zu Waſſer oder Land, an der Oberkeit, als eins Römiſchen Keiſers vergunſt vnd wiſſen, in welcher weiß das were, dardurch der Kauffmann die Straſſen nit brauchen möchte, auch die auſloſſenden Land,

sampt jren Einwohnern vnd Hinderſaſſen beſchedigt würden an narung, Leib oder gut, der ſol nach rechter Thurniersordnung wie eins andern vorberürten verwirkten Artickels halb geſtraffet werden.

Der Zehend Artickel.

Welcher ꝛc. ꝛc. der für ein Ehebrecher vnzweifelt vnd öffentlich erkannt wirt, der in eignen Ehelichen ſtandt, oder auſſerhalb deßſelbigen, mit andern Eheweibern oder Geiſtlichen perſonen in ſolcher geſtalt zu ſchaffen hatte, auch Frauwen vnd Jungfrauwen ſchwechte, oder offentlich ſchendet, mit demſelben ſoll man verfahren wie vorbemeldt.

Als nun des Thurniers Räht Zehen Artickel zuſammen bracht hetten, ſchickten ſie nach Meiſter Philipſen, Kaiſerlicher Majeſtät Secretari, dem antworten ſie die Zehen Thurniers Artickel, daß er ſie wolt annemen vnd überſehen, vnd was in gemeldten Artickeln nit bedacht wäre, wie jm das nütz, ehrlich, zierlich vnd nottürfftig zu gemeldtem Triumph vnd Ritterſpiel bedeuchte, daß er ſolchs in den letzten zweyen Artickeln, als im beſchluß bedenken und ſetzen wolt.

Der Eilfft Artickel.

Deß er ſich nit lang bedacht, vnd ſich deß

gegen den Rähten, nach befelch Kaiſerlicher Maſeſtät willig erbot, darumb nach verleſung der Zehen Artickel, ſatzt er für ſeinen erſten Artickel: Welcher vom Adel geboren vnd herkommen wer, der ſeinen ſtandt anders dann in Adlichen ſtandt hielt, ſich nit von ſeinen Adlichen ſtenden, Renten vnd Gülten, die im ſein Mann oder Erbleben, Dienſtlehen, Rahtgeld, Herrnſold oder eigenthum järlich ertragen mag, ſonder mit Kauffmannſchaft, wechſeln, fürkauffen, vnd dergleichen ſachen, nehren oder ſein einkommen mehren wolt, dardurch ſein Adel geſchmecht vnd veracht würde, wo er auch ſeinen Hinderſaſſen vnd Anſeſſen jr brot vor dem mund abſchneiden wolt, derſelb ſo der Stück eins oder mehr überfaren vnd darwider thun würde, ſol im Thurnier nit zugelaſſen werden. Wo er aber darüber einreiten vnd Thurnier halten wolt, ſol man mit jm vmb das Roß Thurnieren vnd jn auff die Schrancken ſetzen.

Der zwölffte vnd letzt Thurniers Artickel.

Welcher von Adel wolt einreiten vnd Thurnieren, der nit von ſeinen Eltern Edel geboren vnd herkommen were, vnd das mit ſeinen vier Anichen nit bewelſen kündt, der mag mit Recht diſer Thurnier keinen beſuchen. Ob aber einer

oder mehr seyn würden, die solche Freiheit verachten, vnd nit davon halten wolten, sondern gewaltiglich vertrauwen jres neuwen Adels einbrechen, vnd den alten Geschlechten (die jren Adel, wie obstehet, beweisen mögen) gleich reiten, der oder dieselben sollen nach erkanntnuß Thurniers freiheit in offnem Thurnier vor menniglichen gestrafft, vnd mit juen vmb das Pferd gethurniert, Er selbs auch auff die Schrancken gesetzt werden. ꝛc. ꝛc. So weit Rürner.

Außer den zwölf Artikeln wurden noch folgende Festsetzungen gemacht. Die Stadt, in oder bei der ein Turnier gehalten wurde, sollte mit ihrem Gebiet während des Turniers und vierzehn Tage vorher und nachher gefreiet (neutral) seyn für jeden der zum Turniere käme, ausgenommen Ketzer, Mörder und Hochverräther. Kein Genosse des Turnieres sollte während dieser Zeit gerichtlich verfolgt werden können. Keiner durfte ungebeichtet zum Turnier einreiten. Von jedem adlichen Geschlecht durfte bei jedem Turnier nur einer in den Schranken erscheinen. Auf Kosten dessen, der ein Turnier gab, durfte ein Graf nur mit sechs Pferden, ein Freiherr mit vier, ein Ritter mit drei und ein bloßer Edelmann mit zweien erscheinen; wer mehr mitbrachte mußte sie selbst unterhalten. Wer am Tur-

nicht Theil nehmen wollte, mußte sich bei dem Turniervogt seiner Landsmannschaft melden und seinen Namen einschreiben lassen. Keiner durfte sich eines beißenden oder schlagenden Pferdes, noch eines scharfen und verletzenden Zeuges bei dem Turniere bedienen; die Waffen mußten ein bestimmtes Maaß und eine gleiche Form haben. Zu Aufsehern über die Ordnung des Turniers wurden vier Turniervögte gesetzt, aus jedem der vier Hauptländer Deutschlands einer. Die Herzöge dieser Länder wurden ein für alle Mahl mit diesem Ehrenamt beliehen und hatten das Recht sich Gehülfen oder Stellvertreter zu ernennen. Jedem Turniervogt wurden drei Ehrenholde aus seiner Nation beigegeben. Die Ehrenholde entschieden gemeinschaftlich mit den Turniervögten, wer zum Turniere zuzulassen sey und wer einen Dank verdient habe. Die Turniervögte und die Ehrenholde stellten auch jedem, der an dem Turnier Theil genommen hatte, ein Zeugniß darüber und über sein Betragen beim Turniere aus. Ein solches Zeugniß galt für einen wichtigen Beweis des guten Rufs einer Familie und wurde sorgfältig aufbewahrt. Nur Könige und Fürsten erhielten, in Hinsicht ihres Ranges, kein Zeugniß. Noch waren zur Aufrechthaltung der Ordnung vier Grießwärtel bei den Schranken und

vier bei den Seilen, die über den Rennplatz gezogen und beim Beginnen des Turniers zerhauen wurden. Zur Helmschau und Austheilung der Kampfloſe wurden von jeder Nation, der Aelteſte und der jüngſte Anweſende genommen und auſſerdem noch drei Damen, eine Wittwe, eine Frau und eine Jungfrau, die auch die Geſetze und Verordnungen ableſen mußten. — Anfänglich ſcheint Schaarenweis gekämpft worden zu ſeyn; dann rannten die Turnirenden einzeln zu Pferde mit Lanzen auf einander und endlich folgte ein Kampf mit Schwerter und Streitkolben zu Fuß. Nach beendigtem Turnier wurden die Preiſe nach dem Ausſpruch der Kampfrichter durch die vornehmſten Damen vertheilt. Sie beſtanden in goldnen Schwertern, Ketten oder anderm goldnen und ſilbernem Geſchmeide, auch Geld. Nach der Preisvertheilung folgte das Bauquet und dann ging es zum Tanz, wobei die Sieger die Ehre hatten mit den Damen zu tanzen, von welchen ihnen die Preiſe überreicht worden waren. Zwiſchen dem Banquet und dem Tanz wurde nicht ſelten noch ein Geſellenſtechen gehalten, wobei die Knappen und andere nicht turnierfähige Perſonen kämpften, doch nahmen auch Ritter daran Antheil.

Dieſes waren die hauptſächlichſten Geſetze

und Einrichtungen, die gleich anfänglich bei der Einführung der regelmäßigen Turniere festgesetzt wurden, wobei nicht unbemerkt bleiben darf: daß die Sachsen, obgleich sie doch ein besonderer deutscher Volksstamm waren, für kein für sich bestehendes Volk in den Turnieren betrachtet wurden, sondern theils zu den Rheinländern, theils zu den Franken gezählt wurden.

Rüxner hat in seinem Turnierbuch sechs und dreißig Turniere beschrieben, welche in dem Zeitraum von 935 bis 1487 gehalten worden sind; doch ist es erwiesen, daß außer den von ihm angegebenen, noch mehrere Turniere gehalten worden sind, wiewohl sie ihrer großen Kostspieligkeit wegen, nicht gar zu häufig statt finden konnten. Es würde eine unnütze Mühe seyn, die Turniere, wie sie Rüxner verzeichnet hat, alle namhaft zu machen; wir begnügen uns daher damit nur noch dasjenige über diesen Gegenstand zu erwähnen, was ein bleibendes Interesse gewähren kann.

Auf dem zweiten Turnier, welches im Jahr 942 zu Rotenburg an der Tauber gehalten wurde, ist festgesetzt worden, daß jeder Turniervogt der vier Lande drei Gehülfen annehmen sollte, deren jedem ein Drittel des Landes besonders zugetheilt würde. Damit nun jeder bei dem Tur-

nier Erſcheinende wiſſen könnte, unter weſſen beſonderer Aufſicht er ſtände und wiederum der Turniervogt, wer zu den Seinen gehöre, ſo wurde verordnet, daß jeder Bezirk ein gewiſſes Zeichen aus dem Thierreich führen und ſolches an ſeiner Kopfbedeckung tragen ſollte und zwar der Ritter golden, der Adliche von Silber und der Edelknecht zur Hälfte vergoldet zur Hälfte ſilbern. Von da ab ſchreibt ſich vielleicht das Tragen der Ordenszeichen her.

Zufolge der Beſchreibung des ſechsten und ſiebenten Turniers, war es Sitte, daß, wenn der Kaiſer tanzte, ihm mit Fackeln vor- und nachgetanzt wurde. Der Kaiſerin tanzten beim ſechsten Turnier drei Grafen nach, die ihre Schleppe trugen.

Bei dem neunten Turnier, welches Ludolph Herzog von Sachſen im Jahr 1119 zu Göttingen gab, wollten die Sachſen ihr Recht als deutſcher Volksſtamm Theil an den Einrichtungen und der Aufſicht bei den Turnieren geltend machen. Es kam darüber zu Verhandlungen, wobei die Sprecher der vier Lande erklärten: „Daß Kaiſer Heinrich der Vogelſteller ihre Vorfahren, da ſie ihm mit großem Aufwande von Gut und Blut zu Erhaltung des Reiches und Mehrung des chriſtlichen Glaubens gedienet hätten, ihre

Fürſten für immer, mit den Turnier-Aemtern als mit fürſtlichen Regalien beliehen habe. Da nun ſolche Berechtigung als ein wohlerworbener Vorzug ſtets allgemein anerkannt und noch bis jetzt von niemand in Zweifel gezogen ſey, ſo wären ſie nicht gemeint einen Eingriff darin zu dulden.“ Die Sachſen ſcheinen ſich dabei beruhigt zu haben.

Als das zehnte Turnier 1165 von Herzog Welf von Baiern zu Zürich veranſtaltet wurde, lebte keiner von den Turnier-Vögten mehr, die ein Turnier beigewohnt hatten, denn es war in 46 Jahr nicht turnieret worden. Man wußte ſich daher wegen den nöthigen Anordnungen, beſonders wegen des Geleits und der Herbergen, nicht zu finden und mußte ſich bei einigen Alten, die in ihrer Jugend bei Turnieren zugegen geweſen waren, Raths erholen und dieſen wurde es auch überlaſſen, das Turnier auszuſchreiben.

Bei dem eilften Turnier, welches Graf Florenz von Holland im Jahr 1179 zu Cöln am Rhein gab, wurde auch ein Wälſches Stechen gehalten, welches bei den Deutſchen als etwas ihnen Unbekanntes große Verwunderung erregte; dagegen kam den Niederländern das deutſche Geſellenſtechen ſeltſam vor. Ein Beweis daß man

in Deutſchland und in Frankreich nicht auf gleiche Weiſe turnierte.

Das zwölfte Turnier, welches Kaiſer Heinrich VI. 1179 zu Nürnberg gab, hatte vorzüglich den Zweck, die gegen einander erbitterten Gemüther der Fürſten und die Widerſacher des Hauſes Hohenſtaufen zu verſöhnen. Allein die Abſicht des Kaiſers wurde nicht erreicht; denn Herzog Heinrich von Baiern zettelte einen Auflauf an, der ſo weit gieng, daß die Bürger die Thore ſperrten. Zwar wurde nach des Herzogs Entfernung die Unruhe beigelegt. Doch mehrere Fürſten hatten das Turnier unwillig verlaſſen.

Dieſes Turnier iſt auch dadurch bemerkenswerth, daß die nürnbergiſchen adlichen Geſchlechter bei Gelegenheit, da die Stadt dem Kaiſer und den anweſenden Fremden ein prächtiges Feſt gaben, ein Stechen hielten, welches einem vollſtändigen Turniere gleich ſah und des Kaiſers Beifall erhielt. Als der Kaiſer Nürnberg verlaſſen wollte, fehlte es ihm, da einige Fürſten ihre deßfallſige Zuſage nicht gehalten hatten, an hinreichender Bedeckung. Er ſuchte deßhalb bei den Nürnbergern darum an, und dieſe ſtellten ihm vierhundert Reuter, die alle aus dem Adel und Bürgerſtande waren und keine Söldner oder gemeine Reiſige unter ſich hatten. Dieſe Auf-

merkſamkeit ſowohl, wie die gute Aufnahme in der Stadt, gefiel dem Kaiſer ſo ſehr, daß er die Nürnberger mit vielen Freiheiten begabte und die in der Stadt wohnenden adlichen Geſchlechter dem übrigen Reichsadel in allen Stücken gleich ſtellte.

Bei dem vierzehnten Turnier, gehalten zu Würzburg im Jahr 1235, wurde beſchloſſen, daß ein Ausſchuß aus den turnierfähigen Geſchlechtern der vier Lande, beſtehend aus einem Grafen, zwei Freiherrn und ſechs gemeinen Adlichen, aus jeder Landsmannſchaft, alſo im Ganzen aus ſechs und dreißig Mitgliedern gewählt werden ſollte, um ſich wegen Erhaltung und Verbeſſerung der Turnier-Ordnung zu berathen. Was dieſer Ausſchuß, der in Oppenheim zuſammen kam, beſchloſſen hat, darüber fehlen die Nachrichten.

Bei dem drei und zwanzigſten Turnier, welches die rheinländiſche Ritterſchaft im Jahr 1403 zu Darmſtadt gab, entſtand zwiſchen den Franken und Heſſen, die einander vorwarfen Straßenräuberei getrieben zu haben, ein Streit, den die Turniervögte vergeblich beizulegen bemüht waren, und der mit den Waffen in der Hand ausgefochten wurde. Es blieben dabei ſiebenzehn Franken und neun Heſſen auf dem Platze und

obwohl nach geendeten Händeln die sonst gewöhnlichen Festlichkeiten statt hatten, so war, wie begreiflich, nicht viel Freude dabei.

Vor dem acht und zwanzigsten Turnier, welches im Jahr 1479 zu Würzburg gehalten wurde, faßte die fränkische Ritterschaft eine neue Turnier-Ordnung ab, die außer der Festsetzung der Orte wo turniert werden sollte, den Formalitäten nach welchen die Einladungen zum Turniere zu erlassen, und Verordnungen wegen des Unterbringens der Gäste, auch ein vollständiges Luxusgesetz enthält, damit der Adel sich nicht durch zu großen Aufwand zu Grunde richte und der arme Adliche nicht abgehalten werde, auf dem Turnier zu erscheinen. Es heißt darin: Es soll keiner ein golden Stück, noch gestickten Sammet, kein Gold an Ketten und Schnüren, keine Decken und Wapenröcke von Sammet oder Dammast tragen; die Frauen sollen nicht mehr als vier Röcke, worunter zwei von Sammet, zum Schmucke tragen. Der dagegen handelnde Ritter soll der Dank des Turniers und der Vortänze beraubet seyn; die Frau oder Jungfrau aber soll weder die Danke austheilen noch einen Vortanz halten dürfen. Auch wegen der zu führenden Waffen und des Reitzeuges wurden genaue Festsetzungen getroffen.

Im Jahr 1485 wurde zu Hallbrunn von der gesammten Ritterschaft der vier Lande abermals eine Turnier-Ordnung abgefaßt, die aber eigentlich nur die Sammlung alles desjenigen war, was in den Turnier-Artikeln und in den frühern Festsetzungen enthalten ist, und die in kurzem ganz überflüssig wurde, da durch die Stiftung des ewigen Landfriedens, die Errichtung des Reichskammergerichts und die Einführung der Landsknechte, die Verhältnisse des Adels verändert wurden, und dadurch die Turnieren ihre Bedeutung verloren, so daß sie zu leeren Prunkfesten herabsanken, die man bald genug für immer abschaffte.

Gregor der VII. und die deutschen Bischöfe.

Die Urtheile über Menschen, die auf einem historisch wichtigen Standpunkt gestanden und einen bedeutenden Einfluß auf ihr Zeitalter ausgeübt haben, sind in der Regel getheilt, und nicht selten geschieht es, daß sie von einem Theile für Wohlthäter ihrer Mit- und der Nachwelt gepriesen werden, während der andere ihnen als Verräthern an der Sache der Menschheit flucht. Der Menschenkenner, der da weiß, wie gar leicht der Verstand sich durch das Gefühl bestechen und zu falschen Schlüssen verleiten läßt, und dem die Schooßsünde der Schriftsteller nicht unbekannt ist, die nämlich, sich Täuschungen zu erlauben, wenn es darauf ankommt ihre subjective Ueberzeugung für eine allgemein anerkannte Wahrheit auszugeben, den wird diese Verschiedenheit der Urtheile nicht befremden, denn er kennet die

Mühe wohl, die es, auch mit dem besten Willen gerecht zu seyn, kostet, sich bei der Entscheidung über den Werth oder Unwerth historisch ausgezeichneter Menschen von Befangenheit frei zu erhalten. Doch diese Erfahrung wird ihn vorsichtig machen und zu einer genauen Prüfung auffordern, ehe er über einen historischen Character sein: „schuldig“ oder: „nicht schuldig“ ausspricht.

Soll der Geschichtschreiber seinen erhabenen Beruf ein Lehrer der Menschheit zu seyn erfüllen, so muß er die Thatsachen, die er angiebt, stets ohne Haß und Liebe mit der größtmöglichsten Genauigkeit berichten, und nie darf er es unterlassen Umstände mit anzuführen, die mit der vorgefaßten Meinung von seinen Helden im Widerspruch stehen. Alles was sich zugetragen hat, gehört in seinen Bericht, und wenn es ihm auch unbenommen bleiben muß, ein Urtheil über Personen, Handlungen und Begebenheiten zu fällen, so muß er doch durch treue und unparteiische Ueberlieferung alles dessen, was sich zugetragen hat, die Leser in den Stand setzen selbstständig urtheilen zu können.

Nicht auf das, was ein historisch berühmter Mann muthmaßlich gedacht, was er gesagt und geschrieben hat; nicht was seine Absicht bei

dieſer oder jener Handlung geweſen ſeyn könne (inſofern dieſe ſich nicht deutlich aus der Handlung ſelbſt ergibt), ſondern auf das, was er gethan, und wie er es gethan hat, darauf kommt es an, wenn von der Würdigung ſeines Charakters die Rede iſt, da nur Handlungen die gereiften Früchte ſeines Weſens ſind, und am klarſten die Natur ſeiner Individualität offenbaren. Damit ſollen keineswegs die Perſönlichkeiten merkwürdiger Männer, wie ſie ſich durch Wort und Schrift ausgeſprochen haben, als zur Begründung eines Urtheils über ſie untauglich verworfen werden. Sie ſind allerdings dazu anzuwenden, doch nur mit Vorſicht und nie als Beweiſe erſten Ranges; denn das flüchtige Wort kommt ſelten ganz unentſtellt auf den Dritten und bei der ſchriftlichen Aeußerung ſchwebt dem Menſchen in der Regel der Beurtheiler ſeiner Geſinnungen vor der Seele, und die Scheu vor demſelben nöthigt ihm eine Maske auf. Aber bei dem Handeln gibt der Menſch ſich ganz wie er iſt, und jeder auch noch ſo künſtlich gewobene Schleier, womit er dabei die Natur ſeines Weſens zu verhüllen ſtrebt, reicht doch höchſtens nur hin ſein Inneres den Augen derer zu entziehen, die ihm ganz nahe ſtehen, oder auf die ſein Handeln unmittelbar einwirkt.

Dieſe Bemerkungen vorauszuſchicken finden wir für nöthig, da wir geſonnen ſind einen Beitrag zur Berichtigung des Urtheils über einen der merkwürdigſten und einflußvollſten Menſchen des ganzen Mittelalters, Papſt Gregor VII. zu geben. Es hat nicht an Schriftſtellern gefehlt, die dieſen hochberühmten Kirchenfürſten als ein Muſter aller Tugenden, als ein für das Wohl der Menſchheit eifrigſt bemühten, von den edelſten Gefühlen begeiſterten Mann dargeſtellt haben und bei vielen Bekennern des römiſchen Glaubens galt er von jeher für eine Hauptſäule der Kirche, für einen Gottesmann. Die Mehrzahl der Hiſtoriker hat aber das Verdammungsurtheil über ihn ausgeſprochen, und ihn den Verworfenen beigezählt, deren Andenken mit dem Fluche der durch ſie gemißhandelten und um ihre Rechte betrogenen Menſchheit beladen iſt. Als ein Abſcheum, als ein Böſewicht erſter Größe wurde Gregor während des achtzehnten Jahrhunderts von den Lehrern der Geſchichte dargeſtellt, als ſolchen finden wir ihn in Kompendien und größeren Geſchichtswerken geſchildert, und der Glaube, daß Papſt Gregor der VII. ein ſchlechter Menſch geweſen ſey, war ſo allgemein, daß ſein Name mit dem eines ausbündig ſchlechten Menſchen gleichbedeutend geworden war. Im gegen-

wärtigen Jahrhundert aber scheint sich das Urtheil der Geschichtschreiber gänzlich über ihn geändert zu haben. Der Tadel über seinen Charakter und über seine Handlungsweise wurde immer leiser und verhallete endlich ganz; man nannte ihn anfangs einen konsequenten, dann einen großen, endlich aber einen streng tugendhaften Mann; man bewies, daß er folgerecht gehandelt, nur das Gute gewollt habe, daß seine Plane auf das Wohl der Menschheit berechnet gewesen sind, und entsündigt, rein von allen Verbrechen steht er ein Ideal von Weisheit und Größe da. — Welche Meinung ist die richtige? Wir würden allerdings Ursache haben unser Zutrauen mehr der neueren zuzuwenden, da sie durch eine gründliche Kritik geläutert seyn könnte, wenn nicht einer leidigen Mystik es gelungen wäre die Begriffe zu verwirren, und da Riesenplane eines über alle menschliche Leidenschaften erhabenen Geistes darzustellen, wo der ruhig prüfende Verstand wohl schwerlich etwas anderes als eines nie rastenden Ehrgeizes kleinliches Getriebe finden dürfte. — Gregor den VII., nach seinen allerdings vortrefflichen Briefen, die bis auf uns gekommen sind, beurtheilen wollen, hieße doch wohl nichts anders als einem Menschen auf seine eigne Aussage glauben, daß er

gut ſey. Gregors Briefe beweiſen wohl weiter nichts, als daß er die Väter und die Dialektik gründlich ſtudirt hatte und ſehr wohl wußte, wie es einem Manne auf ſeinem Standpunkte geziemt ſich zu äußern. Aber ein Zeugniß ſeiner Gelehrſamkeit, ſeines Talents können und ſollen ſie ſeyn; nicht der Grad ſeiner Sittlichkeit, wohl aber der Umfang ſeines Verſtandes mag daraus bewieſen werden, und inſofern bleiben ſie ſchätzbare Dokumente, wenn ſie gleich nie zum Maaßſtabe dienen können, um die ſittliche Würde ihres Verfaſſers zu bekunden.

Die Vorwürfe, die dieſem Papſt von ſeinen Anklägern gemacht worden ſind, tragen mitunter wohl die Farbe einer großen Leidenſchaftlichkeit an ſich: wenn aber ein verſammelter Synodus der vornehmſten deutſchen Kirchenfürſten das Verdammungs-Urtheil über ihn ausſpricht, ſo darf man vorausſetzen, daß hinreichende Gründe dazu vorhanden ſeyn mußten. Dieſes that die Synodal-Verſammlung zu Worms im Jahr 1076, die Gregor VII. des päpſtlichen Stuhles für unwürdig erklärte. Johann Stumpff theilt in ſeiner Eidgenoſſenſchen Chronik das in der Bibliothek des Frauen-Münſters zu Zürich aufgefundene Miſſive des berührten Synods mit, welches in der Ueberſetzung alſo lautet:

„Siegfried, Erzbiſchof zu Mainz, Udo zu
rier, Wilhelm, Biſchof zu Utrecht, Heinrich zu
Metz, Heinrich zu Lüttich, Richard zu Verdün,
Bibo zu Toul, Herman zu Speier, Burkard zu
halberſtadt, Werner zu Straßburg, Burkard zu
Baſel, Otho zu Conſtanz, Adalbero zu Würz-
burg, Rutprecht zu Bamberg, Otho zu Regens-
burg, Ellingard zu Freyſingen, Ulrich zu Eich-
ſtädt, Friedrich zu Münſter, Heilwart zu Min-
den, Hetzelo zu Hildesheim, Benno zu Osna-
brück, Eppo zu Naumburg, Imadus zu Pader-
born, Thiedo zu Brandenburg, Burkard zu Lau-
ſanne, Bruno zu Wienne an Hillebrand unſerm
Bruder.

Obgleich es uns ſehr wohl bekannt war,
auf welche unerlaubte und ſchmähliche Weiſe,
gegen Recht und Billigkeit Du mit angeborner
Unverſchämtheit Dich der Regierung der Kirche
bemächtigt haſt, ſo hielten wir dennoch für ge-
rathen anfänglich zu dieſem ſchändlichen Eintritt
zu ſchweigen, indem wir hofften, ein ſo verbre-
cheriſches Beginnen würde durch die Frömmig-
keit und Thätigkeit Deiner Regierung einigerma-
ßen in Vergeſſenheit gebracht werden. Aber der
durchaus betrübte Zuſtand der Kirche zeigt, daß
Du auf einen böſen Anfang noch üblere Handlun-
gen folgen läßeſt und darauf mit Halsſtarrigkeit

beſtehſt. Denn da unſer Herr und Erlöſer ſeinen Gläubigen den Schatz der Liebe und des Friedens gleichſam als ein eigenthümliches Zeichen eingepräget hat, wovon mehr Beweiſe ſtatt finden, als die Kürze dieſes Briefes einzuführen erlaubt, ſo thuſt Du davon das Gegentheil, indem Du auf unheilige Neuerungen ſinneſt, mehr Luſt an Reichthum als an einem guten Namen trägſt, Dich mit unbegränztem Stolze erhebſt und der Urheber der Zwietracht unter den Gliedern der Kirche biſt, welche bis zu Deiner Zeit, dem Willen der Apoſtel nach, in Ruhe und Eintracht lebten, nun aber Du durch Deine ſtolze Grauſamkeit und grauſamen Stolz zerfleiſchet und in der römiſchen Kirche die Flamme der Zwietracht entzündet und durch Deine raſende Unſinnigkeit Partheiung in alle Kirchen Italiens, Deutſchlands, Frankreichs und Spaniens hervorgerufen und verbreitet haſt.

Denn ſo viel an Dir lag, haſt Du alle Gewalt der Biſchöfe, die ihnen von Gott durch die Gnade des heiligen Geiſtes beigelegt iſt, (der bei allen Einſetzungen hauptſächlich wirkt) und alle Verwaltung kirchlicher Angelegenheiten ihnen entriſſen und der Wuth des gemeinen Haufens unterworfen, den Zuſtand der Kirche, wie er früher war, haſt du mit unerhörter Kühnheit

rüttet, da ſchon Niemand von dem Volke für
nen Biſchof oder Prieſter angeſehen wird, der
ht auf die niedrigſte Weiſe bei Deinem Hoch-
uth ſich dazu angebettelt hat. Alle Kraft der
poſtoliſchen Verfaſſungen, jene herrliche Ver-
eilung der Glieder Chriſti, die der große Völ-
rlehrer ſo oft empfohlen und geprieſen hat,
aſt Du, was man ohne Thränen nicht ſagen
nn, durch Deine ruhmeswürdigen Befehle in die
klagenswertheſte Verwirrung gebracht. — Wer
ber muß nicht über die Ungebühr erſtaunen,
enn Du mit unrechtmäßiger Gewalt Dir an-
maaßeſt, Rechte, die unſerm Stande gemein-
haftlich zuſtehn zu vernichten? Du behaupteſt
ämlich, wenn irgend ein Verbrechen eines un-
eren Kirchſprengeln Angehörigen zu deiner Kennt-
iß gelangt, daß keinem Andern als Dir ſelbſt,
der Dem, den Du dazu erwählſt, die Macht-
ollkommenheit davon zu löſen, oder zu binden
uſtehe. Wie unſinnig dieſe Meinung iſt, weiß
eder, der die heiligen Schriften ſtudiret hat.

Weil daher durch dieſe und andere Vermeſ-
enheiten Deines Geiſtes, wollten wir ſie länger
ulden, die Kirche Gottes, wie wir glauben in
ie größte Gefahr gerathen, ja ihrem Unter-
gange nahe kommen würde, ſo hat es uns nach
gemeinſamem Beſchluß aller Unſrigen gefallen

Dir anzuzeigen, daß Du weder jetzt noch künftig das apostolische Amt verwalten könnest. Du selbst hast Dich zur Zeit Kaiser Heinrich III. rühmwürdigen Andenkens mit einem körperlichen Eide verpflichtet, weder bei Lebzeiten dieses Kaisers, noch unter der Regierung seines Sohnes, unseres glorreichen Königes, weder selbst die päbstliche Würde zu übernehmen, noch sie einem Andern zuzuwenden, ohne mit Einwilligung besagten Kaisers oder seines Sohnes, so lange sie lebten. Noch bis zum heutigen Tage sind mehrere Bischöfe Zeugen dieses von Dir geleisteten Eides, die ihn mit ihren Augen gesehen, mit ihren Ohren gehört haben. Gedenke daran wie Du, als einige Kardinäle nach der päpstlichen Würde strebten, um sie zu einem gleichen Vorsatze zu bewegen, Dich eidlich verpflichtet hast, nie Dich um das Papstthum zu bewerben. Wie Du diesen Eid gehalten hast, möge Dein eigenes Bewußtseyn Dir sagen. Ueberdem wurde zur Zeit des Papst Nicolaus ein Synodus gehalten, dem hundert fünf und zwanzig Bischöfe beiwohnten, auf welchem festgesetzt wurde, daß Niemand Papst werden könne, es sey denn durch die Wahl der Kardinäle, durch die Beistimmung des Volks und durch die Einwilligung und das Ansehen des Königes. Und dies

sen Beschluß haſt Du selbſt erdacht, bewirkt und unterschrieben.

Zudem haſt Du, zum größten Aergerniß, die ganze Kirche gleichsam mit Gestank erfüllt, durch das Zusammenkommen und Beisammenwohnen der Geistlichen mit fremden Weibern auf eine vertraulichere Weise, als nöthig ist, worüber unsere Schamhaftigkeit mehr zu sagen uns verbietet. Es ist eine allgemeine und überall gehörte Klage, daß alle Beschlüsse und Urtheile auf dem päpstlichen Stuhle durch Weiber abgefaßt werden, ja daß dieser neue Weiberrath alle kirchlichen Angelegenheiten der ganzen christlichen Welt verwaltet. Die Schmähungen und Beschimpfungen, die Du den Bischöfen anthust, da Du sie Hurer und Hurenkinder nennest, und auf andere dergleichen unwürdige Art behandelst, spricht keine Klage hinreichend aus.

Weil also Dein Eintritt in das apostolische Amt mit so schweren Meineiden befleckt ist, weil die Kirche Gottes Deiner Mißbräuche und Neuerungen wegen mit einem so furchtbaren Ungewitter bedrohet wird, und weil Dein Leben und Betragen durch so vielfache Schmach entehrt ist, so wollen wir Dir ferner keinen Gehorsam leisten, den wir Dir zu leisten auch nie versprochen haben; und weil keiner der Unsrigen bis jetzt

von Dir, wie Du öffentlich erklärt haſt, für einen Chriſten gehalten worden iſt, ſo ſollſt Du uns auch nicht mehr für einen Papſt gelten.“

Wenn man nicht umhin kann der Freimüthigkeit, mit welcher der Synod zu Worms den Anmaßungen Gregors entgegen trat und ſeine Vergehungen beim rechten Namen nannte, vollen Beifall zu ſchenken, ſo muß man dagegen auch bedauern, daß dieſes beinahe das einzige Beiſpiel war, wo die deutſche Kirche ihre Würde zu behaupten ſtrebte, und daß dieſes rühmliche Bemühen ohne allen Erfolg blieb.

Die in dem Synodal-Miſſive gegen Gregor erhobenen Klagen ſind mehr allgemein und berühren nur zwei Gegenſtände ganz beſonders im Einzelnen. Der erſte iſt das meineidige Bewerben um den päpſtlichen Stuhl und der andere der Weiberrath. Gregors Vertheidiger dürfte es doch wohl ſchwer werden ihn gegen dieſe beiden harten Vorwürfe zu rechtfertigen und ihn als einen ſtreng tugendhaften Mann darzuſtellen. Nehmen wir auch an — was wahrlich mehr eingeräumt iſt, als mit Billigkeit verlangt werden kann — daß Hildebrand keinen Antheil an den Vergiftungen und Abſetzungen ſeiner Vorgänger hat, und daß er ſich bei ſeiner Wahl keiner Beſtechung hat zu Schulden kommen laſſen, ſo kön-

nen doch zwei Thatsachen nicht abgeläugnet werden; die eine, daß er den Beschluß, nach welchem kein Papst ohne Wissen und Genehmigung des Kaisers gewählt werden soll, beschworen und unterschrieben hat; die zweite aber, daß er, wie sein eigenes Schreiben es beweiset, ohne den Willen des Kaisers und also seinem Eide gerade zuwider die päpstliche Würde angenommen hat. Von dem Vorwurfe der Inkonsequenz und des Meineides ist er also durchaus nicht zu reinigen, und wer ihn nach diesem dennoch einen tugendhaften Mann nennen will, mit dem verlohnt es wohl der Mühe nicht darüber zu rechten, da bei ihm eine Verwirrung der Begriffe obwaltet. Was die andere Klage, seinen vertrauten Umgang mit Weibern und die Einmischung derselben in kirchliche Angelegenheiten betrifft, so ist es doch Thatsache, daß Gregor als Papst mit der Markgräfin Mathilde jahrelang unter einem Dache lebte, daß sie bei ihm war als Kaiser Heinrich IV. im Schloßhofe zu Canossa drei Tage als Büßender stehen mußte, daß sie ihn auf seinen Reisen begleitete. Wollen wir nun auch den ganz unbezweifelten Einfluß, den Mathilde auf Gregors Handlungen besaß, in keine Weise berücksichtigen und wollen wir unsere Gutmüthigkeit so weit treiben, anzunehmen,

daß Gregors Vertraulichkeit mit Mathilden nicht im mindesten sträflich war, so muß doch auch der scharfsinnigste Vertheidiger dieses Papstes einräumen, daß dieser Umgang, wegen der ärgerlichen Muthmaßungen, die er veranlaßte, sich als höchst tadelnswerth erwies und an einem Kirchenoberhaupt, welches den Priester den Ehestand verbot und verlangte, daß sie allen sinnlichen Trieben entsagen sollten, gar nicht zu entschuldigen war. Von einem Manne, der so wenig Rücksicht auf die Gesetze des Anstandes nahm, der in seinem Betragen so geradezu mit seinen Befehlen in Widerspruch trat, darf doch wohl nicht behauptet werden, daß er eine strenge Tugend besessen habe, vollkommen folgerecht gehandelt habe; und so lange nicht bis zur Evidenz erwiesen werden kann, daß alles, was von den Mitteln, die er angewandt hat, um zum päpstlichen Stuhle zu gelangen, und alles, was von seinem Umgange mit der Markgräfin Mathilde erzählt worden, bis auf den letzten Titel unwahr ist, so lange thun diejenigen der Wahrheit Gewalt an, die ihn konsequent, groß und tugendhaft nennen.

Ueber die Mittel, deren sich Gregor bediente, die Kirche nach seinem Plane zu reformiren und sie von allem Einflusse der weltlichen Fürsten

zu befreien, so wie von seinem eigentlichen Zwecke dabei kann hier nicht verhandelt werden, da der Stoff reichhaltig genug für ein eigenes Werk ist. Aber unangenehm wird es dem Leser nicht seyn, einen alten Geschichtschreiber über Gregor den VII. zu hören. Es ist dieses Sebastian Frank von Wört, der, obwohl er seinem Zeitalter (1536) gemäß mitunter Märchen nicht verschmähte, doch aus sehr guten Quellen schöpfte. Er berichtet folgendes.

„Nach Christi Geburt 1073 kam doch zuletzt zu dem so lang begehrten Papstthums Hildebrandus, Gregorius VII. genannt. Von Geburt war er ein Etruscus, ein Prior des Cluniacensischen Closters. Der aber das Closter verließe noch also jung, und thet sich gen Rom zu einem Schwarzkünstler, Laurentius genannt, einem Erzpriester, also daß sie bei einander täglich waren, wie sich denn gleich und gleich gern gesellet. Theophylactus, Laurentius, Gratianus und Hildebrandus ganz gute Freund, einerlei Kunst, Sinns und Muths (wie das alles Benno von in schreibt, der zu dieser Zeit ein Kardinal und Zeitgenoß mit inen gewesen ist). Ich will hie geschweigen, was die teuflischen Leut für Unreinigkeit, Ehebruch, Opfer in Wälden und Bergen dem Teufel haben gethan, und allein ihr täglich Sünd und täglich Brot von jhnen sa-

gen. Und das iſt nit das erſte Bubenſtück, das er hat helfen thun, daß er nach dem Tode Conrads des Kaiſers ſein Sun Heinrich nit wolte krönen (denn dazumal war Theophylactus, Benedictus IX genennt, Babſt, Laurentius, Gratianus, Hildebrandus ſeine Geſellen und erſte Räth) ſunder ſchicket die Kron Petro dem König zu Hungarn, daraus ein unſäglich groß Blutvergießen entſtunde, und ward der Teufel gemehret. Dann Heinricus ein Erb Conradi ſeines Vaters überzohe die Hungarn, und ſtrit mit in umb die Kron, ſieget und nahm ihnen die mit Gewalt. Da hube ſich Benedictus aus Forcht mit Laurentio davon, wollt ſein ſchuldig Gewiſſen des Kaiſers nit erwarten. Verkaufet Gratianus ſein Babſtthumb, der nachmals Gregor VI. genannt ward. Dieſer mit Hildebrando als unſchuldig erwarteten des Kaiſers, und glückt jnen, daß er ſie erſtlich mit Gnaden aufnahm und ſitzen ließ, bis er ein Reis ausrichtet. Da kam er gen Rom, ſetzet dieſen Babſt in einem Concili mit Verwilligung der Biſchoff ab, ſetzet Sindigerum, Biſchof zu Bamberg, den er mit ihm aus Germania anbracht hatt, zum Babſt, nennt ihn Clemens II. Von dieſem ward er nachmals gekrönt, und führet mit ihm, als er nach Germaniam wiederkehret Gregorium VI.

vnd Hildebrandum in das Elend. Gregorius VI. ſtarb alsbald, Hildebrandus vermocht aber ſoviel mit ſeiner Heucheleyey, daß er ledigin dem Pallaſt des Königs ward gelaſſen. Vnd als ihm die Freiheit geſchenkt wieder zuſtände ward er an dem Hof wohl gehalten. Dirſe Zeit wurde Clemenz II. mit Gift ausgelöſcht. Dem folgt Damaſus, der gab auch am dritten Tag ſeinen Geiſt auf. Theophilactus, Benedictus IX. genannt, machet ſich mit Laurentio ſeinem Gefährten wieder gen Rom. Der richtet viel edler Leut durch Brazutum den Vergeber vnd Giftkoch hin, alſo daß die Cardinäl dem Kaiſer vmb ein neuen Bapſt ſchriebes. Der ſchickt ihnen Brunonem gen Rom, vnd ihn Leonem IX. genännt, einen frummen, einfältigen, ſchlechten, doch gelehrten Mann, vnd ſchickte Hildebrandum ledig zählende, mit ihm dem frommen Mann auffehet vnd faſſet wie er wollt, vnd alles in Geſtalt groſſer Lieb, den er alsbald zu einem Mitregierer an den Hof nahm, vnd zu einem Cardinal als ſeinem teuren vnd beſten Freund machet, je als ſein eigen Herz vnd innerſten Rath. Bald hebt er ihn aus Beyſtand Berzuri mit Gift aus dem Leben, ihm für ſeine Gutthat dankſagende, in Hoffnung hinter das Bapſtthumb zu kommen. Aber als es ihm fehlet erkennet er demüthig Victorem für

ſeinen Herren. Doch nicht länger als zwei Jahr duldet er dieſen, dem kam auch Brutus zu Hilf mit ſeinem Trunk oder Süpplein. Dem folget nach Stephanus III, wie gehört, er denn auch bald mit Gift auslöſchet, als er allein ſieben Monat geſeſſen war. Noch wollt die Sach nit gerahten, noch die Wahl auf ihn kommen, wie er allzeit hofft, und gleich für gewiß hätt. Auf dieſen ging Benedictus der zehend, den warf er nit mit Gift, ſondern mit Liſt und Gewalt, als ein ehrgeizigen, der das Bapſtthumb erkauft hett, von dem Stuhl. Noch wollt der Gaul nit gehen, er ſiehet Nicolaum II. regieren. Aber Parzutus ergetzet ihn ſeines Leids. Als nun die Cardinäl dem Kaiſer von der grauſamen Tyranney Hildebrandus klagen und Hilf zu ſchaffen bitten, daß doch er ihnen einen Bapſt gebe, da wollt Hildebrandus den gefangen Argwon von ihm ſchieben, und wählet mit den Seinen Anſchelmum den Lucenſiſchen Biſchof, und nennet ihn Alexander II. Den hetzet er an Cadolum wider den Kaiſer, und hinderkam den Kaiſer im Concilio zu Mantua mit Liſten. Da er alſo allenthalb obſieget, erhub er ſich des glücklichen Fürgangs ſeiner Anſchläg, vexiret Alexandrum, wie er mocht, daß er zuletzt genöthigt ward, den Kaiſer wider ihn anzurufen. Das was Hil-

debrando faſt lieb, vnd das wolte er damit, auf daß er mit Fug hinter ihm käme. Derhalb ſchrie er auf, daß er vnwürdig wäre der bäpſtlichen freiheit nach Ausweiſung des Canonis, der wider den Canon von einem weltlichen Fürſten Hilf und Beiſtand begehret. Derhalb warf er den Entehrten vnd Gewaltloſen aus dem Stuhl, nahm ihn vnd ſchmiedet ihn ins Gefängniß, vnd nahm ſich des Bapſtthumbs an, doch nit öffentlich, bis er nach ſeinem Befehl heimlich ausgelöſchet ward. Als er nun tod war, dieſe Stund ward Hildebrandus von ſeinen Rittern vnd Anhang zum Bapſt ausgeſchrien vnd Gregorius VII. geheißen. Der fing alsbald an die zu verfolgen, die ſeiner Tyranney ſich nit allweg vnderſchreiben hätten wollen, thet den Kaiſer in den Bann, daß er ihn (ob er wohl anderes fürwendet) in Germaniam gefangen hett geführt. Sein innerſter Herzwiſſer der ihm ganz geheim war, Joannes der Portuenſer Biſchof, ſtund einmal in St. Peters Münſter auf vor der Prieſterſchaft vnd allem Volk, ſprechend: Dergleichen Stück hat gethan Hildebrandus vnd auch wir, darumb wir ſollten lebendig verbrannt werden, die Red auf das Sacrament des Leibs vnd Bluts Chriſti deutende, das Hildebrandus der Teufel anſag, ſachend wider Kaiſer Heinrich

in das Feuer geworfen hatt, mit Widerſprechen aller vmbſtandenden Cardinäl vor deren Augen er ſolchs gethan hat. So Benno der Cardinal der römiſchen Kirchen an die ganzen Prieſterſchaft zur Zeit Hildebrandi wie Heinricus Bullingerus bezeugt. Noch iſt ein Stück vorhanden aus der Chroniken des Abts von Urſperung oder Vrſprungensis, von Hildebrando, Gregorius VII. genannt, dem freiloſen Menſchen, ſeine Wort ſind dieſe nachfolgenden. Es liegt am Tag, daß dieſer Hildebrand nit von Gott erwählet, ſondern von ihm ſelbſt mit liſt aufgeworfen iſt, der alle Ordnung verkehret hat, alle Reich betrübt, der dem Kaiſer nach ſeinem Leib und Seel hat geſtellt, der den ermloſen friedbrüchigen König (verſtehe Rudolphum Herzog zu Sachſen) verficht, der unter den Friedſamen Krieg, unter den Brüdern Aergerniß und Widerwillen, zwiſchen Eheleuten Scheidung, ja der alles das noch zu Fried ſtände, aufwegig gemacht haben, geſehen wird. Derhalb verkündigen wir in Gott verſammelten XIX Biſchof mit Legaten vnd Briefen Hildebrandum den Beſchützer der Meineidigen vnd Todſchläger, der Abgötterei vnd Zauberei predigt der mit Träumen, Wahrſagen vnd ſchwarzen Künſten vmbgehet, ein öffentlichen Abtrünnigen vom Glauben er-

denlich sein abzusetzen, auszustoßen vnd mit ewigem Fluch in Bann zu thun, wo er nit als bald er das vernimmpt, zu Hand absteht. Bis her der Abt Vrsprungensis

Siehe mein Leser! sollten wir der geistlichen Histori viel haben, wohl würden wir ein Jammer vnd Greuel im Bapstthumb finden, vor dem einem grawen möcht. Es ist fast alles Heuchlerey, was von Bäbsten geschrieben ist, dann diesen Grewel hat Niemand dürfen dantzen noch anregen. Wer diese Grundsuppen hat gerührt vnd in den Bienstock gestochen, den haben tausend Hurnaussen, mit einem Schwarm herausfahrende zu tod gestochen. Ja die Wahrheit hat niemand dürfen husten, darumb ist alle Chronik hierin voller Heucheley leyder, wie man greifen muß, daß sie wahrlich sprach den Spruch: Omnis homo mendax — wohl bezeugen, die Wahrheit man nie hat lassen aufkommen. Lieber, besiehe Platinam, Sabellicum, Raphelem, Suplementum Suplementi, Eusebium, da findst du gerad das Gegentheil von diesem Gregorio VII. da ist er eitel Heiligthumb. Mir gilt die einig Zeugniß Bennonis des Cardinals mehr, denn die andern all. Denn mehr ist ein Augen- als zehen Ohrenzeug. Dieser Benno hat Hildebrandum gehört, gesehen, vnd das öffentlich bey seinem

Leben von ihm geschrieben, das bei mir mehr gilt, denn der andern Heuchlern Cortisanen und Suppenfressern, die vielleicht umb ein Bisthumb ihr Chronik geschrieben haben, und den Mantel allenthalb so fein gewendet, wie der Wind hergehet, oder vielleicht die theure Wahrheit in Chroniken nicht haben mögen ankommen. Wenn es von Bäbsten ans Treffen gehe und die Wahrheit soll angehen, so schweigen fast alle Chroniken, so viel ich gesehen hab. Aber die Welt wills also haben. O sollten wir von den Bäbsten die Wahrheit haben, wie viel dergleichen Historien würden wir lesen, darob wir uns creuzigen und zu lesen entsetzen würden, ich geschweig zu thun. Ich klag daß mir allermeist von Bäbsten in den Chroniken nichts dann die Wahrheit gefehlt hat. Lugen hab ich genug gefunden, wenn ich erstcres gern hett gehabt, so ist es aus, Gott sey es klagt! Nun hast und dieses fürscheinenden Bapsts Heiligkeit mit seinem Anhang, der im XII Jahr seines Bapstthumbs in seinem Bett entschlief."

Wie befangen dieser Historiker auch immer von seinem Hasse gegen das Papstthum seyn mag, so leuchtet doch aus seiner Geschichte hervor einmal, daß er die Hauptquellen alle kannte; dann aber auch daß er die Wahrheit schreiben wollte.

Die Berner Geſpenſtergeſchichte.

Zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts gerie-
then der Dominikaner- und der Barfüßer-Or-
den wegen der Empfängniß der Jungfrau Maria
in einen heftigen Streit. Die Dominikaner be-
haupteten, Maria wäre wie andere Menſchen
mit der Erbſünde empfangen, die Barfüßer da-
gegen ſtritten für ihre unbefleckte Empfängniß.
Dieſer ſeltſame Zank wurde lange Zeit hindurch
mit großer Erbitterung geführt, und man bot
von beiden Seiten alles auf, um die Meinung
der Gegner zu bekämpfen. Es wurden Unter-
handlungen gepflogen, Disputationen gehalten,
ſogar Bücher deßhalb geſchrieben, doch keiner gab
dem Andern nach, und der lächerliche Hader,
an dem auch die Laien, und zwar ſowohl vor-
nehme als geringe, Antheil nahmen, und der
ſelbſt bis vor den heiligen Stuhl zu Rom ge-
langte, ſchien endlos werden zu wollen.

Da beſchloſſen die Dominikaner in einem 1506 zu Wimpfen gehaltenen Kapitel, durch Wunderzeichen und Geiſtererſcheinungen die öffentliche Meinung, die bis jetzt mehr für die Barfüßer geweſen war, auf ihre Seite zu lenken. Man berathſchlagte über den Schauplatz, auf welchem die Wunder ſich zutragen und die Geiſter erſcheinen ſollten und da man die Frankfurter Bürger für zu bedächtig, die Nürnberger aber für zu aufgeklärt hielt, um ſich durch dergleichen Gaukeleien täuſchen zu laſſen, gleichwohl aber nur in einer groſſen Stadt deß etwas von hinreichender Wirkung ſeyn konnte, ſo ward Bern dazu auserſehen, wobei man auch darauf rechnete; nöthigen Falls durch die Waffen der kräftigen Berner bei dieſem Streite unterſtützt zu werden.

Vier Dominikaner zu Bern, nämlich P. Johann Ketter, Prior; P. Franz Uelſchi, Subprior; Dr. Stephan Bolzhorſt, Lector; und P. Heinrich Steinegker, Schaffner, übernahmen die Ausführung der Wunder und der Geiſtererſcheinungen, und der alte ehrliche Schweizer-Geſchichtſchreiber Johann Stumpf, noch ein Zeitgenoſſe dieſes Streits, berichtet, daß die vier genannten Mönche den Teufel, ihnen zu helfen, beſchworen haben ſollen und daß dieſer ihnen in

der Geſtalt eines Mohren erſchienen ſey. Wenn zwar nicht der Teufel, ſo war es doch allerdings ein böſer Geiſt, der ſie beſeelte, da ſie durch Täuſchungen und Gaukeleien das zu beweiſen ſtrebten, was ihnen als Wahrheit ſchien.

Noch waren die vier Dominikaner nicht einig mit ſich, auf welche Weiſe ſie zur Ausführung ihres Vorhabens ſchreiten ſollten, da meldete ſich ein Schneidergeſelle Hans Jetzer von Zurzach um die Aufnahme als Mönch bei ihnen. Anfangs wieſen ſie ihn mit kurzen Worten ab, als er aber erklärte, daß er drei und funfzig Gulden auch einige Stücke Damaſt und anderes Seidenzeug beſitze, welches alles er dem Kloſter ſchenken wolle, da nahm man ihn auf und um ſo bereitwilliger, als man in ihm einen einfältigen Menſchen entdeckte, der ſich leicht zu einem Werkzeuge bei den Geiſtererſcheinungen brauchen laſſen würde. Die ehrwürdigen Väter prüften auch bald die Herzhaftigkeit des neuaufgenommenen Bruders durch ein Gepolter und Getöſe, welches ſie des Nachts vor ſeiner Zelle machten. Der junge Mönch bewies ſich ſo furchtſam als leichtgläubig, denn er äußerte ſeine Geſpenſterfurcht gegen ſeine Obern und bat um Schutz vor den unheimlichen Anfechtungen. Nun wußten ſie, daß ſie nichts zu wagen hätten, wenn ſie ihr

Vorhaben ins Werk ſtellten. Sie beſelgten dem furchtſamen Bruder ihre Theilnahme, ließen ihn ſeine Schlafzelle unter dem Vorwande der gröſſeren Sicherheit mit einer andern vertauſchen, die mit der Zelle des Schaffners in Zuſammenhang ſtand und unterdeß ihrem Plane gemäß eingerichtet war, verſahen ihn mit Heiligthümern und Weihwaſſer und gaben ihm eine Glocke, die er läuten ſollte, ſobald ihm etwas Unheimliches nahen würde.

Der Prior erſchien nun als Geſpenſt verkleidet dem Mönche, der, als er die in ein weiſſes Grabtuch gehüllte Todtengeſtalt neben ſeinem Lager erblickte, heftig zu läuten begann, und Zeichen des größten Schreckens gab. Das Geſpenſt beſchwichtigte ihn in Angſtſchweiß Gebärden mit einer kalten Hand und äußerte: „Sohn und Diener Gottes, Du und deine Brüder könnet mir helfen, wenn Du dich acht Tage lang mit Ruthen ſtreicheſt bis aufs Blut, und wenn mir acht Meſſen in der St. Johannis Kapelle geleſen werden, während welcher Du mit den zerhauenen Armen vor dem Altar liegeſt und bei jedem Pater noſter die Erde küſſeſt.“ Der Geängſtigte verſprach ſeinem Obern das Gebot des Geſpenſtes kund zu machen, welches nun verſchwand, nachdem es einen abermaligen

Beſuch auf den nächſten Freitag angekündigt hatte.

Der Befehl des Geiſtes wurde, wie natürlich, auf das pünktlichſte vollzogen und dabei trugen die vier ehrwürdigen Väter Sorge, daß die Geſchichte in der Stadt bekannt wurde. Dieſes hatte einen großen Andrang des Volkes zur St. Johanneskapelle zur Folge, denn alles wollte die Kaſteiungen des jungen Mönches mit anſehen. P. Stephan, der Lector, predigte nun vor der zahlreich verſammelten Menge, bewies aus dem Verlangen des Geiſtes, durch die Dominikaner erlöſet zu werden, die große Heiligkeit des Prediger-Ordens und verſäumte bei der Gelegenheit nicht den Widerſachern deſſelben, den Barfüßern alles mögliche Böſe nachzuſagen. Er erreichte ſeinen Zweck, die Barfüßer bei dem Volke verhaßt zu machen und ſeinem Orden einen größern Anhang zu verſchaffen, vollkommen.

Die vier Verbündeten waren mit dem Erfolge ihres Gaukelſpiels zufrieden; doch nun zu wiſſen, wie weit ſie auf die Einfalt und Leichtgläubigkeit des Bruder Jetzer bauen könnten, verordneten ſie dieſem eine Generalbeichte, worin er dem Beichtiger ſeinen ganzen Lebenslauf, bis auf die kleinſten Einzelnheiten darlegen mußte. Sie lernten dadurch das Gemüth, die Geſin-

nungen und Fähigkeiten des Bruders aufs genaueste kennen, und überzeugten sich, daß sein Glaube mit seiner unermeßlichen Geistesbeschränktheit gleichen Schritt hielt.

Der Prior ermahnte darauf den jungen Mönch am nächsten Freitage ein Herz zu fassen und die Erscheinung zu prüfen, ob sie ein guter oder ein böser Geist sey, zu welchem Ende er ihn einsegnete und seine Zelle mit Heiligthümern und mit geweihtem Lichtern versah. Ermuthigt dadurch, doch nicht ohne großes Zagen, erwartete Jener zur bestimmten Stunde den gespenstischen Besuch. Unter einem fürchterlichen Gepolter, welches das ganze Kloster durchdrang und alle Mönche, die um den Betrug nicht wußten, in Angst und Schrecken setzte, erschien das Gespenst, das, als es von dem halbentseelten Ordensbruder befragt wurde, folgende Auskunft gab: ich bin kein böser Geist, und das Gepolter, welches dich erschreckt, wird nicht von mir verursacht, sondern von den bösen Geistern, die mich verfolgen. Ich war in meinem Leben Doctor der heiligen Schrift auf der hohen Schule zu Paris und darauf, als ich Priester geworden, Prior im Orden der Dominikaner. Ich wurde meines Amtes entsetzt, und als ich aus Zorn wieder nach Paris ging und mich einst daselbst

in fremder Kleidung in einer gottloſen Geſellſchaft befand, bei einem entſtandenen Streit erſtochen. Da ich einſtmals eine Ehefrau verführt habe, auch ohne Beicht und Abſolution geſtorben bin, ſo mußte ich zur Büßung meiner Sünden ins Fegfeuer, wo ich nun ſchon ſeit 160 Jahren leide. Soll ich meiner Pein erlediget werden, ſo müſſen die Brüder dieſes Kloſters noch dreißig Meſſen leſen, noch vier Vigilien halten und du mußt dich nochmals bis aufs Blut geiſſeln.“ Der Geiſt ergoß ſich nun in Lobeserhebungen, die er dem Dominikaner-Orden ertheilte, versicherte, daß die Feinde dieſes Ordens, beſonders die Barfüßer, Alexander de Hales, und Johann Scotus, die gegen ihn geſchrieben, im Fegefeuer brennten und kündigte den nahen Untergang der Stadt Bern an, wenn die Herren Rathsherrn die Barfüßer nicht vertrieben und wenn ſie noch länger ein Jahrgeld vom König von Frankreich annehmen würden. Zu ſeiner Beglaubigung entdeckte der Geiſt dem Bruder, daß er wiſſe, wie er einſtmals habe den Dominikaner-Orden verlaſſen und in den Carthäuſer-Orden habe treten wollen. Wäre dieß geſchehen, ſo würde er von fünf ſchwarzen Katzen zerriſſen worden ſeyn. Ferner ſey der Bruder einſt in Gefahr geweſen im Rhein zu ertrinken,

aber eine heilige Jungfrau, die er ihm jetzt noch nicht nennen wolle, weil sie ihm selbst erscheinen würde, habe ihm das Leben gerettet. Nachdem der Geist dem Bruder versprochen hatte im neunten Chor der Engel, wo er nun bald aufgenommen werden würde, für ihn Messe zu lesen, verließ er ihn. Der thörichte Mönch war in Bewunderung über die Allwissenheit des vermeintlichen Geistes versunken und ahnete nicht, daß derselbe alle die verrätherischen Lebensumstände durch die Beichte erfahren habe.

Doctor Stephan, der Lector erforschte die Gesinnungen des Bruder Jetzer über die Erscheinung und da er dessen Glauben daran unerschütterlich fand, so gab er ihm eine mit einem Kreuz bezeichnete Schrift, worauf zuerst andern auch folgende drei Fragen standen:

1) Wie es um den Papst Alexander den VI. stände, der zu Ferrara den Dominikaner Hieronymus hatte verbrennen lassen?

2) Ob die Jungfrau Maria in Erbsünde empfangen wäre oder nicht?

3) Wer im künftigen Kapitel zum General des Dominikaner-Ordens erwählt werden würde?

Diese Fragen sollte er dem Geist bei der nächsten Erscheinung desselben vorlegen und die Antwort darauf erbitten.

In einer der nächſten Nächte erſchien an dem Bette des Bruders Jener eine Heilige mit prächtigen weißen Gewändern angethan, die dem erſtaunten Bruder anzeigte, daß ſie St. Barbara ſey, der er bis jetzt ſo fleißig gedient habe. Die Heilige berichtete ihm ferner, daß der Geiſt, wegen deſſen er ſich gegeißelt habe, zur ewigen Ruhe eingegangen ſey und ihm nie mehr erſcheinen würde. Endlich kündigte ſie ihm die nahe Erſcheinung der Jungfrau Maria an und forderte die Schrift des Pater Stephan von ihm, die ſie der Jungfrau zur Beantwortung überbringen und dann in heiliger Stätte niederlegen wolle, wo er ſie ſelbſt aufſuchen möge.

Der leichtgläubige Mönch verkündigte mit großer Freude die ihm durch den Beſuch der Heiligen widerfahrne Ehre und verlangte dem Pater Stephan zu beichten, um ſich der Erſcheinung der heiligen Jungfrau würdig zu machen. Darnach bat er die Kloſterobern mit ihm nach der Schrift zu ſuchen. Sie gewährten ſeine Bitte, gingen mit ihm in die Kirche und als ſie an den Frohn-Altar kamen, entzündeten ſich die Kerzen von ſelbſt und die Schrift lag mit Blut verſiegelt in dem Tabernakel. Die Kloſter-Obern erkannten ſogleich, daß das Blut, womit der Brief verſiegelt worden, aus den Wunden Chriſti gefloſſen ſey.

Um die Zeit der Metten erſchien die heilige Maria ſelbſt dem gläubigen Bruder. Sie eröffnete ihm, daß der Papſt Julius ein heiliger Mann ſey, durch den die beiden im Streit begriffenen Orden verglichen und reformirt werden ſollten. Ferner würde Papſt Julius das Feſt der befleckten Empfängniß Mariä ſtiften, denn ſie wollte dem Papſt ein Kreuz mit vier Tropfen von dem Blute ihres Sohnes ſchicken zum Zeugniß, daß ſie wirklich in Erbſünde empfangen ſey. Noch ein Kreuz, ſprach ſie, wird man im Tabernakel finden; es iſt mit fünf Tropfen von dem Blute meines Sohnes beſprengt. Dieſes Kreuz ſollte nach Rom geſchickt werden, damit der Papſt es weihe. — Noch gab ſie dem Bruder Jetzer ein Tuch mit Blut aus den Wunden ihres Sohnes benetzt und einen Brief, den ſollten die drei Dominikaner-Convente zu Nürnberg, Baſel und Bern und auch die Stadt Bern beſiegeln und dann drei Mönche aus dieſen Klöſtern dem Papſt übergeben.

Nach allen dieſen Aufträgen gebot die heilige Frau dem Mönche ihr die Hand zu geben, und als er, nicht ohne Zagen, ſolches that, drückte ſie ihm einen ſcharfen Nagel ein, ſo daß er vor Schmerz laut aufſchreien mußte. Maria beruhigte ihn aber, indem ſie verſicherte, dieſe

göttliche Gnadenbezeugung sey der Lohn seiner Andacht und ein Zeugniß vor der ganzen Christenheit. Die Wunde werde sich zweimal jährlich, nämlich am Charfreitag und am Frohnleichnamsfeste erneuern. Zuletzt ermahnte sie den Bruder sich von der Welt abgesondert zu halten, wenig zu reden und täglich drei Stunden zu beten, und dann verschwand sie, nachdem sie ihm noch eine Salbe für seine Wunde zurückgelassen hatte.

Alle diese Erscheinungen und Wunder schienen aber den vier Klosterbrüdern noch nicht hinreichend zum Zweck, daher beschlossen sie noch mehrere und auffallendere folgen zu lassen. Sie gaben dem einfältigen Bruder Jetzer einen betäubenden Trank ein und ätzten ihm noch vier Wunden ein, so daß er nun fünf Wunden, gleich dem Erlöser, an seinem Leibe hatte und dann machten sie dieses Wunder öffentlich bekannt. Da nun jedermann den Mönch mit den fünf Wundenmahlen sehen wollte, so richteten sie ein besonderes Gemach ein, wo die Gläubigen den neuen Heiligen beschauen konnten, verboten diesem aber zu reden, damit er sich nicht durch seine Einfalt verrieth, und mischten von Zeit zu Zeit betäubende Sachen in seinen Trank, so daß er aus dem Munde schäumte und Verzuckungen

bekam. Ganz Bern wurde von dieſem Wunder erbaut und die Verehrung der frommen Dominikaner erreichte den höchſten Grad.

Um den Glauben des Bruder Jetzer aufrecht zu erhalten, ließ man dieſem von Zeit zu Zeit neue Erſcheinungen ſehen. St. Thomas von Aquina, Bonaventura, Bernhard, Hieronymus von Ferarra (Savanerola) und das halbe himmliſche Heer kam nach und nach herab, um den frommen Bruder zu grüßen und ihm neue Geheimniſſe zu offenbaren, ſo daß dieſer ſich beinahe ſchon für ihres Gleichen hielt. Indeſſen mochte Pater Stephan, als ihn die Reihe traf den Heiligen zu ſpielen, die Sache doch ein wenig zu ungeſchickt angefangen haben, denn Bruder Jetzer fing Unrath zu merken an und der Heilige mußte, um eine nähere Unterſuchung zu vermeiden, entfliehen.

In der folgenden Nacht erſchien der Prior, um den Glauben des Zweiflers zu ſtärken in der Geſtalt der Jungfrau Maria und überbrachte ihm eine gefärbte Hoſtie und auch ein Fläſchgen mit dem Blute Chriſti, welches er dem Kloſter zu übergeben befahl. Aber der Argwohn des Getäuſchten war einmal rege geworden, er wollte ſich von der Identität der heiligen Jungfrau überzeugen und verlangte, daß ſie das Vater unſer

und Ave Maria beten ſollte, um zu beweiſen, daß ſie kein Geſpenſt ſey. Dieß hieß nun die gute Maria auf eine harte Probe ſtellen; denn ſie mußte ſich nun ſelbſt grüßen, und das ging nicht ohne einige Verwirrung ab, die den Erfolg hatte, daß der Bruder Jetzer die Stimme des Priors erkannte und in ſeinem Zorn ein Meſſer ergriff, womit er den Gaukler in den rechten Schenkel verwundete. Nun fiel die heilige Frau aus ihrer Rolle, ſie ergriff eine an der Wand hängende Zinnplatte und warf ſie nach dem Paſter, der aber machte Miene die Heilige anzugreifen und ſo mußte ſie entweichen. Schnell kam nun der Subprior unter der Maske der heiligen Katharina von Siena herbei, allein er fand ſo wenig Glauben und mußte vor der Wuth des Enttäuſchten entfliehen.

Darüber geriethen die Kloſterobern in Angſt; denn hielt Bruder Jetzer nicht reinen Mund, ſo war es um ihr Anſehen bei dem Volke gethan, und ſie mußten überdem noch eine ſchwere Strafe erwarten. In dieſer Noth übernahm Doctor Stephan es, den aufgebrachten Mönch zu beſänftigen. Er geſtand ihm den ihm geſpielten Betrug ein, verſicherte aber, es ſey bloß geſchehen, um ſeinen Glauben zu ſtärken, und ungeachtet der Täuſchungen ſey die befleckte Empfängniß

dennoch eine ausgemachte Wahrheit. Wollte er das mit ihm getriebene Gaukelſpiel verlauthaaren, ſo würde er ſowohl dem Anſehen des Kloſters, als auch ſeinen eigenen Ruf der Heiligkeit ſchaden, dagegen er, im Fall er ſchwiege und den Glauben an die Wunder und Erſcheinungen erhielte, nicht nur dem Kloſter ſondern auch ſich ſelbſt nützen könne, da die in dieſe Sache verwickelten Kloſterobern nicht unterlaſſen würden ſich dankbar gegen ihn zu erweiſen. Durch dieſe Vorſtellungen gelang es dem Pater Stephan, den Mönch zu beſchwichtigen und ihn zur Unterhaltung des Gerüchts von den angeblichen Wundern willig zu machen.

Die Kloſterobern waren die Leute nicht, die etwas halb thaten, daher mußte auch der letzte Schritt geſchehen, um die Barfüßer zu vertreiben. Zu dem Ende empfing Bruder Jetzer den nöthigen Unterricht wegen der Rolle, die er übernehmen ſollte, dann wurde ihm wieder unvermerkt eine betäubende Flüßigkeit in ſeinen Trank gegoſſen und ſobald ſich die Wirkung davon zu äußern anfing, führte man das arme Werkzeug der Büberei nach einer Kapelle und ließ ihn vor ein Marienbild niederknien. Pater Stephan, der ſchon in der Kapelle hinter einem Vorhange verſteckt war, ließ nun vermittelſt eines Sprach-

rohrs eine Unterredung zwiſchen Jeſus und Maria anhören, worin Jeſus ſeine Mutter frägt: warum ſie weinet? und dieſe antwortet: weil man ihr nicht die Gerechtigkeit widerfahren laſſe zu glauben, daß ſie in Sünden empfangen ſey. Nachdem nun der Pater Stephan noch mehreres zweckdienliches im Namen der heiligen Jungfrau geſprochen hatte, ſchlich er aus der Kapelle, verſchloß ſolche und ſorgte, daß das Gerüchte von dem weinenden Marienbilde unter die Leute käme. Er hatte ſich dazu mit Erfolg einiger alter Weiber bedient, die ſogleich allenthalben das neue Wunder verkündigten, wodurch ein unermeßlicher Zulauf nach der Kapelle veranlaßt wurde. Die vier Kloſteröbern kamen nun auch hinzu, thaten als ob ſie von nichts wüßten, hießen die Kapelle aufſchlieſſen und fragten den noch immer auf den Knieen liegenden Mönch, wie er dahin käme und was er da mache? Pater Jener berichtete, daß er von einem Geiſt dahin verzuckt ſey und wichtige Dinge erfahren habe, die er aber nur in Gegenwart der vier Oberſten aus dem Berner Rath entdecken könne. Dieſe wurden ſogleich gerufen und begaben ſich nach der Kapelle. Es waren ſolches Rudolph von Erlach, Wilhelm von Diesbach, Leonhard Hüpſche und Rudolph Huber. Der Mönch verkündigte ihnen, daß die heilige

Jungfrau den nahen Untergang der Stadt Bern beweinet habe, der gewiß erfolgen werde, wenn ſie noch länger vom Könige von Frankreich ein Jahrgeld nähmen und die Barfüßer nicht vertrieben. Die Rathsherren, die das Gaukelſpiel wohl begriffen, ſchwiegen zu dieſer Verkündigung ſtill. Dem Pater Jetzer wurde nun das Sacrament gereicht; da er aber bemerkte, daß die Hoſtie gefärbt war, ſo muthmaßte er ganz richtig, daß ſie vergiftet ſey und weigerte ſich daher, ſie zu nehmen. Man mußte ihm alſo eine andere reichen und dann führte man ihn in Prozeſſion nach dem Chor der Kirche.

Der Glaube der Frommen in Bern war auf ſtarke Proben geſetzt worden und hatte ſie beſtanden; aber noch weiter zu gehen durfte man nicht wagen. Das Werkzeug dieſer Gaukeleien hatte ſeine Dienſte gethan und ſollte nun bei Seite geworfen werden. Bruder Jetzer nämlich war nun im Kloſter nichts mehr nütze, wohl konnte er aber den Betrug ausplaudern, beſonders da er gemerkt hatte, daß man ihn am Altar mit der Hoſtie hatte vergiften wollen; darum beſchloß man ſich ſeiner zu entledigen; nur war man noch nicht einig; auf welche Art. Der Eine rieth zum Vergiften, der Andere zum Erſäufen; der Dritte wollte ihn erwürgen und der

Vierte einmauern und den Hungertod sterben lassen. Der Zufall fügte es, daß Bruder Jetzer diese Rathschläge unvermerkt mit anhörte und daher war er auf seiner Hut. Da er nun einmal überzeugt war, daß ihm die vier Klosters Obern nach dem Leben standen, so beobachtete er alle ihre Schritte sehr genau und da entdeckte er denn auch bald einen ärgerlichen Umgang zwischen den frommen Vätern und einigen schönen Frauen; ja einmal überraschte er die heiligen Gaukler sogar, wie sie in weltlichen Kleidern, verfertigt von seinem dem Kloster geschenkten Seidenzeuge, bei den Weibern waren. Nun galt es kein Schonen mehr, und die Obern nahmen die erste Gelegenheit wahr, um dem guten Jetzer ein aus Kräutern und zerquetschten Spinnen bereitetes Gift beizubringen. Wahrscheinlich aber war die Dosis nicht stark genug, denn die gehoffte Wirkung erfolgte nicht. Nun brachte der Prior ihm eine vergiftete Suppe, aber Jetzer aß sie nicht, sondern setzte sie einigen jungen Wölfen vor, die im Kloster gehalten wurden und diese starben wenig Augenblicke nach dem Genuß der Suppe. Darauf legte man ihn in Eisen, zwickte ihn mit Zangen und zwang ihm einen fürchterlichen Eid ab, daß er nichts von dem gespielten Betruge mit den Erscheinungen und von

dem ärgerlichen Leben der Kloſter-Obern entdecken wolle.

Bruder Jetzer benützte den erſten günſtigen Augenblick um zu entfliehen, warf ſein Mönchsgewand ab und arbeitete wieder in ſeinem Handwerk. Dieſes mußte aber natürlich ein groſſes Aufſehen machen und der Berner Rath, der längſt die Gaukeleien der vier Kloſter-Obern für das genommen hatte, was ſie waren, befragte Jetzern um die Urſache ſeines Entweichens. Der entdeckte ſo viel davon, als er glaubte ſagen zu können, um dem Kloſter nicht zu ſehr zu ſchaden. Doch immer genug für die klugen Rathsherren, um das ganze Gewebe der Betrügerei und Büberei zu durchſchauen. Demungeachtet wollten ſie es nicht wagen die geiſtlichen Böſewichter feldt zu richten, weil ſie in den Bann zu fallen fürchteten. Als aber die Dominikaner eine Bothſchaft nach Rom ſandten, um ihren Willen gegen die Barfüßer und gegen den Rath zu Bern wegen des Jahrgeldes von Frankreich durchzuſetzen, da ſahe ſich der Berner Magiſtrat genöthigt auch eine Geſandtſchaft an den Papſt abgehen zu laſſen und um Ernennung einer unpartheiiſchen Commiſſion zur Unterſuchung der von den Dominikanern geſpielten Betrügereien zu bitten.

Der Papſt gewährte dieſes Geſuch und beauf-

tragte die Bischöfe von Lausane und Sitten, den Dominikaner-Provinzial und einige andere Geistlichen zur Untersuchung. Den Dominikaner-Provinzial mußte man gleich anfangs entfernen, weil er dem Pater Stephan einen Wink gegeben hatte, zu schweigen, die übrigen Commissarien trieben die Untersuchung mit Unpartheilichkeit und nun kamen nicht nur die gespielten Betrügereien und die beabsichtigte Vergiftung des Bruder Jetzer, sondern auch noch außerdem eine Menge der empörendsten Schandthaten an den Tag und unter andern auch beträchtliche Diebstähle, die sie an dem Schatze und Kleinodien des Klosters verübt hatten. Die Bischöfe berichteten darüber an den Papst und baten die Untersuchung geheim halten zu dürfen, damit Aergerniß vermieden werde. Aber der Papst verweigerte dieses und befahl ausdrücklich, daß acht Rathsherren von Bern mit zugezogen werden sollten. Auch ertheilte er der Commission eine unbeschränkte Vollmacht, das Urtheil über die Betrüger zu fällen. Dieses fiel dahin aus, daß die vier Mönche den Feuertod leiden sollten, welche Strafe denn auch den 31sten Mai 1509 in Bern vor dem Barfüßer Kloster an ihnen vollzogen wurde.

Ein Ungeheuer aus reiner Neigung zum Böſen.

Verkehrte Erziehung, heftige Leidenſchaften, Genußliebe, Verführung, Bedürfniſſe, die auf rechtlichem Wege nicht befriedigt werden können, ſind es, die den Menſchen zum Verbrechen verleiten und ihn nicht ſelten zum vollendeten Böſewicht machen. Auch das herrliche Gemüth kann verderbt, auch die vortrefflichſten Anlagen können übel angewandt und zu Schandthaten gemißbraucht werden, wenn widerwärtige Umſtände ſich dazu vereinigen; doch wohl ſelten nur thut ein Menſch Böſes aus reiner Neigung dazu, ohne einen andern Zweck. Das Stattfinden dieſer gräßlichen Neigung hat man bezweifeln wollen; ihr Daſeyn iſt leider erwieſen, wiewohl ſie, zur Ehre der Menſchheit, zu den ungewöhnlichen Erſcheinungen gehört. Ein Beiſpiel von einem

solchen teuflischen Hange Böses um des Bösen willen zu thun liefert folgende Geschichte, die wir, ihrer größeren Beglaubigung wegen mit des Chronisten eigenen Worten mittheilen:

Historie, von einem gräulichen Mörder und Mordbrenner zu Danzig, Hanns Briger genannt.

Es ist zu Danzig ein Fleischhauer gewesen, Hanns Briger genannt, aus Schlesien bürtig, welcher, da er zehn Jahr alt gewesen, seinen leiblichen Vater des Nachts im Stalle, als sie den Pferden essen geben sollten, erstochen hat. Ist nach Danzig gelaufen, allda er das Fleischer Handwerk gelernt, und darauf eine Wittwe ge ehelicht hat, welcher er alles verspielet, was sie hatte, und da sie darum zornig ward, erstickte er sie mit einem Bettpfühl. Nahm eine Junge, ermordet viel Menschen, nicht des Geldes sondern Wohllust halben. Und war das seine Weis, wenn er auf die Dörfer fuhr, wo er mit Fug nur konnte, ermordete er so viel er vermochte. Das trieb er lange Zeit, und man fand überall Todte, und niemand wußte wer es that. Er hatte sich auch fürgenommen, auf den Frohnleichnamstag, wenn man in der Prozession wäre die Stadt an vielen Oertern anzustecken, zu sehen wie das Volk würde laufen, und was doch

die Pfaffen und Mönche mit dem Sacrament, wie man es hieß, thun würden, doch entsatzt er sich für den Mägden, so zu Haus geblieben, und der Häuser hüteten. Ihm aber eine Freud' und andern Leid zu machen, er einen Jungen so sein Landsmann war, den sein Herr übel um Diebe-rei willen geschlagen hatte, an sich gebracht, reißt ein Brett am Theerhof (darinnen an die 20,000 Mark werth Theer lag, den Kaufleuten zustän-dig) abe, hilft dem Jungen ein, läßt das Feuer-werk in Knochen einlegen, gehen wieder in die Stadt. In St. Agneten Nachts, Glock Zehen gehet das Feuer an, verbrennt den Hof mit dem Theer, wurd ein greuliches erschreckliches Feuer. In der Motlau darbei lagen die großen Schiffe eingefroren, da bot man zu hundert mehr oder weniger Mark für ein Schiff zu retten, die denn auch mit großen Unkosten gerettet worden. Dar-bei standen fünf Speicher voller Waar, als Flachs, Wachs, Hopfen, Speck, Mardern, Zo-beln und andere theure Felle; war alles schon gepackt, auf daß man's am aller ersten zu Schiff und Seewärts nach England brächte. Da bo-ten die Kaufleute für jeden 2000 Mark zu retten, derhalben jedermann retten wollte, und die Dä-cher gar voll stiegen; auch nicht nachließen, bis die Dächer einfielen und in die 300 Personen

verbrannten; der Schaden der verbrannten Güter aber wurde berechnet auf Sieben Millionen Mark, und ob man schon viel forschet, wer dieses Feuer angelegt habe, auch mancher damit verdacht ward, so blieb es doch still.

Da war eine Bierschänkerin, so sich mit Einem, Hans Sachs genannt, verlobet hatte, die waren Beide im Geschrei daß sie viel Geld hätten. Das Weib aber, ehe sie Köstung *) machten, ging Wallen gen Welfensack zum heiligen Blut, denn solche Wallfahrt hatte sie von ihrem vorigen Mann im Todbette angenommen, und läßt den Bräutigam mit einem kleinen Töchterlein zu Haus Bier zu schenken, dahin kömmt auch Hanns Briger. Als er denn viel saufen konnt', säuft er die Andern hinweg, blieb allein ein Böttger, dem der Wirth Herberg zugesagt hatte. Der Wirth legt sich, das Mägdlein, so Bier auftrug war auf einem Kasten eingeschlafen. Birger hebet einen Hader mit dem Böttger an, stößt ihn zur Thür hinaus, schleußt zu, lauret auf einer Bank, bis alles still wurd', da gehet er zum Mägdlein, darnach zum Bräutigam, schneidet ihnen die Kehlen mit einem Fleis-

*) Köstung, preußischer Provinzial-Ausdruck für Hochzeit.

ſchermeſſer ab, bricht einen Kaſten auf, nimmt 300 Mark an Golde, ſchleußt zu und gehet davon. Des Morgens will das Volk Bier holen, das Haus will nimmermehr aufgethan werden. Das mißdeucht dem Volk, zeigen's dem Unterſchulzen an, der ließ das Haus aufbrechen und man fand die Ermordeten. Da ward ein groß Zugelauf; Einer ſagt von Dieſem, der Andere von Jenem, ſo geſtern zum Bier allda geweſen; auch wurd' Hanns Brigers und des Böttgers, ſo zuletzt ſollten geblieben ſeyn, etlich mal gedacht. Das höret ſein Weib, ſo da vorüber ging, und nichts davon wußte, die kommt zu Haus und ſaget: „Hanns, es iſt ein greulich Mord allda begangen und Ihr werdet auch da genannt. Habt Ihr Schuld, ſo ſehet, daß Ihr Euch hie nicht lang ſäumet.“ Er wird zornig, ſie entſpringt ihm zur Thür hinaus, ſo ſchickt er ihr das Mordmeſſer nach, das in einer Rinnen, ſo vor dem Hauſe lag, zerbrach. Der Böttger ward vor den Rath geholet, der bekannt auf Hans Brigern, wie er ihn zur Thür hinaus geſtoßen habe. Der Rath aber wußte nicht wie man mit Fug an Brigern kommen möchte. Hebet ein Rathsherr an: Es ſey ihm, wie ihm wolle, ich habe ihm vor etlichen Jahren 50 Mark Geldes geliehen, hab ihn ſeit der Zeit

oftmals mahnen lassen, aber nichts bekommen können; bis heute morgen Glock sechs bracht er mir 25 guter alter Ungarischer Güiden. Auf dieß wurd' er gesetzt. Er pocht, dräuet hart: würden sie es ihm nicht gut thun, er hätte zween Brüder, sie würden's ungerochen nicht lassen. Die Brüder werden geholet, da hebt der eine an: „Ja ich sagt's Hansen genug, er sollte ihn nicht ermorden, es würde uns sonsten also ergehen" und meinten sie würden eines Todschlages willen, so sie an einem stillen Freitage begangen, geholet. Nun war zu Danzig ein Henker, Meister Lammert genannt, sehr beschrien, der peinigt ihn eine ganze Nacht; wollt gar nichts bekennen, daß auch die Herren übel erschraken, doch nachher Meister Lammert ihn mit einem geringen Stück, doch wunderlicher Peinigung, beichten lehrte, daß er alles sein Leben bekannt. Wenn man ihn zur Reue und Buße ermahnte schwieg er stock still. Nun hätte man ihn gern gebraten, so war er zu schwach. Seine Brüder köpft man. Ihn schlept man aus, nachdem er zuvor mit glühenden Zangen gerissen worden. Als er wieder ermahnet ward, sprach er: O, ich unseeliger Mensch, hätt' ich doch meinem Sinne gefolget. Er wurd' gefragt worinnen? Da sagt er: Da ich vom Mord

des Bräutigams heim kam, wollt' ich mein Weib und Kinder erstochen haben, aber der Teufel hindert es." Darauf warf ihn der Büttel mit seinen Knechten zur Erden, und zerstieß ihm alle seine Knochen; richtet ihn drei ganzer Stunden lang, nahm also mit großen Schmerzen sein Ende, wurd' auch über's Rad gehangen.

Daß der Theerhof angesteckt und verbrannt wurde, geschah anno 1494. den Dienstag vor Fastnacht; hingerichtet wurde Hans Briger Freitag vor Pfingsten.

Herborn,
gedruckt mit Kriegerschen Schriften.

Verzeichniß

der eingeschlichenen Druckfehler, die den Sinn mehr oder minder entstellen, und hiernach zu verbessern sind.

Seite 1 Zeile 7 für höchstmerkwürdig lese man höchst merkwürdig

— 3 — 2 — Adels Aristokratie l. Adels-Aristokratie

— 9 — 25 — Lokrec l. Lokiec

— 10 — 11 — deutschen Rittern l. deutschen Ordens-rittern

— 11 — 26 nach retten fehlt: und

— 13 — 23 für Bonfinus lese man Bonfini.

— 14 — 10 fehlt hinter Krakau: nebst seiner Gemahlin

— 39 — 26 u. 27 für Tartar Chan l. Tartar-Chan

— 40 — 22 für von dem Flusse l. durch den Fluß

— 44	— 16 —	Grakau	—	Krakau
— 53	— 12 —	als	—	als
— 65	— 14 —	Lehnsweise	—	Lehnsweise
— 77	— 10 —	die	—	der
— 80	— 4 —	niederm	—	minderm
— 84	— 19 —	Reuter	—	Reiter

NB. Dieses Wort kommt noch öfter, auf gleiche Weise gesetzt vor.

— 133	— 15 für	dachte	l.	drohte
— 135	— 20 —	nemlich	—	nämlich
— 143	— 16 —	Thumshirn	—	Thumshirns
—	— —	23 nach lassen fehlt: ein —		
— 155	— 23 —	und setze: er		
— 158	— 24 für	bekleideten	l.	Bekleideten
— 169	— 13 —	auf	—	an
—	— —	des	—	dem

Seite	170	Zeile	9	für	benevolentae	lies benevolentiae
—	173	—	4	—	den	— denn
—	203	—	5	—	aufgeſchlagen	— ausgeſchlagen
—	210	—	21	—	Xelius	— Xelius
—	219	—	1	—	Makomanner	— Markomanner
—	226	—	26	—	nun	— nun
—	227	—	21	—	kataloniſche	— katalauniſche
—	241	—	10	—	Pannana	— Pannonien
—	256	—	am Ende der Seite fehlt: (Der Beſchluß folgt im zweiten Bande.)			
—	260	—	7	—	Kaiſrs	— Kaiſers
—	261	—	22	—	factiſiret	— factiſiret
—	263	—	15	—	factimiret	— factiſiret
—	265	—	19	—	Merda	— Minerva
—	—	—	26	—	Hofe	— Höfe
—	266	—	4	—	ſalviret	— ſalviret
—	267	—	4	—	ſeiden	— Seiden
—	272	—	20	—	leſeret	— leſiret
—	273	—	10	—	bis	— biſt
—	284	—	1	—	Heſpania	— Hiſpania
—	334	—	1	—	fär	— für
—	332	—	11	—	Turnieren	— Turniere
—	356	—	20	—	Anchelmum	— Anhelmum
—	365	—	20	—	nun	— um.

In der Verlagshandlung sind folgende neue Bücher erschienen:

Annalen der Forst- und Jagdwissenschaft, herausgegeb. von C. P. Laurop. 3r Bd 1 bis 4s Stück. 4r Bd. 1 bis 4s Stück. 5r Bd. 1 bis 4s Stück. 6r Bd. 1 bis 4s Stück. Jedes Stück 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Bohlmann, C. F., von dem Starrkrampf der Pferde und dessen Heilung, nach neueren Ansichten bearbeitet. gr. 8. geh. 821. 6 gr. oder 24 kr.

v. Boyneburg, neue landwirthschaftliche Erfahrungen mit Kupfern und Tabellen; nebst einem Anhang über die alte und neue landwirthschaftsverfassung. 8. 819. 20 gr. od. 1 fl. 30 kr.

Busch, Dr. J. D., auserlesene Beobachtungen aus der technischen Geburtshülfe, nebst Kupf. gr. 4. 817. 2 thl. od. 3 fl. 36 kr.

— — System der Thierheilkunde. 1r bis 3r Bd. gr. 8. 819 — 822. 8 thlr. od. 14 fl. 24 kr.

Julius Caesar de bello gallico et civili, editio emend. accurata. 8. 820. Schreibpap. 20 gr. od. 1 fl. 30 kr.

Conradi, D. J. W. H., Grundriß der medicin. Encyclopädie und Methodologie, 2te Aufl. gr. 8. 1815. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

— — Handbuch der Pathologie und Therapie. 1r Band, 3te verbess. Ausg. Allgemeine Pathologie. 2 thl. od. 3 fl. 36 kr. 2r B. 2 Thle. 2te verbess. Ausg. Besondere Pathologie. gr. 8. 819 — 20. 8 thl. oder 14 fl. 24 kr. zusammen 10 thl. oder 18 fl.

Cornelius Nepos ad optimorum librorum fidem editus. 8. 818. 8 gr. od. 36 kr.

Herold, Entwickelungsgeſchichte der Schmetterlinge, anatomiſch und phiſiologiſch bearbeitet; mit 32 illuminirten und ſchwarzen Kupfertafeln. gr. 4. geh. 815. 8 thlr. od. 14 fl. 24 kr.

Homers Hymnen und Batrach'omyomachie; überſetzt und mit Anmerkungen verſehen von F. Kämmerer. gr. 8. 815. 2 thl. 6 gr. od. 4 fl. 3 kr.

Hünersdorf, L., Anleitung zu der natürlichſten Art Pferde abzurichten, 4te verm. Aufl. 8. 818. 1 thl. 12 gr. od. 2 fl. 15 kr.

Lucä, S. E., Grundriß der Entwickelungsgeſchichte des menſchlichen Körpers. gr. 8. 819. 1 thl. 6 gr. od. 2 fl. 15 kr.

Mahn, E. A. P., Darſtellung der Lexicographie nach allen ihren Seiten. 1r Thl. gr. 8. 817. 3 thl. 12 gr. od. 6 fl. 18 kr.

Merrem, B., Verſuch eines Syſtems der Amphibien, deutſch und lateiniſch. gr. 8. 820. 1 thl. 18 gr. od. 3 fl. 9 kr.

Münſcher, Dr. W., Handbuch der chriſtlichen Dogmengeſchicht. 1r bis 4r Bd. Neue verbeſſerte Auflage. gr. 8. 817. 7 thl. 16 gr. od. 12 fl. 36 kr.

von der Mahmer, über den Advocatenſtand. 8. 819. geh. 8 gr. od. 36 kr.

Nöding, E., kurze Geſchichte von Heſſen für Schulen und zum Selbſtunterricht. 8. geh. 821. 18 gr. od. 1 fl. 21 kr. ohne Kupf. geh. 8 gr. od. 36 kr.

Rauſchnick, Dr., Geſpenſterſagen. 2 Thle. 8. 817 — 19. 2 thl. 12 gr. od. 4 fl. 30 kr.

Rehm, F., Handbuch der Geſchichte des Mittelalters. 1r 2r Bd. gr. 8. 1820 — 1822. 6 thl. od. 10 fl. 48 kr.

Reinhard, L., kurze Anleitung zur practiſchen Feldmeßkunſt, Arithmetik und Quadratrechnung, nebſt einer kurzen Anweiſung zur Cubikrechnung für Anfänger. 4te verbeſſ. Aufl. mit 5 Kupfertafeln. gr. 8. 820. 12 gr. od. 54 kr.

Riſtelhueber, Verſuch über den Militair-Hoſpitaldienſt, nebſt einem Entwurf zu einem Militair-Hoſpitalreglement mit Schemas und Modellen. gr. 8. 815. 2 thl. od. 3 fl. 36 kr.

Scherer, J. L. W., Religionsgeſchichte für die Jugend, zum Gebrauch für Eltern, Prediger und Lehrer, 2 Thle. 4te verbeſſ. Aufl. 8. 819. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

Schmieder, K. Ch., Reiſebuch für junge Handwerker, die ſich auf der Wanderſchaft befinden, mit einer Charte von Deutſchland. 8. 820. 14 gr. od. 1 fl.

Schmitthenners, F., deutſche Sprachlehre für Gelehrtenſchulen. 8. 822. 16 gr. od. 1 fl.

Spieker, J., Verſtandesbuch für Landſchulen. 3te verb. Aufl. 8. 821. 8 gr. od. 36 kr.

— — über den Gebrauch des Rationalismus beim Religions- und Volksunterricht. 8. 821. 8 gr. od. 36 kr.

Stiffi, Oberbergrath in Wiesbaden, ausführliche Abhandlung über Aufbereitung der Erze, mit vielen Kupf. gr. 8. 817. 2 thl. 8 gr. od. 4 fl. 12 kr.

Sylvan, ein Jahrbuch für Forſtmänner, Jäger und Jagdfreunde, herausgeg. von C. P. Laurop u. V. F. Fiſcher mit ſchwarzen u. illuminirten Kupfern; auf die J. 1813. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20 u. 21.; jeder Jahrgang zu 1 thl. 16 gr. od. 3 fl.

Taſchenbuch für Forſt- und Jagdfreunde, herausgegeben von L. C. E. H. F. von Wildungen, von dem Jahr 1794 bis 1812. 9 thl. 16 gr. od. 17 fl. 24 kr.

Thielemann, Ch., Anleitung für Landwirthe die Pferde geſund zu erhalten und die gewöhnlichſten Krankheiten derſelben zu verhüten und vernünftig zu behandeln; mit einer Vorrede von J. D. Buſch. 8. geh. 818. 18 gr. od. 1 fl. 21 kr.

Ullmann, J. Chr., ſyſtematiſch-tabellariſche Ueberſicht der mineralogiſch-einfachen Foſſilien. gr. 4. 815. 5 thl. od. 9 fl.

Uſeners Lehre und Troſt der heiligen Schrift. Ein Handbuch auf dem Krankenlager. gr. 8. 817. 18 gr. od. 1 fl. 21 kr.

Vollgraff, Dr C., vermiſchte Abhandlungen, aus dem Gebiete des Criminal-, Staats- und teutſchen Privat-Rechts. 1r Bd. gr. 8. 822. 1 thl. od. 1 fl. 30 kr.

Vorzeit, die, ein Taſchenbuch auf 1820. mit Beiträgen von v. Arnoldi, Rauſchnick, Uſener u. a. herausg. von K. W. Juſti, mit Kupf. u. geb. 1 thl. 12 gr. od. 2 fl. 45 kr.

Daſſelbe auf 821. 1 thl. 12 gr. od. 2 fl. 45 kr.

— auf 822. 1 thl. 16 gr. od. 3 fl.

Wenderoth, G. W. F., Lehrbuch der Botanik zu Vorleſungen und zum Selbſtſtudium. gr. 8. 821. 3 thl. od. 5 fl. 24 kr.

Wiederhold, L. H., die Wiſſenſchaft der indirecten Steuern. 1r. Bd. Handbuch der Literatur und Geſchichte der indirecten Steuern. gr. 8. 820. 1 thl. 16 gr. od. 3 fl.

Wittwer, Beiträge und Erläuterungen zu Hartigs Forſt-Lehrbuch. 1r Bd. gr. 8. 819. 1 thl. 6 gr. od. 2 fl. 15 kr.

von Wolf, neuer Auszug aus den Anfangsgründen aller mathematiſchen Wiſſenſchaften, herausg. von Langsdorf u. J. L. Mayer mit umgeändertem Text von K. N. Müller. Neue Ausg. gr. 8. 818. 1 thl. 4 gr. od. 2 fl. 6 kr.